hofer

unst

ngen

A, E, F

11 Dez. abzuziehen 8 Januar

Lebenskunst und Lebensfragen.

Ein Buch fürs Volk
von Max Haushofer.

Ravensburg
Verlag von Otto Maier.

Lebenskunst
und
Lebensfragen.

Ein Buch für's Volk

von

Max Haushofer.

Ravensburg.
Verlag von Otto Maier.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

An die breitesten Schichten des Volkes wendet sich dieses Buch.

Es möchte in leichtverständlicher Form eine Reihe von Gedanken bieten, die sich mit den Zuständen, Schicksalen, Pflichten und Aufgaben des Lebens beschäftigen, mit dem Charakter und den Verhältnissen der Menschen. Strenge und ernste Wissenschaften, die Psychologie, die Ethik, die Soziologie und Theologie, haben diese Gegenstände und Fragen schon längst behandelt. An volkstümlichen Bearbeitungen derselben aber fehlt es.

In ziemlich zahlreichen Schriften ist die Lebenskunst recht äußerlich behandelt worden, als sogenannter „guter Ton". Nur zu oft hat man die Leser solcher Bücher auf glatte Umgangsformen hingewiesen und in diesen Umgangsformen die Hauptsache gesehen; man hat sie angeleitet, gesittet zu *scheinen*, statt es zu sein. Die Wirkung war dann, daß hinter lauter Aeußerlichkeiten der wirkliche Inhalt des Lebens verloren ging.

Der Zweck unseres Buches war ein anderer. Nicht das sollte dieses Buch lehren, wie man sein Wesen mit einem äußeren Firnis überzieht; sondern wie man sein Wesen und das Wesen seiner Mitmenschen zu beobachten hat, um aus dieser Beobachtung heraus zur steten Ver-

besserung und Veredlung zu schreiten. Die Aufgabe war nicht leicht, denn das Buch mußte so geschrieben werden, daß es möglichst verschiedenen Schattierungen von Bildung, daß es allen Lebensaltern lesbar werde.

Es wollte ein Buch sein, das denkenden Menschen aller Stände einen nützlichen Einblick giebt in die zahlreichen und vielartigen Verhältnisse, in welche das Leben den Menschen versetzt. Rein menschliches Leben sollte hier allein zur Darstellung kommen; ausgeschlossen sollten grundsätzlich alle jene Fragen werden, die dem religiösen Leben angehören. Das religiöse Gefühl nirgends zu verletzen, aber auch nirgends unsere Ausführungen an dasselbe zu heften, war überall unser Bemühen; lediglich weltliche Erörterungen und Ergebnisse wollten wir auch nur auf den rein weltlichen Boden der Alltagserfahrung stellen, ohne in jenes höhere Gebiet hinaufzugreifen, wo nur mehr die Glaubenslehre und die Philosophie dem Menschen Führer sein können.

Möge es diesem Buche gelingen, eine Lücke auszufüllen zwischen jenen Werken, welche die Lehren einer edlen und gerechten Lebensführung an die Glaubenslehren anknüpfen und denjenigen, die bloß über die rein äußerlichen Lebensformen Belehrung bieten, die aber den inneren Menschen, seine Eigenschaften und Zustände nicht berücksichtigen. Und wir werden nicht nur Freunden dankbar sein, die wir gewinnen, sondern auch Gegnern und Tadlern, von denen wir lernen können.

M. Haushofer.

Erster Abschnitt.

Lebensziele.

Wozu leben wir?

Wozu wir leben? Wer sich diese Frage niemals vorgelegt und niemals den Versuch gemacht hat, ernsthaft darüber nachzudenken: der verdient eigentlich gar nicht zu leben. Er lebt entweder ein ganz zielloses Leben, oder seine Lebensziele sind solche, die er sich nicht selber mit Bewußtsein vorgesteckt hat.

Beides hat annähernd den gleichen Erfolg.

Denn der Mensch, der sich nicht selbst mit Bewußtsein ein bestimmtes Lebensziel vor Augen setzt: der erhält seinen Lebensweg von anderen oder vom Zufall gewiesen.

Es ist natürlich, daß der Mensch nicht von klein auf an Lebensziele denken kann. Dem kleinen Jungen sagt sein Vater, wenn es ein vernünftiger Vater ist: Du lebst zunächst, um zu lernen und ein braver Mensch zu werden. Und wem das der Vater nicht sagt, dem sagen es andere Erzieher. Sie sagen es dem Kinde in der Voraussetzung, daß es vorläufig genügend sei.

Später kommt aber ein Zeitpunkt, wo diese einfache Lebensregel nicht mehr ausreicht. Wann dieser Zeitpunkt eintritt, ist verschieden. Der Sohn wohlhabender Eltern,

der bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre einen wohlgeregelten Schulgang durchmacht, hat lange, erst bis zu seiner Berufswahl, keinen äußeren Anlaß, über die Frage, wozu er eigentlich lebt, ernsthaft nachzudenken, wenn nicht Erzieher, Freunde oder Bücher ihm diesen Anlaß geben. Für den heranwachsenden Menschen, der keinen solchen geregelten Lebensgang hat, kann die Frage früher schon brennend werden.

Ja — wozu leben wir?

Je nach der Erziehung und dem Charakter des Menschen kann eine ganze Reihe von Antworten auf diese Frage gegeben werden.

Einer wird vielleicht sagen: Ich lebe, weil ich leben muß, weil ich einmal da bin. Das ist keine ganz unvernünftige Antwort auf die Frage; es läßt sich aus dieser Antwort noch etwas machen; nur muß man sie vertiefen.

Ein anderer wird vielleicht sagen: Ich lebe, um glücklich zu werden. Auch aus dieser Antwort läßt sich etwas machen. Nur muß man, wenn sie etwas bedeuten soll, wissen, was das Glück ist.

Wenn uns aber jemand sagt, er lebe, um das Beste aus dem Leben zu machen, was sich daraus machen läßt: das ist die richtige Antwort. Richtig, soweit sie in einem so kurzen Satze ausgesprochen werden kann. Ein Sprichwort, welches der Volksmund gebildet hat, lautet: Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben. Dieses Sprichwort läßt sich darüber aus, wie man leben soll; und das steht im Zusammenhang mit der Frage, wozu man lebt. Denn wie man leben soll, weiß man

nur dann genau, wenn man zuvor ergründet hat, wozu man lebt.

Das „Wie“ man leben muß, wird dem Menschen von klein auf durch seine Eltern und Erzieher stückweise beigebracht. Das „Wozu“ aber ist eine einzige große Frage. Manche beantworten sich diese Frage gar nicht.

Bei einer Fußwanderung kam ich spät abends einmal zu einem armen Schuhmacher, um einen schadhaft gewordenen Schuh flicken zu lassen. Ich saß in seiner Stube, während er an dem Schuh herumhämmerte und schaute seiner jungen Frau zu, die ein kleines Kind auf dem Arme trug; ein andres hing an ihrem Rocke. Und mit dieser Doppellast mußte sie die Abendsuppe für die Familie kochen.

„Das ist ja recht mühsam,“ sagte ich, „Köchin sein und Kindermagd zugleich!“

Die Frau lachte, daß ihre weißen Zähne blitzten. „Dafür bin ich ja da!“ gab sie mir fröhlich zur Antwort.

Diese Frau wußte genau, wozu sie lebte: um für ihre Kinder und ihren Mann zu sorgen. Das war aber auch ein sehr einfaches Dasein. Nicht jedes Leben ist so klar in seinen Zielen, daß derjenige, der es lebt, keinen Augenblick im Zweifel über diese Ziele ist.

Der junge Mann zum Beispiel, der aus dem elterlichen Hause ins Leben tritt, hat zunächst gewöhnlich niemand, für den er sorgen muß. Die Frage, wozu er lebt, betrifft also bloß ihn allein. Wenn er sich nun sagt: Ich lebe, um aus dem Leben das Beste zu machen, so muß er sich doch dieses Ziel genauer zergliedern und in gewissen großen Einzelheiten deutlich machen. Er

wird also jenen Grundgedanken vielleicht folgendermaßen weiterspinnen:

Das Beste, was sich aus dem Leben machen läßt, weiß ich beim Beschreiten dieses Lebens noch nicht genau. Ich muß es näher kennen lernen, während ich es verfolge. Bei jedem ernsten Schritt im Leben muß ich erwägen, ob er mich diesem Besten näher bringt oder mich von ihm entfernt. Jedenfalls ist das Beste, was ich aus meinem Leben machen kann, etwas, das meinen Mitmenschen Behagen und Nutzen bereitet und mir selber innere Befriedigung verschafft. Und wenn auch dieses Beste, das ich mir gestalten kann, kein Herrscherglanz und keine Unsterblichkeit wird: ein Hinaufsteigen soll es doch sein von Jahr zu Jahr und von Tag zu Tag! Ein Hinaufsteigen in der Achtung der Menschen und in meiner eigenen Achtung! Ein Hinaufsteigen auf den Stufen der Erkenntnis und der Leistung!

Und wenn mir der äußere Erfolg versagt bleibt, jener Erfolg, der in Stellung und Einkommen und in Ehrenbezeugungen der Menschen besteht: der innere Erfolg wird mir nicht ganz verschlossen bleiben. Ich werde mir dereinst sagen können: das Beste, was sich aus dem Leben machen läßt, wollt' ich daraus machen. Gelang auch das nicht überall und immer, so hab' ich doch das Ganze nicht verfehlt!

Ansprüche.

Wir verlangen von unserem Dasein fortwährend; aber für das, was wir verlangen, müssen wir auch leisten. Wir verlangen leibliches Wohlbefinden: Nahrung, Wohnung, Kleidung, Gesundheit, die nötige Ruhe, Schutz unserer Person gegen äußere Angriffe und Widerwärtigkeiten. Ueber dieses notwendigste hinaus verlangen wir auch Dinge und Zustände, die nicht absolut zum Dasein erforderlich sind, aber dasselbe doch verschönen und angenehm machen. So fordern wir die Achtung unserer Mitmenschen, Lebensgenüsse aller Art. All das zusammen nennen wir Lebensansprüche. Diese Ansprüche werden, je weiter die Gesittung fortschreitet, um so umfangreicher, gestalten sich auch immer verschiedener bei den einzelnen Menschen. So unterscheiden wir anspruchlose und anspruchvolle Leute; und es ist nicht möglich, ein Durchschnittsmaß von Ansprüchen festzustellen, das jeder zu erheben berechtigt ist.

Anspruchlos zu sein hat seine Vorzüge und seine Schattenseiten. Der Anspruchlose wird jedenfalls vom Leben leichter zufrieden gestellt, als der Anspruchsvolle. Weil er noch nicht so viel genossen hat, bietet ihm sein eigenes Verdienst oder der Zufall viel leichter Lebens-

genüsse, die ihm noch fremd sind und die ihn als neue erfreuen. Aber wenn alle Menschen beständig gleich anspruchlos wären, gäbe es keinen Fortschritt; die Gesellschaft bliebe bei den rohesten Zuständen stehen.

Die Anspruchvollen sind's, die neue Bedürfnisse, neue Lebensgenüsse ins Dasein einführen. Je mehr sie haben und genießen, um so mehr begehren sie. Ein Genuß, den sich der Anspruchlose hier und da im Leben erlaubt und der ihm dann Freude, ja wirkliches Glücksgefühl verschafft, wird dem Anspruchvollen zur Gewohnheit. Er verschafft ihm dann keine Freude mehr; wohl aber ärgert es ihn, wenn er auf einen gewohnten Genuß verzichten muß.

Von Rechts wegen müßte es so sein, daß dasjenige, was jeder beansprucht, im Zusammenhange steht mit dem, was er für die anderen leistet. Das wirkliche Leben weicht aber von diesem Grundsatze der Gerechtigkeit oft und weit ab. Es giebt eine Unzahl Menschen, die vom Leben weniger verlangen, als ihnen eigentlich gebührt; und sehr viele sind auch, die weit mehr verlangen, als ihnen nach ihrer Leistung gebührt.

Wenn ich von Ansprüchen höre, fallen mir stets zwei meiner Schulkameraden ein, die in diesem Punkte den entschiedensten Gegensatz bildeten. Der eine war der Sohn eines hohen Beamten, seine Mutter eine geborene Baronin. Er trug die feinsten Kleider; nichts war ihm gut genug; weder die Cigarren seiner Kameraden, noch die Noten, die ihm seine Lehrer gaben; und wenn man ihn fragte, was er werden wolle, sagte er: Minister.

Der andre war der Sohn einer Witwe, schlicht und

gehalten in seinem Wesen, aber dabei doch stets heiter und freundlich. Er hätte der Erste unserer Klasse sein können; aber er mußte mehrere Stunden geben, um sich etwas zu verdienen; das hinderte ihn, in der Klasse sein Bestes zu leisten; so begnügte er sich mit dem zweiten oder dritten Platze. Wir alle, seine Kameraden, wußten, daß er dem Ersten weit überlegen war.

Es ist merkwürdig, was die beiden jungen Leute später erlebten. Sie traten beide in den Staatsdienst ein. Der Anspruchvolle ward ein hocheleganter Lebemann; und da sein Vater mittlerweile Präsident geworden war, kam er in die glänzendsten Kreise, wußte sich vorzüglich zu benehmen und hatte Aussicht auf eine ausgezeichnete Zukunft. Da starb sein Vater; die großen Einnahmen hörten auf zu fließen; die Familie war durch einen luxuriösen Haushalt in Schulden geraten. Weder mein anspruchsvoller ehemaliger Schulkamerad, noch seine Mutter, die geborene Baronin, vermochten sich einzuschränken. Sie vermehrten die Schulden, bis niemand mehr borgen wollte; dann kam ein großer Krach und mein anspruchsvoller Kamerad, den ich zuletzt auf einem feinen Pferde reiten sah, verzog sich nach Amerika, wo er einige Jahre später als Kellner in einem Bierhause gesehen ward. Daselbst wird er wohl Gelegenheit gefunden haben, seine Lebensansprüche etwas herabzustimmen. Der Anspruchlose dagegen ist heute Minister in einem großen Staate; seine Kinder sind feine junge Herren und Damen geworden; er selbst ist schlicht und anspruchlos geblieben; nur an seine eigne Arbeitsleistung stellt er die größten Ansprüche.

Die Lebensschicksale dieser zwei Menschen sind recht bezeichnend für das, was man Ansprüche nennt. Der Mensch darf und soll Ansprüche im Leben erheben. Aber er soll dabei gerecht sein und stets seine eignen Ansprüche und Leistungen mit den Ansprüchen und Leistungen seiner Mitmenschen vergleichen. Und wenn man Ansprüche erhebt, soll man sie ja nicht allzu laut werden lassen. Die anspruchlosen Menschen erleben doch hin und wieder die Freude, daß man ihnen sagt: Seid nicht so bescheiden; ihr dürft vom Leben mehr verlangen. Und ab und zu begegnet es ihnen auch, daß man ihnen Ehren erweist, die sie sich gar nicht erwarteten; daß ihnen das Glück etwas in den Schoß wirft, was sie sich nicht erhofften. Den Anspruchvollen aber wird hier und da von ihrer Mitwelt zu erkennen gegeben, daß sie zu anspruchvoll sind. Leider geschieht das zu selten; aber wenn es geschieht, ist es wenigstens bitter. Dieser Bitterkeit entgeht der Anspruchlose.

Wir dürfen unsere Lebensansprüche nicht nach dem bemessen, was wir bei den bevorzugtesten Menschen an Wohlstand, Lebensgenuß, Ehre und Machtstellung beobachten. Die Lebensstellung der vom Glücke Meistbegünstigten zeigt uns wohl das, was Menschen unter Umständen erreichen können und wonach auch gestrebt werden kann, nicht aber das, was jeder verlangen darf. Wir müssen vielmehr bedenken, daß uns das Geschick in eine rauhe, keineswegs übermäßig freigebige Natur gesetzt hat, welcher unsere Vorfahren viele Jahrtausende lang ein kärgliches Brot abringen mußten. Und dieses Ringen ist heute noch notwendig wie immer. Mögen wir also

immerhin unsere Lebensansprüche auf das Beste und Höchste richten, aber uns nicht unglücklich fühlen, wenn wir nur einen Teil dieser Ansprüche befriedigt erhalten. Und mögen wir immer bedenken, daß nicht bloß wir Ansprüche an das Leben machen dürfen, sondern daß das Leben und die Welt auch Ansprüche an uns macht.

Gegenwart und Zukunft.

In der Gegenwart stehen wir, in die Zukunft schauen und gehen wir. Wir müssen deshalb mit der Gegenwart rechnen und mit der Zukunft.

Das sind Dinge, die nicht ganz leicht zu erklären sind. Wenn wir von Gegenwart reden, meinen wir immer die nächste Zukunft oder die jüngste Vergangenheit. Was wir Gegenwart nennen: das sind die Menschen, die mit uns gleichzeitig leben, und sind die Ereignisse, die schon angefangen haben, aber noch nicht vollendet sind. Das wichtigste dieser Ereignisse ist für uns unser eignes Leben. Unser Leben ist für uns das Maß des Gegenwärtigen. Und nicht einmal unser ganzes Leben; sondern unser Leben bloß seit jener Zeit, als wir zu denken anfingen.

Wenn vorher gesagt wurde, daß wir in die Zukunft schauen und gehen, so muß auch das richtig aufgefaßt werden. Die Zukunft ist uns dunkel, insofern, als wir nicht einmal wissen, ob wir sie erleben oder nicht. Es können Ereignisse eintreten, an die wir nicht entfernt gedacht haben und die uns alles anders gestalten, als wir es uns vorher gedacht haben. Und dennoch dürfen und sollen wir nicht planlos der Zukunft entgegengehen.

Erscheint sie uns auch wie ein dunkles Land: wir müssen daran denken, daß der Tag mit uns geht, daß von diesem dunklen Lande Stück für Stück erhellt wird. Und wir gehen in dieses dunkle Land auch nicht ohne Weg und Steg, meistens auch nicht ohne erfahrene Führer.

Was wir aus der Gegenwart in die Zukunft hineintragen, sind zunächst unsere Hoffnungen. Je jünger wir sind, um so nebelhafter, unbestimmter und unbegründeter sind diese Hoffnungen; aber auch um so glänzender.

Ein je größeres Stück unsres Lebens in die Vergangenheit hinsinkt: um so deutlicher und verständlicher wird uns das, was wir noch zu erleben haben. Die großen unbestimmten Hoffnungen verschwinden; an ihre Stelle treten kleinere, aber dafür deutlichere, schärfer umschriebene Hoffnungen. Und diese Hoffnungen werden zu bestimmten Zielen. Man betrachtet sie nicht mehr bloß als Möglichkeiten, die irgend ein großes zufälliges Schicksal gewähren kann, sondern als etwas Erreichbares, dem man mit Geduld und Anstrengung entgegenstrebt.

So träumt sich mancher Knabe von zwölf bis vierzehn Jahren etwas von einer großen, glänzenden Zukunft vor; von einer Zukunft, die ihn zu einem ruhmgekrönten Feldherrn, zu einem mächtigen Staatsmanne, zu einem unsterblichen Erfinder, Gelehrten oder Künstler machen soll. Je reifer er an Jahren wird, um so deutlicher werden die Hindernisse, die sich der Verwirklichung solcher Hoffnungen entgegenstellen. Er fängt an, um die Gegenwart zu kämpfen, statt von der Zukunft zu träumen. Dieser Kampf um die Gegenwart ist zugleich ein Kampf um die Zukunft. Denn was wir der Gegenwart abringen,

haben wir für die Zukunft errungen; und was wir in der Gegenwart versäumen, haben wir für alle Zeiten versäumt.

Es ist eine von den wichtigsten Aufgaben des Menschen, immer an die Zukunft zu denken und dabei doch die Gegenwart nicht aus den Augen zu lassen. Von den Leuten, die nur an die Gegenwart denken, sagt man: sie leben in den Tag hinein. Das heißt: sie rüsten sich nicht für alles, was kommen kann, sondern sehen bloß das Nächstliegende. Es ist natürlich und begreiflich, daß uns die Gegenwart zumeist interessiert; und hernach die nächste Zukunft; und dann erst die fernere Zukunft. Aber wir dürfen doch nicht ganz darauf verzichten, auch an die fernere Zukunft zu denken.

Unsere nächste und fernere Zukunft ist das Leben, das vor uns liegt. Dieses Leben hat seine bestimmten Grenzen. Es ist ein großer Unterschied zwischen den möglichen und den wahrscheinlichen Grenzen des Lebens.

Die möglichen Grenzen unseres Lebens liegen sehr weit vor uns; denn ein Mensch von guter Gesundheit kann ja möglicherweise hundert Jahre alt werden und selbst noch älter. Aber auf ein solches Alter pflegt niemand zu rechnen, weil man weiß, daß es nur in sehr seltenen Ausnahmsfällen erreicht wird. Jeder, der sich nur einigermaßen gesund fühlt, rechnet dagegen mit der Aussicht, das biblische Alter von siebenzig Jahren zu erreichen. Für dieses Alter machen die meisten Menschen ihre Lebenspläne. Der Zwanzigjährige glaubt demgemäß, ein halbes Jahrhundert vor sich zu haben. Dieses halbe Jahrhundert umschließt seine Zukunft; es ist das ihm

gegebene Arbeitsfeld, der Spielraum seines Glücks und Unglücks.

Was kann, was wird in diesem Zeitraum geschehen? Daß wir das nicht wissen, ist ein großer Segen für uns. Denn wenn wir's wüßten, wäre ja die Freiheit unserer Entschließungen abgeschnitten; wir stünden dann fortwährend unter dem zwingenden Bann des Kommenden.

Es ist ganz in der Ordnung, daß der Mensch seine Pläne für ein langes Leben macht. Wir müssen uns daran gewöhnen, zu denken, daß das, was wir heute thun und unterlassen, für unsere ganze Zukunft gethan und unterlassen ist. Man sagt zwar: Morgen ist auch noch ein Tag. Das ist an sich unzweifelhaft. Aber für das Leben des einzelnen Menschen ist doch morgen schon ein Tag weniger, als heute. Was heute erreicht, gethan, gearbeitet wird, braucht morgen nicht gethan zu werden. Von dem heute durchlebten Tag ist unser nur die Erinnerung an ihn und das, was wir an ihm geschafft haben; er selber sinkt in die Vergangenheit. Und von dem morgigen Tag ist unser nur die Hoffnung auf das, was er bringen wird und der Spielraum, den er uns bieten wird, unser Leben umzusetzen in ein redliches Thun und ein edles Genießen.

In solcher Weise müssen wir uns vertraut machen mit der Gegenwart und mit der Zukunft. Die Gegenwart haben wir; also nützen wir sie aus. Die Zukunft kann uns etwas bringen, aber auch etwas rauben. Also schauen wir ihr entgegen ohne allzuviel Sorge; denn das würde uns die Gegenwart verbittern; aber auch nicht

völlig sorglos; damit wir nicht versäumen, das zu thun, was unsere Zukunft hebt und sichert und verschönt.

Und was die Vergangenheit betrifft, so möge sie, damit auch sie ihren Wert für uns hat, eine Lehrmeisterin sein, die uns zeigt, was alles im Leben kommen und geschehen kann. Dann können wir auch ihr noch manches verdanken.

Kleines und Großes.

Das ganze Leben setzt sich aus kleinen und großen Ereignissen zusammen. Die kleinen kommen und gehen jeden Tag dutzendweise; die großen lassen sich an den Fingern abzählen. Von den allerwichtigsten Ereignissen seines Lebens, nämlich von seiner Geburt und von seinem Tode, wird der Mensch überhaupt nichts inne. Andere hochwichtige Ereignisse sind allenfalls die Wahl einer Lebengefährtin, die Berufswahl, die Geburt von Kindern, entscheidende Leistungen und Schicksale, von denen das ganze übrige Leben beeinflußt wird.

Meistens haben wir nur mit kleinen Ereignissen zu rechnen. Auch nur mit kleinen Freuden und kleinen Schmerzen. Aber bei dieser Rechnung mit kleinen Dingen müssen wir doch zweierlei im Auge behalten.

Einmal die Lehre, daß die kleinen Ereignisse sich tausendfältig wiederholen und in dieser Wiederholung ein Großes bilden, das schließlich doch entscheidend auf das Leben des Menschen einwirkt. Ein Glas Brantwein oder Wein ist eine Kleinigkeit; aber wenn sich diese Kleinigkeit täglich zehnmal wiederholt, macht sie den Menschen zum Gewohnheitstrinker und wirkt damit gewiß sehr entscheidend auf sein Leben. Ein leichtfertig

verausgabtes Markstück ist eine Kleinigkeit; wenn aber diese Kleinigkeit sich durch Wochen, Monate und Jahre fortsetzt, wird sie zu einem verschwendeten Vermögen. Der Mensch wird nicht auf einmal ein Verschwender, ein Säufer, ein Lügner, Tagedieb oder Schuft; ebenso wenig als er auf einmal ein Ehrenmann, ein Wohlthäter, ein Menschenfreund wird. Aber wenn er das eine oder andere wird, ist dies sicher ein wichtiges und entscheidendes Ereignis.

Anderseits kann Kleines sehr wohl Ursache von Großem werden. Kleine Ereignisse und Dinge können sich zu großen verhalten, wie der Schlüssel zum Hause; sie wiegen leicht in der Hand, sperren aber manchmal ein Großes auf, wenn sie nur richtig gedreht werden. Wie eine Fingerbewegung eine Mine entzünden, wie eine falsche Weichenstellung einen ganzen Bahnzug zertrümmern kann: so kann es tausendmal im Leben geschehen, daß der winzige Fehlgriff einer Sekunde ein großes und dauerndes Unglück herbeiführt; aber auch, daß ein kleines Wort, ein unscheinbares Thun zur rechten Zeit einen Schatz von Wohlfahrt und Glück erschließt.

Darum soll man das Kleine nicht schlechtweg mißachten, weil es klein ist, sondern sich immer gegenwärtig halten, ob es nicht ein Schlüssel zum Großen ist, ein Funke gegenüber angehäuftem Brennstoff.

Woran erkennt man aber jene Kleinigkeiten, welche imstande sind, Schlüssel zu großen Dingen und Ereignissen zu werden? Das ist eine Sache der Einsicht und Lebenserfahrung, die nicht gelehrt werden kann. Man muß die Kleinigkeiten zu unterscheiden wissen. Treten sie mit

hundert und tausend ähnlichen Kleinigkeiten zugleich ins Leben oder wiederholen sie sich Tag für Tag: dann kann man die einzelne als Kleinigkeit behandeln und braucht sie nicht sonderlich zu beachten; treten sie dagegen vereinzelt auf, so verdienen sie unsre Aufmerksamkeit. Um so mehr, wenn sich irgend ein Zusammenhang zwischen ihnen und wichtigen Dingen denken läßt.

Es giebt Menschen genug, die ihr Leben mit Kleinigkeiten vertrödeln und die, selbst wenn ihnen der Zufall einmal etwas Großes vor Augen oder in ihr Dasein führt, keinen Blick dafür haben. Für solche Menschen sind die Kleinigkeiten Lebensluft und Schicksal.

Ich kannte einen Offizier, der das Glück gehabt hatte, aus mehreren mörderischen Schlachten unversehrt hervorgegangen zu sein. Für die gewaltige Größe des Schlachtenschicksals hatte dieser Mann keinen Blick, er wußte eine Masse von Anekdoten aus französischen Quartieren zu erzählen; er erzählte sie sogar sehr nett; aber wenn man ihn nach dem Größten fragte, das jene Schlachten entschied, wußte er nichts zu sagen, sondern erzählte nur immer wieder seine kleinen lustigen Geschichtchen. Der Mann wäre nie ein Feldherr geworden; er brachte es auch wirklich nicht über den Hauptmann hinaus. Seinesgleichen giebt's Tausende und Millionen; überall, in allen Berufsklassen.

Und so giebt es manchen Juristen, der alle einzelnen Paragraphen der Gesetzbücher, nach denen er zu entscheiden hat, kennt; der aber nichts zu sagen wüßte, wenn er um die letzten Ziele befragt würde, nach welchen alles menschliche Recht sich bewegt, und von denen es beherrscht

werden muß. So weiß auch mancher Lehrer vorzüglich Bescheid in seinen Lehrbüchern; aber er bleibt ein mittelmäßiger Lehrer deshalb, weil ihm das Wichtigste seiner Thätigkeit, der Blick in die Seele der Jugend, fehlt. Und so giebt es auch manchen Geschäftsmann, der niemals einen Rechnungsfehler gemacht hat, dem aber, wenn ihm wirklich einmal etwas ganz Großes, Neues begegnet, das richtige Verständnis dafür mangelt.

Es giebt in so manchem Menschenleben entscheidende Punkte, günstige Zusammenfügungen des Zufalls. Das sind Gelegenheiten, wo der Mensch, wenn er Geistesgegenwart und energischen Willen hat, Großes für seine Zukunft thun kann. Man darf solche Augenblicke nicht ungenützt verstreichen lassen; sie kehren in ganz gleicher Weise nie wieder. Aber ebenso verfehlt wäre es auch, auf solche Gelegenheiten thatenlos hinzuwarten und darüber die kleinen Pflichten, Freuden und Erfolge zu versäumen. Der alte Spruch: Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert — er hat seine Bedeutung nicht bloß für Geld und Geldeswert, sondern für alles im Leben. Kein Leben ohne große Hoffnungen, große Ziele und große Gedanken; aber Achtung auch auf das Kleine des Alltagslebens!

Die Hindernisse, welche der Erreichung unserer Lebensziele entgegenstehen, sind oft nicht durch ihre Größe, sondern nur durch ihre Anzahl wirksam. Oft bedarf es nicht großer Thaten, weiter Sprünge und gewaltiger Schläge, um solche Hindernisse zu bewältigen, sondern nur vieler kleiner Mühen, die aber unverdrossen fortgesetzt werden müssen. Wer es im Leben zu etwas bringen

will, muß die großen Aufgaben desselben von den kleinen zu unterscheiden wissen. Man darf nicht seine beste Kraft an Kleinigkeiten vergeuden, die man ebensogut rechts oder links liegen lassen könnte; man darf aber auch nicht die großen Ziele so blindlings verfolgen, daß man über Kleinigkeiten stolpert, welche ein anderer, der sich immer nur mit Kleinigkeiten abgegeben hat, ohne Mühe bewältigt.

Die Zeit und ihr Wert.

Es war einmal ein überaus kunstfertiger Mann, der schon manches merkwürdige Werk ersonnen hatte. Dieser Meister lebte in einer Stadt, deren Einwohnerschaft aus faulem und genußsüchtigem Gesindel bestand. In den Tag lebten sie hinein und arbeiten war ihre Sache nicht. Der kluge Meister dachte: das kann nicht so fortgehn; dieses Völkchen verthut sein Leben um nichts; man muß ihm Besseres beibringen! Der Meister besaß ein Haus mit einem Turme; und unter dem Turme floß ein Bach vorüber, welcher stets gleich viel Wasser hatte. In diesen Bach, gerade unter dem Turme, setzte der Meister ein Mühlrad. Dieses verband er durch ein endloses Seil mit einem Räderwerk, welches er oben im Turm aufstellte; und das Räderwerk mußte einen Zeiger treiben. Der drehte sich außerhalb des Turmes um eine Scheibe, auf welcher zwölf Ziffern standen; und er brauchte jedesmal eine Stunde, bis er den Weg um die ganze Scheibe zurückgelegt hatte. Bald standen die Leute unten und gafften zu dem seltsamen Werke hinauf. Der Meister aber trat unter sie und sagte: „Seht, so

geht die Zeit dahin. Benützt sie, ihr Faulpelze und schafft etwas, statt in den Straßen umherzulungern!"

Manche nahmen sich das zu Herzen. Der Magistrat jener Stadt aber ließ den Meister kommen und sprach zu ihm: „Meister, du nimmst unserm Volk die Gemütlichkeit, indem du ihm zeigst, wie die Stunden und die Tage vergehen. Das darf nicht sein. Entweder du bringst dein Werk zum Stillstand oder du wirst geköpft!" Der Meister entgegnete lächelnd: „Zum Stillstand bringe ich mein Werk nicht mehr; meinetwegen könnt ihr mich köpfen!" Hierauf ward er ins Gefängnis geworfen, um am nächsten Tage geköpft zu werden; aber in der Nacht schlich sich sein getreuer Lehrling zu ihm mit kunstvollen Nachschlüsseln und befreite den Meister. Am nächsten Morgen war der verschwunden. Der Magistrat kratzte sich hinter den Ohren und sprach: „Nun ist uns der Meister entwischt und das verfluchte Stundenwerk geht noch immer! Wer es zum Stillstand bringt, erhält zwanzig Goldgulden als Lohn!"

Aber niemand wagte sich in das verschlossene Haus des Meisters; jeder fürchtete, daß ihm drinnen das Genick abgedreht würde. So blieb das Werk unversehrt, und der Zeiger drehte sich um seine Scheibe im Sonnenglanz und im Regen, jahrein, jahraus. Und wie die Jahre vergingen, begann eine merkwürdige Wandlung unter den Leuten der Stadt. Die Hälfte von ihnen, die Faulpelze und Pflastertreter, liefen davon, weil sie den Zeiger nicht mehr sehen mochten; die andere Hälfte ward einsichtsvoll und thätig und begann die eilenden Stunden zu nützen. Und sie sagten sogar: „Hätten wir nur den

Meister wieder — wer weiß, was er uns noch alles gebaut und geschafft hätte! Das Werk da droben am Turme war doch der größte Segen für uns!"

Die Stadt blühte auf und ist heut eine der glänzendsten Städte der Welt. Und der Wille jenes Meisters ging in Erfüllung, wenn auch sein Name vergessen ist. Heut' hat jede Dorfkirche ihre Uhr und über goldschimmernde Ziffern wandert der Zeiger hin, die Stunden zu messen. Und jeder Mensch, auch der ärmste Taglöhner und Bauernknecht, trägt seine Uhr in der Westentasche.

Die wandelnden Zeiger auf den Zifferblättern erinnern uns beständig an den rastlosen Gang der Stunden. Gewonnen und genützt ist jede durcharbeitete Stunde; aber auch jede Stunde, die zu edlem Lebensgenuß, zur Uebung des Gedankens verwendet ward. Verloren ist jede Stunde, die, wenn sie durchlebt ist, bereut werden muß. Die gewonnenen und verlorenen Stunden aber machen das Leben aus. Während wir die Stunden durchleben, lebt auch die Welt um uns her; sie hat Jahrtausende vor uns gelebt und wird Jahrtausende nach uns leben; aber unser Leben ist ein Teil von dem ihrigen und unsere Thaten gehören mit zu dem, was die große ewige Zeit ausfüllt. Und unser Leben besteht aus lauter einzelnen Tagen, Stunden und Minuten. Jede Minute kann zum mindesten einen oder ein paar vernünftige Gedanken reifen lassen, jede Stunde ein Stück Arbeit oder anmutigen Lebensgenuß.

Es ist merkwürdig, wie Vieles einige und wie Weniges andere Menschen aus der Spanne Zeit machen können, die ihnen zugemessen ist. Das Leben, welches

zwei vierzigjährige Menschen hinter sich haben, ist gleich lang; trotzdem können wir oft genug bemerken, wie zwei gleichalterige Menschen, selbst bei gleicher geistiger Begabung, doch sehr Ungleichartiges errungen haben. Da hängt nun sehr viel von einer richtigen Einteilung der Zeit ab. Wenn wir ganz begabte, fleißige, sogar als talentvoll bekannte Menschen fruchtlos um das Leben sich abmühen sehen, hängt dies oft davon ab, daß sie sich ihre Zeit nicht einzuteilen verstehen, daß sie Zeitabschnitte auf Lebensgenuß verwenden, die zur Arbeit bestimmt sind, und umgekehrt dann arbeiten, wenn die Zeit zum Feiern da wäre, daß sie überhaupt zwar alles thun, was von ihnen verlangt wird, aber nichts zur rechten Zeit. Wer arbeitet, wenn er schlafen sollte, wer schläft, während es Zeit zum Essen wäre, wer ißt, während er einen Gang zu machen hätte, wer diesen Gang macht, während er einen Brief schreiben sollte, wer diesen Brief schreibt, während er spazieren gehen könnte, und wer spazieren geht, während es Zeit zum Arbeiten wäre: der wird zwar alles thun, was von ihm verlangt wird; aber er wird alles zu früh oder zu spät und darum nichts richtig vollbringen.

Warum? Weil in unserer gesitteten Gesellschaft das Leben vieles von einem großen Uhrwerk angenommen hat, in das der einzelne sich schicken muß. Wer nicht in jedem Zeitabschnitte gerade dasjenige thut, was für diesen Zeitabschnitt vorgeschrieben oder üblich ist: der wird immer Zeit verlieren wegen besonderer Vorbereitungen, wegen versäumter Gelegenheiten. Es geht heutzutage viel mit der Eisenbahn; und wer sich nicht in den allgemeinen

Fahrplan schicken will, bleibt zurück. Wenn irgendwo die Sitte herrscht, um ein Uhr zu Mittag zu essen, wird derjenige, der um drei Uhr essen will, immer einen Schaden davon haben; er bekommt, was übrig geblieben ist. Und so ist es mit allen andern Dingen, die im Leben zu thun sind, auch. Wer sie nicht zur rechten Zeit thut, versäumt Zeit; er muß dann entweder warten oder er kommt zu spät. Mit dem Warten verliert er Zeit auf die unnützeste Weise; mit dem Zuspätkommen noch mehr. Die unnützen Pausen im nützlichen Gange des Lebens, die wirklich verlorene Zeit zu vermeiden: das ist eine von den wichtigsten Lebenskünsten.

Das Glück.

Unter dem Thore einer deutschen Stadt konnte man vor Jahren einen steinalten Mann mit einer verstimmten Drehorgel sitzen sehen. Mitunter, wenn ein Trupp Spaziergänger durch das Thor kam, begann der Alte seine Orgel zu drehen; dann warfen ihm die Leute Kupfergeld auf das alte Wachstuch, mit welchem die Orgel bedeckt war. Meistens aber beschäftigte sich der Alte bloß damit, seinen Kopf wackeln zu lassen und unverständliches Zeug in seinen Stoppelbart zu murmeln. Trat man dann näher hin, so hörte man den Sinn dieses Gemurmels, nämlich die Worte: Es kommt doch noch! Es kommt doch noch! Wenn jemand den Alten besonders energisch oder besonders gutmütig fragte: Was kommt noch? Dann gab er wohl mitunter, aber keineswegs immer, zur Antwort: Das Glück!

Dieser alte Leierkastenmann war das Kind wohlhabender Eltern, in seiner Kindheit sorgsam behütet. Seine Eltern verloren ihr Vermögen. Wir haben Unglück! sagten sie und er sagte es nach. Und dann, statt ums Leben zu ringen, wartete er auf das Glück, das wiederkehren sollte. Freunde und Verwandte nahmen sich seiner an und suchten ihm eine Lebensstellung zu verschaffen. Er

nützte diese Bemühungen nicht, sondern fuhr fort, auf das Glück zu hoffen. Und die Jahre vergingen; aber das Glück kam nicht zu ihm. Ich habe Unglück in allem! sagte er. Aber es kommt doch noch! setzte er hinzu, und meinte das Glück. Und er fristete sein Leben mit kleinen Diensten und Arbeiten, ließ sich vom Schicksal hin und her werfen und hoffte weiter, bis er alt und grau und endlich weiß geworden war. Einmal hatte er in einer Lotterie gespielt und hätte zwanzigtausend Thaler gewonnen; aber acht Tage vor der Ziehung verkaufte er sein Los, weil er nichts mehr zu essen hatte. Darüber ward er verrückt, kam ins Irrenhaus und ward ein harmloser Blödsinniger, dem eine mitleidige Dame den Leierkasten schenkte. Nun leierte er viele Jahre unter dem Thore und sagte dazu: Es kommt doch noch! Aber es kam nur, als er starb; da war der Engel des Todes, der ihn auf die runzelige Stirne küßte, sein letztes und einziges Glück.

Aehnlich, wenn auch nicht gerade so wie dieser Leierkastenmann, leben Tausende und Millionen dahin. Ihr eigenes Verschulden nennen sie Unglück, und einen großen gütigen Zufall, auf den sie warten: den nennen sie Glück. Und wenn er nicht kommt, behaupten sie, daß sie lebenslang kein Glück gehabt hätten.

Es giebt glückliche und unglückliche Zufälle und Zustände, die uns von außenher ins Leben treten. Es ist ein Glück, wenn wir mit gesundem Körper ins Leben treten; es ist ein Glück, wenn unsere Eltern so lange am Leben bleiben und für uns sorgen können, bis wir selbstständig geworden sind; es ist ein Glück, wenn wir lebens-

lang unsere geraden Glieder und gesunden Sinne behalten und seltener krank sind, als die Menschen im Durchschnitt zu sein pflegen; es ist endlich ein Glück, wenn wir auch nur um ein Jahr länger leben, als dem Menschen durchschnittlich vergönnt ist.

All das ist schon Glück, obwohl man gewöhnlich nicht daran denkt, es so zu bezeichnen. Es ist äußeres Glück.

Aber es giebt auch ein Glücksgefühl und ein Unglücksgefühl, das innerlich sich erzeugt. Es giebt bewundernswerte Menschen, die auch in einem äußeren Zustande, den man allgemein als ein Unglück bezeichnet, z. B. im Zustande der Krüppelhaftigkeit, Blindheit, Taubheit, sich doch glücklich fühlen. Und es giebt auch unbegreifliche Menschen, die, obschon gesund, wohlhabend, gebildet und geachtet, sich dennoch unglücklich fühlen.

Glück und Unglück sind nicht bloß äußere Zustände, sondern auch die Art, wie diese Zustände empfunden und geschätzt werden. Und insofern kommt das Glück von innen; es ist zu einem guten Teil Ergebnis der Lebensarbeit des einzelnen. Weil aber auch die äußeren Zustände zum größten Teil von unserer Lebensarbeit herbeigeführt werden, hat sicherlich das Sprichwort recht, wenn es sagt: Jeder ist seines Glückes Schmied.

Man kann auf das Glück warten, wie jener Leierkastenmann that, von dem oben die Rede war. Das ist wohl das Dümmste, was man dem Glücke gegenüber anfangen kann. Andre ziehen es vor, dem Glücke nachzulaufen, ihm entgegen zu gehen. Das einzig Richtige aber ist: am eigenen Glücke zu arbeiten, unablässig, geduldig.

So wie man etwa an einem Bauwerke arbeiten würde, zu dem uns mancherlei Material, gutes und schlechtes, zur Verfügung steht. Natürlich werden wir uns von diesem Material das beste aussuchen. Was wir daraus erbauen, kann ja wieder zusammenstürzen. Deswegen dürfen wir aber nicht aufhören zu bauen. Auch aus Trümmern läßt sich noch Neues errichten.

Ich kenne eine alte Frau, eine Baronin W., die alles erlebt hat, was der Mensch an Unglück erleben kann. Ihre Kinder hatte sie hinsterben sehen; ein paar davon waren auch entartet und in fernen Weltteilen verschollen. Ihr Mann war viele Jahre lang geisteskrank gewesen; ihr großes Vermögen hatte sie durch einen ungetreuen Sachwalter verloren. Zuletzt war sie noch jahrelang erblindet, bis ihr ein berühmter Arzt das Augenlicht wieder gegeben hatte. Kümmerlich lebte sie von einer kleinen Pension, in einem kleinen Städtchen auf dem Lande. Aber diese Frau fühlte sich nicht unglücklich.

„Sehen Sie," sagte sie eines Tages, „ich kann mich trotz allem nicht unglücklich fühlen. Ich habe Glück besessen — es ist freilich schon viele Jahre her — und habe es wieder verloren. Ob ich an diesem Verluste selber irgendwie die Schuld trage, kann ich nicht mehr ermessen; es ist auch in meinen alten Tagen nicht mehr der Mühe wert, darüber nachzugrübeln. Ich kann nichts mehr zurückweinen und zurücksehnen von all dem, das mir entrissen ward. Aber ich kann mich noch freuen, daß ich einst so Schönes besaß und so Schönes empfand; und über den Verlust all dieses Schönen kann ich mich mit dem Gedanken trösten, daß alles, was vergänglich ist, vergehen

muß — ob es nun mein Glück war oder das Glück andrer. Ich habe mein Glück überlebt — aber was wär' es gewesen, wenn mein Glück mich überlebt hätte? So wie es gegangen ist, war ich wenigstens imstande den Verfall meiner Familie zu lindern, für die Sterbenden und Verlorenen noch mein bißchen Sorge aufzuwenden; wenn es auch nichts mehr half. Jetzt bin ich so gut wie eine Tote dem Schicksal gegenüber; mich kann kein Schlag dieses Schicksals mehr beleidigen. Aber ich habe doch vor den Toten noch eines voraus. Ich kann mich noch freuen, wenn ich noch einen Lenz erlebe, freuen über den wiederkehrenden Sonnenschein und über das sprossende Grün. Das ist noch genug, um mein alterndes Dasein zu entzücken; nun komme, was kommen mag!"

Zufriedenheit.

Vor ein paar Jahren ist es mir begegnet, daß mir zwei Leute, die ich auf der Straße traf, hintereinander die ganz gleiche Antwort gaben, als ich sie fragte, wie es ihnen gehe. Sie sagten mir beide: Ich bin zufrieden.

Es ist schon verwunderlich, wenn man heutzutage von zwei Leuten innerhalb einer Viertelstunde hört, daß sie zufrieden seien; heutzutage, wo die meisten Menschen unzufrieden sind. Aber noch wunderlicher ist es, daß von zwei Leuten, die dasselbe sagen, doch jeder etwas ganz andres meinen kann.

Der erste, der mir damals sagte, er sei zufrieden, war ein junger kräftiger Mann von blühendem Aeußeren. Er hatte zwei Jahre lang studiert oder vielmehr so gethan, als ob er studierte; dann war ihm, ein Vierteljahr vor jener letzten Begegnung, ganz unerwartet eine Erbschaft von achtzigtausend Mark zugefallen. Hierauf hatte er das Studium, dem er schon früher nicht von Herzen zugethan war, an den Nagel gehängt und war Bummler geworden. Da er vordem in recht beschränkten Verhältnissen gelebt hatte, war's ihm nun recht behaglich zu Mut und ich begriff, daß er sagte, er sei zufrieden.

Ich begriff es; aber es gefiel mir nicht. Mir gefiel der ganze Mensch nicht. Er sagte das so ungemein selbstgefällig,

als wenn er ausdrücken wollte: „Ich bin zufrieden, nachdem der Zufall mich zum Rentier gemacht hat; mich, der ich das schon längst verdient hätte! Ein Esel, wer in solchem Fall noch weiter arbeitet!"

Ich verabschiedete mich von dem Manne und habe ihn seitdem nicht wiedergesehen. Aber ich hörte, daß er mit seinen achtzigtausend Mark fertig geworden und dann nach einigen Schwindeleien genötigt gewesen sei, Europa zu verlassen. Nun ist er wohl nicht mehr so zufrieden, wie damals.

Der andre, der mir an jenem Tage die ganz gleiche Antwort gab, war ein Droschkenkutscher, mit welchem ich nach dem Bahnhofe fuhr. Ich kannte den Mann — nicht etwa wegen häufigen Droschkenfahrens; sondern weil er mein Nachbar war. Als ich ihn fragte, wie es ihm ginge, sagte er: „O, ich bin zufrieden, so lang mein Buzi gesund ist!" Buzi war sein Roß, welches, so lange es noch bei der Feldartillerie gestanden, Bucephalus geheißen hatte, aber von den Soldaten immer nur Buzi genannt worden war. Ich hatte stets meine Freude an dem Manne, weil ich schon öfter über den Zaun meines Gartens hinweg gesehen hatte, wie gutherzig und liebevoll er sein Pferd behandelte. Jedesmal grüßt mich der Mann; und jedesmal, wenn ich ihm begegne, freue ich mich über den immer noch frischen Trab des Buzi, der keine Peitsche braucht.

So können Leute in ziemlich verschiedenen Situationen gleich zufrieden sein. Man kann zufrieden sein in einer recht bescheidenen Lebenslage; ebenso wie man in einer glänzenden Lage unzufrieden sein kann. Das kommt auf die Art des Menschen und seine Gewöhnung an.

Die Zufriedenheit kann auch sehr verschiedenen Wert haben je nach ihrer Wirkung auf das Thun und Treiben des Menschen. Zufriedenheit kann ihren Grund in Stumpfsinn, aber auch in Seelengröße haben.

Es kommt eben darauf an, warum und womit man zufrieden ist.

Wer mit einem Zustande zufrieden ist, den er verbessern könnte, aber nicht zu verbessern unternimmt, weil er träge und gedankenlos ist: dessen Zufriedenheit ist Stumpfsinn oder Gleichgültigkeit. Er verdient nichts Besseres.

Wer aber mit einem Zustande zufrieden ist, der nach der Anschauung vernünftig denkender Menschen zur Zeit nicht abzuändern und zu verbessern ist: der hat die richtige Zufriedenheit. So kann Zufriedenheit ein Ergebnis schlechter, aber auch guter Eigenschaften des Menschen sein. Wenn man gesund ist, wenn man seine Arbeitskraft besitzt und einigermaßen lohnende Verwendung für dieselbe, wenn man keine Verluste teurer Angehöriger, kein unverdient erlittenes Unrecht zu beklagen hat: dann hat man alle Ursache, mit den äußeren Lebenszuständen zufrieden zu sein. Unzufrieden kann auch der Edelste (in solcher Lage) sein — aber nur mit sich selbst, mit seinen Leistungen.

Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß sehr viel Unzufriedenheit absichtlich in breiten Schichten des Volks genährt wird: von Zeitschriften, von Büchern, von Rednern in Versammlungen und Vereinen. Diese Pflege der Unzufriedenheit ist ein Werkzeug der Parteipolitik; und wenn sie dazu führt, daß ungenügende Zustände

wirklich verbessert werden, kann sie auch nicht gescholten werden. Wenn aber von gewissenlosen Volksverhetzern eine Unzufriedenheit mit Zuständen, welche gar nicht oder nur sehr langsam zu verbessern sind, künstlich geschürt wird: so ist das ein Verbrechen an denjenigen, die man unzufrieden macht, denen man die Freude am Leben nimmt, ohne ihnen in absehbarer Zeit Besseres bieten zu können.

Diese Saat der Unzufriedenheit findet in der Gegenwart einen ihr zuträglichen Boden. Denn es ist manches aus dem Wesen der breitesten Volksschichten verschwunden, was früher die Menschen auch mit einer bescheidenen Lebenslage recht zufrieden sein ließ.

Die Menschen sitzen jetzt in den Städten eng aneinander. Sie haben, soweit sie in gewerblichen Berufen beschäftigt sind, nicht mehr jene natürliche Ungezwungenheit, die sie bei einfacheren Volkszuständen hatten. Arbeit und Erwerb einerseits, das Genußleben andrerseits sind hastiger und ärmer an innerer Befriedigung geworden. Das Leben ist weniger einfach, weniger natürlich. Der Mensch der Gegenwart ist aufgeklärter, wissender, als der Mensch der Vergangenheit war. Und so viel Gutes aus der zunehmenden Volksaufklärung erwachsen ist, so sehr man auch wünschen muß, daß sie immer zunehme: gewisse kleine Schattenseiten hat sie doch. Sie hat jene fromme Ergebung vermindert; jene Ergebung in die Fügungen einer Vorsehung, welche einst Menschen in den armseligsten Lebenslagen viel häufiger zufrieden sein ließ, als man es jetzt findet. Die harmlose Fröhlichkeit, die den Menschen früher begleitete, ist seltener geworden,

weil unser Arbeitsleben zu hastig geworden ist. Kurz — der Boden, auf dem Zufriedenheit wachsen soll, ist nicht mehr derselbe, wie ehedem. Man hat sich angewöhnt, mehr zu klagen, weil man den Mund weiter aufmachen darf. Und man denkt dabei nicht darüber nach, ob wirklich mehr Grund zur Klage vorhanden ist.

Zweiter Abschnitt.

Ererbtes und Anerzogenes.

Vererbung.

Alles spricht heutzutage von Vererbung. Der Begriff der Vererbung ist erst mit dem neueren Aufschwung der Naturwissenschaften so volkstümlich geworden. Man versteht darunter die Thatsache, daß die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Vorfahren auf ihre Nachkommen übergehen. Diese Thatsache ist schon so lange bekannt, als die Menschen sich gegenseitig beobachten; der Volkshumor hat sie längst festgenagelt in dem Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Wir wissen, daß alle Eigenschaften der Eltern auf die Kinder übergehen können: körperliche Vorzüge und Fehler, wie auch Charaktereigenschaften und Begabungen. Und je öfter eine Eigenschaft sich schon wiederholt hat: um so fester bleibt sie haften. Zu den in der Familie vererbten Eigenschaften können auch neue Eigenschaften hinzu erworben werden. Was die Vorfahren an Eigenschaften sich allmählich ansammelten, findet sich in den Nachkommen vereint. Aber nicht jede dieser ererbten Eigenschaften muß auch notwendig thätig werden; sie kann im Menschen schlummernd aufbewahrt werden und erst in seinen Kindern oder Enkeln wieder zum Vorschein kommen.

Man darf die Macht der Vererbung nicht zu hoch anschlagen, aber auch nicht unterschätzen. Wenn man

beobachtet, wie unter den körperlichen Fehlern und Krankheiten manche eine geradezu erschreckende Kraft haben, sich in Kindern und Enkeln zu wiederholen, während andern diese Kraft fehlt, wird man zu der Anschauung geführt, daß es mit den Eigenschaften des Gemüts und des Geistes ähnlich beschaffen sein müsse. Aber doch nicht ganz so.

Gute körperliche Eigenschaften, wie Gesundheit, Kraft und Schönheit, vererben sich ziemlich regelmäßig von den Vorfahren auf die Kinder und Enkel. Ausnahmen kommen vor, können aber die Regel nicht beseitigen. So vernünftig ist die Natur, daß sie die guten körperlichen Eigenschaften der Eltern nicht zu Grunde gehen läßt, sondern sie in den Kindern forterhält. Unter den körperlichen Fehlern dagegen sind nur manche, die sich ziemlich regelmäßig vererben.

Mit den Eigenschaften des Gemüts und des Geistes verhält sich's, wie gesagt, etwas anders. Ein schlechtes Gemüt vererbt sich nur ausnahmsweise. Das Kind verbrecherischer Eltern kann, wenn es von klein auf dem schlimmen Einfluß der Eltern entzogen wird, der beste Mensch von der Welt werden. Ebenso kann aber auch das Kind der besten Eltern ein bösartiger Mensch werden. In dem Punkte kennt die Natur kein bindendes Gesetz.

Eher lassen sich solche Regeln bezüglich der geistigen Anlagen finden. Gewisse Talente vererben sich mit Vorliebe, wie etwa das Talent zur Musik, zu anderen Künsten, zur gelehrten Forschung. Nur darf man nicht etwa glauben, daß solche Talente in den Kindern immer noch gesteigert werden müßten. Sie können in den Kin-

dern schwächer sein, als in den Eltern. Dann werden sie statt zu einem Segen leicht zu einem Fluche für das Kind.

Ich kenne einen Musiker, der es in seinem Leben zu nichts gebracht hat. Er war der eine von zwei Söhnen eines Kapellmeisters, der mehrere sehr hübsche, ehedem viel gesungene Lieder, auch Messen, Oratorien und Opern geschrieben hatte, aber dabei arm geblieben war wie eine Kirchenmaus. Peter und Paul hießen die beiden Söhne; sie hatten beide von klein auf Begabung zur Musik gezeigt und frühzeitig Gesang und Instrumentalmusik geübt. Ihr Vater, der Kapellmeister, der so viel mit der Not des Lebens zu kämpfen hatte, wollte nicht, daß sie auch Berufsmusiker würden. Der ältere Sohn, Peter, folgte dem Rate des Vaters, hing die Musik vorläufig an den Nagel und trat als Lehrling in eine Fabrik musikalischer Instrumente ein. Er ward ein tüchtiger Arbeiter, im Lauf der Jahre Werkmeister, und schließlich, als er dem Fabrikbesitzer unentbehrlich geworden war, heiratete er dessen Tochter und ward Besitzer des blühenden Geschäfts. Der jüngere Sohn Paul, pochend auf sein ererbtes Talent, wollte durchaus Musiker und ein großer berühmter Tondichter werden. Doch das Talent, das er besaß, reichte nicht aus. Er brachte es bis zur Stellung eines armen Musiklehrers in einer kleinen Stadt und wäre schließlich in Not und Elend verkommen, wenn ihn nicht sein Bruder unterstützt hätte.

Ein ererbtes Talent kann ein Segen sein, aber auch ein Fluch für den, dem es zu teil geworden ist. Ein Segen, wenn es getragen wird von einer mächtigen Willenskraft, und wenn es nicht mit übermächtigen feind=

lichen Verhältnissen zu kämpfen hat. Ein Fluch, wenn ihm die nötige eiserne Ausdauer fehlt, sich durch alle Hindernisse hindurchzuarbeiten. In unserer heutigen Gesellschaft ist die Konkurrenz der angeborenen Talente schon eine besonders große geworden. Der Vater, der es vielleicht als Gelehrter, Künstler oder Staatsbeamter zu einem halben Lebenserfolge gebracht hat, giebt sich leicht der Hoffnung hin, daß sein Sohn es zu einem volleren und reicheren Erfolge bringen werde, wenn der Keim eines Talents gepflegt wird. Und so werden nur zu viele geringfügige Talente Veranlassung, daß man falsche Lebenswege einschlägt. Man will einen hohen Flug fliegen; und es fehlen die Flügel dazu. Das giebt dann viel unglücklichere Lebensgänge, als wenn man sich von vornherein mit Bescheidenerem begnügt hätte.

Hat man einen Menschen mit bestimmten außergewöhnlichen Eigenschaften vor sich, so wird es fast immer schwer sein, nachzuweisen, ob diese Eigenschaften ererbt oder ob sie erst anerzogen wurden. Wenn ein Kind, dessen Eltern Gewohnheitsdiebe waren und das in einer Gesellschaft von Dieben und Räubern aufwuchs, auch zum Gauner oder Dieb wird, kann niemand entscheiden, ob es die Diebsanlage schon auf die Welt mitbrachte oder erst durch seine Umgebung eingeimpft erhielt. Wenn der Sohn eines Offiziers wieder Neigung zum Militärstande hat, wenn das Kind eines Musikers wieder musikalische Anlagen zeigt, wenn die Tochter eines Gelehrten auch einen starken Wissenstrieb äußert: wer mag entscheiden, ob in all diesen Fällen solche Anlagen und Neigungen schon angeboren oder erst nach der Geburt durch die

Umgebung anerzogen wurden? Daß ein Talent oder eine Neigung angeboren ist, wird man mit Gewißheit nur dann behaupten können, wenn bei der Erziehung des Kindes gar nichts gethan wurde, um jene Neigung oder jenes Talent zu wecken oder zu pflegen; besonders aber dann, wenn durch die Erziehung einer bestimmten Neigung gerade-zu entgegengewirkt wird und sie sich dennoch Bahn bricht.

Man darf sich die Fähigkeit der Vererbung nicht so denken, daß ererbte Anlagen fortwährend gesteigert werden können, von einer Generation zur andern. So bequem ist den Menschen die Sache nicht gemacht. Was ererbt werden kann, sind bloß Anlagen, gute und schlimme. Und es ist keineswegs so, daß die Anlage des Sohnes zu etwas Bestimmtem ebenso bedeutend sein muß, als die gleiche Anlage des Vaters war. Wenn jedes Pferd, das von zwei guten Rennpferden abstammt, schneller liefe, als seine Eltern, würden heute die Rennpferde schon schneller laufen, als die schnellsten Eilzüge. Und wie mit den Anlagen der Pferde ist es auch mit denen der Menschen. Die Natur hat einen gewissen Zug zur Aus-gleichung, den man auch gerecht nennen kann. Sie will nicht eine beständige, stets sich steigernde Bevorzugung einzelner Familien vor anderen. Die größten Männer der Weltgeschichte, mögen sie nun als Staatslenker, Feld-herren, als Gelehrte, Entdecker oder Erfinder sich ihre unsterblichen Namen erworben haben, sind von ihren Söhnen nicht übertroffen, nicht einmal annähernd erreicht worden. Daraus kann jeder einzelne sich die ernste Lehre ziehen, daß es keines großen geistigen und sittlichen Erbes bedarf, um selber etwas Bedeutendes zu werden.

Durchschnittsmenschen und Ausnahmsmenschen.

Die meisten Menschen sind Durchschnittsmenschen. Das heißt solche Menschen, die keine besonderen Vorzüge und keine besonderen Fehler haben. Sie sind weder hervorragend tugendhaft noch ausnehmend schlecht, weder ungewöhnlich begabt, noch ungewöhnlich beschränkt. Sie haben ihre Charaktereigenschaften, ihre Fehler und Vorzüge; aber die Fehler des Durchschnittsmenschen führen noch nicht ins Zuchthaus und seine Vorzüge verschaffen ihm weder besondere Ehre noch Reichtum. Jeder Mensch hat das Recht, sich als Durchschnittsmensch zu fühlen, aber es hat auch jeder die Pflicht, sich als solcher zu fühlen, so lang er nicht etwas Hervorragendes geleistet hat. Für die Durchschnittsmenschen sind die staatlichen Einrichtungen und Gesetze geschaffen; ihre Eigenschaften sind es, die man von jedem Menschen verlangt und erwartet; ihre Handlungsweise ist es, die man von jedem voraussetzt, den man nicht genauer kennt.

Die wenigsten geben sich genaue Rechenschaft davon, daß sie Durchschnittsmenschen sind. Aber die meisten fühlen, daß sie es sind, und handeln danach, indem sie sich in die Pflichten des Durchschnittsmenschen fügen,

indem sie so viel vom Leben begehren, als dem Durchschnittsmenschen zu teil werden kann und soll.

Wäre die ganze Welt bloß von Durchschnittsmenschen besetzt, so wäre sie herzlich langweilig, wahrscheinlich sogar unerträglich. Aber es giebt mannigfache Ausnahmen vom Durchschnittsmenschen.

Man spricht von Rassemenschen im Gegensatze zu den Durchschnittsmenschen. Man denkt dabei an Leute, die körperlich und geistig ungewöhnlich tüchtig sind. Nicht daß der Rassemensch irgend ein besonderes Talent haben müsse, das nach einer Richtung hin Hervorragendes leistet. Die gute Rasse zeigt sich vielmehr in einer gewissen allseitigen Entwicklung.

Der Rassemensch ist vor allem körperlich fehlerfrei, stark und gesund. Er leistet körperlich mehr, als der Durchschnittsmensch, arbeitet rascher und energischer und wird nicht so leicht müde. Strapazen erträgt er leicht, kann Speise und Trank länger entbehren, als der Durchschnittsmensch, und wird nicht krank von einem bißchen Luftzug oder Nässe. Seine Erscheinung ist stattlich und elegant, in der Jugend graziös, im Alter würdevoll. Das Bewußtsein seiner körperlichen Tüchtigkeit verleiht ihm physischen Mut; er fürchtet die Gefahr nicht, sondern dieselbe macht ihm das Leben erst interessant. Und seinem Mut entspricht seine Willenskraft. Hindernisse schrecken ihn nicht; was er ergreift, ergreift er mit Feuer und Eifer und zugleich mit dem nötigen Maß von Ueberlegung. Mit Aufgaben und Schwierigkeiten, die den Durchschnittsmenschen quälen und zaghaft machen, spielt der Rassemensch. Wenn er wenig gelernt hat, weiß er

doch dieses Wenige gut zu verwerten; aber er lernt nicht bloß in der Schule, sondern hat offene Augen für alles, was irgend eine Lehre enthält. Und er interessiert sich auch für alles, weil sein Geist beständig munter ist. Und diese guten Eigenschaften erhalten sich beim Rassemenschen bis in sein hohes Alter.

Die gute Rasse ist also eine Summe von Eigenschaften, die dem Menschen angeboren sind. Es giebt ganze Familien von Rassemenschen. Erwerben kann der Einzelne die Rasse nicht; aber im Laufe von Generationen läßt sie sich verbessern, wenn die Eltern fortwährend darauf bedacht sind, ihre Kinder kräftig zu ernähren und zu körperlich und geistig tüchtigen Menschen zu erziehen.

Etwas ganz anderes als die Rassemenschen sind die sogenannten Originale. Ein Original ist auch kein Durchschnittsmensch, sondern eine Ausnahmsnatur. Eine solche Ausnahmsnatur kann sich vom Durchschnittsmenschen nach irgend einer Richtung hin entfernen.

Wenn einem irgend welche wesentliche Eigenschaften des Durchschnittsmenschen fehlen, oder wenn eine oder die andere Eigenschaft an ihm ganz auffallend stark ausgebildet ist: dann nennen wir ihn ein Original. Es giebt Originale an Häßlichkeit, Originale an Dummheit und Bosheit, an Schweigsamkeit und an Geschwätzigkeit, an Trägheit und an Beweglichkeit, an Feigheit und an Verwegenheit, an Zerstreutheit, Possenhaftigkeit, Gedächtniskraft, Gefräßigkeit, Enthaltsamkeit und so fort. Jede denkbare Eigenschaft des Menschen ist, wenn sie in ganz hervorragender Weise zu Tage tritt, imstande, ein Original

zu schaffen. Jedes wirkliche Talent und noch mehr jedes Genie ist immer auch ein Original. Ganz mittelmäßige Menschen können Originale werden, wenn ihr Beruf oder irgend eine Leidenschaft oder Liebhaberei solche Gewalt über ihr Wesen bekommt, daß man bei ihrem Anblick oder beim Umgang mit ihnen fortwährend auf diesen beherrschenden Zug ihres Wesens aufmerksam wird.

Solche Originale finden sich in allen Berufsklassen. Die gelehrten und künstlerischen Berufe aber scheinen vorzugsweise geeignet, Originale wachsen zu lassen. Die Weltgeschichte verzeichnet eine Anzahl von Originalen, vom ärmsten Bettler bis hinauf zu den Beherrschern ganzer Weltteile. Ein Original war der griechische Philosoph Diogenes, der ein Faß zu seiner Behausung wählte; ein Original war auch jener Herostrat, der den prachtvollen Tempel der Diana zu Ephesus in Brand steckte, bloß um dadurch zu einer traurigen Berühmtheit zu gelangen; zahlreiche Originale finden sich in der langen Reihe der römischen Kaiser. Wenn das Original ohne Macht und Einfluß, ohne besonderes Talent ist, kann es zum Sonderling, zum Possenreißer, zum Wüstling oder zum Narren werden. Ist es durch Geburt oder Zufall in einflußreicher Stellung, so kann es bösen Schaden anrichten. Die verrufensten Tyrannen der Weltgeschichte waren Originale, von Kaiser Nero, der sich bei seinen Festen mit Pech bestrichene Menschen als Fackeln anzünden ließ, bis herab zu Iwan dem Schrecklichen, der mit seinem spitzigen Stocke den Menschen, die ihm unangenehm waren, in der Audienz den Fuß an den Boden zu nageln liebte.

Wenn die Völker des Altertums in ihren Sagen Halbgötter und Uebermenschen auftreten ließen, denen sie unglaubliche körperliche oder geistige Fähigkeiten andichteten, so kennen wir heutzutage ziemlich genau die Grenze menschlicher Kraft und Leistung. Die Weltgeschichte hat diese Grenze immer klarer erscheinen lassen. Wir wissen, daß die bedeutendsten Männer doch die Eigenschaften sterblicher Menschen hatten, daß es keine Uebermenschen giebt. Aber jene alten Sagen haben solche Uebermenschen geschaffen, damit an ihnen als an leuchtenden Vorbildern die Spätergebornen sich erfreuen und aufrichten und große Ziele sich vor Augen stellen. Wir brauchen jetzt diese Uebermenschen nicht mehr als Vorbilder; aber wir können uns noch, wenn sie uns von der Kunst und von der Dichtung vorgeführt werden, an ihnen erfreuen. Und es ist heute noch schön und gut, wenn das Gemüt an großen Vorbildern, mögen sie nun wahr oder erfunden sein, sich erfreut; denn diese Freude ist nichts anderes als die Bewunderung edler und großer Eigenschaften des Menschen, die niemals vergehen soll.

Die Entarteten und Unfertigen.

Neben den Durchschnittsmenschen und denjenigen, die sich über den Durchschnitt erheben, unterscheiden wir auch noch die, welche unter dem Durchschnitt zurückgeblieben sind, und die Entarteten.

Die Rückständigkeit und die Entartung äußern sich manchmal in gleicher Weise. Wenn wir z. B. einem Menschen begegnen, der weder lesen noch schreiben kann, so sagen wir uns: der paßt nicht in die heutige Welt; er ist unter dem Durchschnitt. Aber warum kann er nicht lesen und schreiben? Entweder hat er es überhaupt nicht gelernt — dann ist er ein Zurückgebliebener, ein Unfertiger. Oder er hat es gelernt, aber wieder vergessen, dann ist er ein Zurückgegangener, ein Entarteter.

Und ähnlich steht's mit den übrigen Eigenschaften, die wir vom Durchschnittsmenschen verlangen. Wenn ein Mensch keinen Begriff von Recht und Unrecht hat, kann die Ursache darin liegen, daß ihm überhaupt niemand diese Begriffe beigebracht hat, oder darin, daß er sie zwar einst gekannt aber später über Bord geworfen hat. Der Blinde kann blind geboren oder erst später erblindet sein; der Bettler kann schon als Bettelkind oder später seinen traurigen Beruf angefangen haben.

Solche Entartung und Rückständigkeit kann sich auf drei Gebieten des menschlichen Lebens zeigen.

Sie kann eine körperliche sein. Daher gehören alle Arten von körperlich Kranken und Gebrechlichen. Die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege haben immer mehr Licht darüber verbreitet, wie häufig die verschiedenen Krankheiten vorkommen; welchen Verlust an Lebenszeit sie dem Menschengeschlechte zufügen; wie oft sie durchschnittlich als Todesursachen wirken; ob die Häufigkeit und Gefährlichkeit der einzelnen Krankheiten im Zunehmen oder im Abnehmen ist.

Man weiß auch, daß ein großer Teil der menschlichen Krankheitszustände ererbt, ein anderer Teil dagegen ohne erbliche Anlage erst später erworben wurde.

Für Krankheitszustände, die der Einzelne schon als trauriges Erbteil mit auf die Welt gebracht hat, wird derselbe natürlich nicht verantwortlich gemacht. Solche Kranke bilden einen Bruchteil der Menschheit, dem die Gesamtheit ihr ganzes Mitleid und ihre schonende Fürsorge zu spenden hat. Das Gleiche gilt auch für jene Krankheitszustände, welche ohne erbliche Anlage erst später auftreten, ohne daß der Betroffene durch eine persönliche Verschuldung Anlaß gegeben hätte. Hier tritt aber für jeden einzelnen noch die Pflicht hinzu, nach seinem Können mitzuarbeiten an dem großen Werk der Gesundheitspflege. Sie ist nicht bloß Aufgabe der Aerzte und der Medizinalpolizei, sondern Aufgabe des ganzen Volks.

Die Gesundheitspflege ist ein sehr wichtiger Teil der Lebenskunst. Wenn sie in unserem Buche nur hie und da gestreift wird, soll das ihrer Bedeutung keinen Ein-

trag thun. Wenn hier kein besonderer Abschnitt über die Pflege der körperlichen Gesundheit aufgenommen ist, geschah dies deshalb, weil einerseits die wichtigsten Regeln der Gesundheitspflege als bekannt vorausgesetzt werden dürfen und weil anderseits der Verfasser dieser Blätter keinen Beruf fühlte, den sachkundigen Aerzten, welche über diesen Gegenstand gute und volkstümliche Bücher geschrieben haben, in ihre Kunst hineinzupfuschen.

Neben den körperlich Entarteten giebt es auch zahlreiche Menschen, die im Gemütsleben entartet sind. Sie stehen unter dem Durchschnitt in Bezug auf die Eigenschaften des Herzens, die der Mensch haben soll.

Die Entartung des Gemütslebens kann sich als Gefühlsroheit äußern. Der Mensch, der in ganz wilden ursprünglichen Zuständen aufgewachsen ist, in einem beständigen Kampf mit der Natur und mit anderen wilden und ungesitteten Menschen, mag es erklärlich scheinen lassen, wenn er selber gefühllos, roh, grausam, hartherzig ist. Bei gesitteten Völkern, wo seit Jahrhunderten von erleuchteten Geistern Menschenliebe, Barmherzigkeit und Mitleid gelehrt werden, erscheint jeder einzelne, der von diesen Eigenschaften nicht das nötige Maß besitzt, als ein in barbarische Zustände Zurückgefallener, als ein Entarteter.

Entartet in seinem Gemütsleben ist auch jeder, der nicht das mindeste Streben hat, sich die Achtung seiner Mitmenschen zu erhalten oder zu verschaffen. Es ist eine notwendige Eigenschaft des normalen Menschen, danach zu trachten, daß er im Kreise seiner Mitmenschen eine gewisse Geltung habe, daß man ihn respektiert als einen,

der sich in ehrlicher Weise durchs Leben bringt. Wem dieses Streben fehlt: der ist ebenfalls in seinem Gemütsleben entartet; er ist unter den Durchschnitt herabgesunken und gehört zum Lumpenproletariat, zu den Verkommenen.

Entartet in seinem Gemütsleben nennen wir auch jeden, der uns im allgemeinen zwar als ein Kulturmensch erscheint, bei dem aber eine oder die andre üble Eigenschaft des Herzens unverhältnismäßig hervortritt und ein beklagenswertes Uebergewicht über seine andern Eigenschaften gewinnt. Diese Form der Entartung ist manchmal recht leicht, manchmal aber auch sehr schwer zu erkennen. An einem Menschen, den man als Vielfraß, als Trunkenbold, als Raufbold, Neidhammel oder Krakehler, oder als Waschlappen, Hasenfuß u. s. f. bezeichnet: an dem zeigt sich seine entartete Gemütseigenschaft ziemlich äußerlich und unverkennbar. Aber der gewandte Lügner, der durchtriebene Heuchler, der ränkevolle Egoist, der verkappte Wucherer, der elegante Wüstling oder Streber: die können oft lange durchs Leben gehen, ehe sie in ihrer Gemütsentartung erkannt oder gar entlarvt werden.

Das dritte Gebiet, wo die Entartung sich zeigen kann, ist das des geistigen Lebens. Hier sprechen wir von Entartung, wenn wir vollständiges Fehlen alles Denkens oder ein verkehrtes Denken beobachten. Die höchsten Grade geistiger Entartung sind der Wahnsinn und der Blödsinn. Aber diese höchsten Grade haben ihre Vorstufen und Uebergänge. Von dem Menschen, der bloß einen verrückten Geschmack, unsinnige Liebhabereien oder sonst irgend einen Sparren hat, bis zu dem völligen

Narren ist eine Reihe von schiefen, verschrobenen, ungesunden Geisteszuständen.

Wie die wirkliche Geisteskrankheit in vielen Fällen ihren Grund in erblicher Anlage, häufig auch in einem eigenen Verschulden des irrsinnig Gewordenen hat: so ist es auch der Fall mit jenen ungesunden Geisteszuständen, welche noch nicht als völliger Wahnsinn, sondern bloß als Spleen, Sparren, Exaltiertheit, Nervenschwäche, konfuses Denken, hochgradige Zerstreutheit u. s. f. erscheinen. Auch sie sind oft ererbt, aber auch Folge verfehlter Erziehung, körperlicher Krankheit, starker Ueberanstrengung, ungezügelter Leidenschaft. Eine sittliche Lebensgrundlage, eine gesunde stetig ausgebildete Willenskraft, die Gewöhnung an geordnetes Denken und an regelmäßige Lebensweise können das meiste dazu thun, vor solcher geistiger Entartung zu behüten.

Es wird in den nachfolgenden Blättern noch viel von den einzelnen Entartungen des Gemüts und des Geistes die Rede sein. Ein guter Teil aller Lebenskunst besteht ja darin, sich vor solchen Entartungen zu bewahren. Aber die Entartung an sich selbst zu erkennen, so lange sie noch im Werden und nicht übermächtig ist: das ist oft ebenso schwer, als der Kampf gegen dieselbe.

Leib und Seele.

In einem Dorf des österreichischen Salzkammerguts, wo ich mich einmal ein paar Tage lang aufhielt, sah ich abends einmal auf der Bank vor einem Hause einen alten Bauern sitzen. Neben ihm saß in der Ecke der Bank ein kleiner Kretin, — Trottl heißt man's dort. Diese Trottl sind unglückliche Geschöpfe, unaussprechlich häßlich, mit übergroßen Köpfen, wächserner Gesichtsfarbe, verkümmerten Gliedmaßen und häufig ohne Spur von menschlichem Verstand. Der Trottl, den ich damals vor mir sah, war offenbar einer der scheußlichsten, ärgsten, gänzlich blödsinning.

Der alte Bauer, der bei ihm saß, mochte vielleicht etwas Mitleid aus meinen Blicken lesen. Als ich frug, wie alt das unglückliche Geschöpf sei, antwortete der Bauer mit einem Seufzer: „Fünfzehn Jahr'! Ein rechtes Elend!"

„Das ist freilich ein Elend!" mußte ich zustimmen.

„Ob er wohl eine Seel' hat, so ein Unglücksmensch?" fragte der Alte zweifelnd.

„Eine Seele wird er wohl haben!" gab ich zur Antwort. „Aber die ist sicherlich ebenso unvollkommen, als sein Körper!"

Der alte Bauer war offenbar ein Mensch, der sich gern mit Nachgrübeln beschäftigte. Denn er fuhr fort: „Ja — unfertig ist sie und wüst, die Seel' von so einem Trottl. Aber sie wird auch nimmer besser in diesem Leben. Ist das hernach noch eine Seel'? Es kann nicht denken und reden; es weiß nicht, was gut und bös ist — kann man denn so ein Ding eine Seel' nennen? Und schauen Sie, Herr! Wenn alle Seelen unsterblich sind, dann ist es auch die Seel' von diesem Unglücksbuben. Und diese Seel', die nicht reden und denken kann und nicht dankbar ist für eine Wohlthat, und kein Mitleid und keine Barmherzigkeit kennt —: die soll in Ewigkeit fortdauern?"

Der Alte brachte mich mit seinen Reden beinahe in Verlegenheit. Aber ich faßte mich und gab ihm ungefähr folgendes zur Antwort:

„Wenn die Seele dieses armen, blödsinnigen Menschen unsterblich ist, dann wird ohne Zweifel für sie eine Zeit der Veredlung und Verfeinerung anheben, wenn sie einmal nicht mehr an diesen elenden Körper gefesselt ist, der ihr keine Weiterentwicklung zuläßt."

Das schien dem Alten halbwegs einzuleuchten. Aber nur halbwegs. Er sann eine Weile nach und fing dann wieder an:

„Da muß ich Ihnen doch was erzählen, Herr, und hernach was fragen. Fünf oder sechs Jahre lang ist in unserer Gegend jeden Herbst ein Herr zur Jagd gekommen; ein feiner und vornehmer Kavalier, der aber gar nicht stolz war, sondern mit jedem Treiber und Bauern seinen freundlichen Scherz gehabt hat. Auch

mildthätig und freigebig ist er gewesen; und grundgescheit dazu; denn im Reichsrat hat er sehr schöne Reden gehalten. Auf einmal, vor zwei Jahren, ist er nimmer gekommen, sondern verrückt geworden. In die Irrenanstalt hat man ihn bringen müssen; und dort soll er geworden sein wie ein wildes Tier, das nichts Menschliches mehr hat. Und jetzt sagen Sie mir, Herr: wie ist's mit der Seel' von diesem Kavalier? Die ist ganz zu schanden geworden. Soll sie in dem Zustand, in dem sie jetzt ist, fortdauern? Und wenn so eine Menschenseel' so herunterkommen kann, weil in ihrem Gehirn irgend was zersprungen oder zerschmolzen ist: wie sollen wir hernach noch ein Vertrauen zu unseren Seelen haben? Ich hab' schon manchen Narren gesehen, der früher ganz gut und gescheit war und von dem die Dokter gesagt haben, daß er halt gehirnkrank ist. Also kann eine Krankheit im Gehirn die ganze Seel' für immer ruinieren?"

So sprach der alte Bauer. Er trieb mich wirklich in die Enge mit seinen Gedanken. Ich mußte mich besinnen, was ich ihm antworten sollte. Dann sagte ich ihm:

„Lieber Freund, wenn wir darauf schon eine genaue und richtige Antwort wüßten, dann wären wir eigentlich schon soweit, daß die ganze Menschheit fast nichts mehr zu lernen hätte. Und soweit sind wir noch lange nicht, können es auch noch nicht sein. Wir können nicht verlangen, daß wir in einem Gebiet des Denkens und Verstehens schon so unendlich weit fortgeschritten sein sollen, während wir in so vielen anderen Gebieten noch bei den Anfangsgründen des Verstehens sind."

Mit unserem Körper zugleich wächst die Seele in ihm. Von dieser machen sich die Leute recht verschiedene Gedanken. Viele glauben, die Seele sei nichts andres, als eine Thätigkeit des Körpers und müsse aufhören, wenn der Körper zerfällt. Die meisten dagegen sind überzeugt, daß die Seele als etwas Selbständiges im Leibe wohne und erhalten bleibe, auch wenn der Körper zu Asche wird. Und viele andre endlich nehmen sich gar nicht die Mühe oder haben eine gewisse Scheu davor, überhaupt über das Verhältnis von Leib und Seele nachzudenken.

Wir, wir müssen darüber nachdenken — mag es auch noch so mühsam sein. Was die Gelehrten über das Verhältnis von Leib und Seele seit vielen Jahrhunderten in dicken und dünnen Büchern geschrieben haben, ist für gewöhnliche Menschenkinder unverständlich und deswegen unbrauchbar. So berühmt auch die Namen großer Philosophen, von Platon und Aristoteles, von Spinoza und Leibnitz, Kant und Fichte, bis herab zu Schopenhauer und Nietzsche geworden sind: den breiten Schichten des Volks konnten diese Männer kein Verständnis der Seele beibringen. Um ihre Gedanken darüber zu verstehen, muß man durch eine Schule des Denkens gegangen sein, für welche die große Masse keine Zeit hat.

Die große Masse des Volks läßt sich von dem Gedanken beherrschen, daß die Seele zwar im Körper und mit demselben heranwächst, aber dabei doch eine eigene Existenz hat, so daß sie fortdauern kann, wenn der Körper zerfällt. Sie kann auch, wie bei dem Blödsinnigen und dem Verrückten, vielleicht in eine Art von Schlaf verfallen, aus dem sie erst spät in irgend einer andern

Weise wieder zur Thätigkeit erwacht. Dieser Glauben an ein selbständiges Leben der Seele ist so tröstlich, so erhebend, so wertvoll, daß wir ihn gerne beibehalten wollen. Natürlich müssen wir dabei so vernünftig sein, zu denken, daß jene Eigenschaften unserer Seele, welche mit Thätigkeiten unseres Körpers zusammenhängen, auch an den Körper gebunden bleiben. Was wir im Leben gesehen, gehört, oder durch unseren Geruch, Geschmack und Tastsinn wahrgenommen haben: das haben wir durch unseren Körper wahrgenommen; wir können es nicht wahrnehmen ohne ihn. Aber wenn wir es einmal wahrgenommen haben: dann ist es ein Eigentum unserer Seele geworden, das sie festhalten kann. So besteht unsere Seele aus einer Masse von Vorstellungen, Erinnerungen, Stimmungen, Wünschen, Hoffnungen, von guten und bösen Eigenschaften und Kräften, welche alle durch unser Selbstbewußtsein zusammengehalten sind. Wir können diese Seele nicht sehen und nicht hören; wir können sie nur denken. Aber eben weil wir sie nur denken können, können wir sie uns auch als etwas Selbständiges denken, das nicht bloß eine Thätigkeit unseres Körpers ist. Und wir können und müssen auch denken, daß diese Seele nicht nur den Körper beherrschen muß, der ihr Werkzeug ist, sondern daß sie selber auch durch sich selber beherrscht werden muß, durch den Willen, diese Seele und ihren Körper ein schönes und edles Leben führen zu lassen.

Das richtige Denken.

Jeder Mensch, der überhaupt bei Bewußtsein ist, denkt. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen dem thatsächlichen und dem richtigen Denken. In Wirklichkeit denken wir immerfort, so lange wir bei Bewußtsein sind. Dieses Denken besteht jedoch häufig nur darin, daß wir bald deutlichere bald weniger deutliche Vorstellungen an uns vorüberziehen lassen, ohne ihnen bestimmtere Form zu geben. Das richtige Denken fängt erst an, wenn wir uns bemühen, durch Denken irgend eine Wahrheit zu erkennen.

Die Gabe, richtig zu denken, ist dem Menschen angeboren, vorausgesetzt, daß er geistig gesund ist. Um richtig zu denken, muß man sich zunächst angewöhnen, jedes Ding und jedes Geschehen mit dem richtigen Wort zu bezeichnen. Das, woraus sich all unser Denken zusammensetzt, sind Begriffe. Der richtig denkende Mensch muß feste Begriffe sich angewöhnen, das heißt: er muß denselben Begriff immer wieder in demselben Sinne fassen. Wenn ich einmal unter einem Spitzbuben nur den verstehe, der wegen einer unredlichen Handlung verurteilt worden ist, und ein andermal jeden, der überhaupt spitzbübisch handelt, so habe ich keinen festen Be-

griff von einem Spitzbuben. Um feste, klare und deutliche Begriffe zu haben, muß man sich über die wesentlichen und über die zufälligen Merkmale der Begriffe klar sein.

Die wesentlichen Merkmale sind jene, ohne welche ein Begriff gar nicht gedacht werden kann; die zufälligen können fehlen, ohne daß damit der Begriff aufhört. Die wesentlichen Merkmale des Schreibens z. B. sind die Buchstaben, die zusammenhängend auf irgend eine Fläche geschrieben werden. Nicht das Papier und nicht die Feder; denn man kann auch auf eine Holzplatte oder auf irgend eine andre Fläche mit Bleistift, Kohle oder dergleichen schreiben. Häufig werden zufällige Merkmale für wesentliche gehalten; und vielleicht ebenso oft werden wesentliche Merkmale außer acht gelassen. Der Einzelne nimmt sich meist keine Zeit, sich zu prüfen, ob er richtige Begriffe im Kopfe hat. Dazu wird man gewöhnlich erst veranlaßt, wenn man etwas schreiben oder bestimmt aussprechen soll. Klar sind unsere Begriffe nur, wenn wir genau unterscheiden können, was in den Umfang jedes Begriffes fällt. Und deutlich sind sie, wenn wir die Merkmale, die ihren Inhalt bilden, zu unterscheiden vermögen. Unsere Begriffe sollen aber klar und deutlich sein. Der Begriff Volk z. B. ist uns ein klarer, wenn wir ihn genau unterscheiden können von den Begriffen Staat, Horde, Volksstamm, Menschenmenge. Er ist ein deutlicher dann, wenn wir wissen, durch welche Verbindungsfäden jene Menschenmenge, die ein Volk bildet, zusammengehalten, zu einer geschichtlichen Erscheinung gemacht wird.

Indem wir nun absichtlich mehrere Begriffe verbinden oder trennen, geben wir ein Urteil ab. Aus ganz klaren und deutlichen Begriffen werden immer auch richtige Urteile hervorgehen. Aber da es sehr viele Begriffe giebt, welche einfachen und auch sehr gelehrten Menschen nicht völlig klar und deutkich sind, leiden die menschlichen Urteile häufig an Unrichtigkeiten. Dazu kommt, daß häufig zwei verschiedene Begriffe durch ein und dasselbe Wort ausgedrückt werden. Ich sage z. B.: das Leben dieses Mannes ist kein tugendhaftes; und ein andermal thue ich den Ausspruch: das Leben jenes Menschen ist in Gefahr. In diesen beiden Urteilen habe ich den Begriff Leben in verschiedenem Sinne gebraucht. Das Wort Leben bezeichnet sowohl die körperliche Existenz, wird aber auch als Abkürzung des Wortes Lebensweise gebraucht.

Wir müssen demnach, ehe wir irgend ein Urteil fassen, uns bewußt sein, in welchem Sinne wir die Begriffe gebrauchen, aus welchen das Urteil zusammengesetzt ist.

Ferner müssen wir uns bewußt sein, ob wir ein allgemein bejahendes oder ein allgemein verneinendes, ein teilweise bejahendes oder ein teilweise verneinendes Urteil aussprechen wollen. Dann auch, ob unser Urteil ein bedingtes oder ein unbedingtes sein soll; ob wir es nur als Vermutung oder als Gewißheit hinstellen wollen; ob es ein erzählendes oder erklärendes sein soll; ob es sich um Dinge handelt oder um Thätigkeiten und Eigenschaften, um Abänderungen der Thätigkeiten und Eigenschaften oder um Beziehungen zwischen den Dingen.

Durch **Ableitung** eines **Urteils** aus einem oder aus mehreren anderen Urteilen endlich bilden wir unsere **Schlüsse** oder **Schlußfolgerungen**. Auch sie können nur richtige sein, wenn die Begriffe und die Urteile richtige und die Zusammensetzung und Ableitung der Urteile fehlerfrei waren. Die menschliche Gedankenarbeit nimmt sich im Alltagsleben nicht die Zeit, ihre Schlußfolgerungen in ununterbrochener Kette aneinanderzureihen. Wir haben uns vielmehr längst darin geübt und daran gewöhnt, Mittelglieder der Gedankenkette aus unserem Bewußtsein entfallen zu lassen. Wir denken sprungweise, nicht schrittweise. Und das ist für die Schnelligkeit der Gedankenarbeit höchst vorteilhaft. Aber diese Gedankensprünge dürfen nicht so groß und ungeregelt werden, daß das gewöhnliche Denkvermögen ihnen nicht mehr folgen könnte. Auch müssen wir stets imstande sein, die ausgefallenen Zwischenglieder unsrer Gedankenkette zu ergänzen. Wir müssen wissen, wovon wir ausgegangen sind und was wir etwa übersprungen haben.

Daß wir mit unseren Gedanken so sprungweise fortschreiten können, hat mehrere Ursachen. Einmal thun wir das, weil wir überhaupt so rasch denken, daß wir auf die einzelnen Sätze, aus denen sich unser Denken zusammensetzt, gar nicht achten. Wir achten überhaupt nurmehr auf die **schwierigeren** Schlußfolgerungen, nicht mehr auf die **leichteren** und **selbstverständlichen**. Sodann hat ja jeder Mensch in seinem Kopf die Erinnerung an frühere Gedankenarbeit, an eine Unzahl von allgemein gültigen Wahrheiten, welche ihm das Vorwärtseilen seiner Gedanken erleichtern.

Im gewöhnlichen Leben wird die Gedankenarbeit fast immer den Zweck verfolgen, die Ursachen oder die Folgen von allerlei Zuständen und Vorkommnissen des Lebens aufzudecken und klar zu machen. Die Fragen, die wir an unsere arbeitenden Gedanken richten, lauten meistens: Was ist das? Woher kommt das? Wohin führt das? Wo ist es? Warum geschieht es? Wie lang dauert's? Wer ist dabei im Spiele? Was ist damit verbunden? — Und wenn wir ein Ding oder ein Ereignis nach allen Seiten hin beleuchtet sehen wollen, so müssen wir alle diese Fragen zu erledigen suchen, wobei sich sehr oft die eine aus der andern beantwortet.

Die Phantasie.

Phantasie ist die Fähigkeit, sich Dinge, Personen und Ereignisse vorzustellen, welche nicht sind, oder welche in Wirklichkeit anders sind. Diese Fähigkeit ist den einzelnen Menschen, auch ganzen Völkern und Volksstämmen in verschiedenem Grade zu teil geworden; gewiß kann sie auch geweckt und anerzogen werden. Es hat ganze Völker gegeben, die sich im Laufe der Geschichte durch ihre hervorragende Phantasie auszeichneten, wie unter den asiatischen Völkern die Araber, die Perser und Indier, unter den europäischen in ältester Zeit die Griechen, später auch die germanischen Volksstämme. In früheren Zeiten macht sich die Phantasie ganzer Völker thätig durch die Schöpfung von Göttermythen und Heldensagen, später durch Schöpfungen auf allen Gebieten der Künste.

Der Mensch ist eben nicht zufrieden mit dem, was er in seiner Natur und Umgebung hört und sieht. Soweit er die Ursachen davon nicht durch seinen Verstand herausklügeln kann, sucht er sie durch seine Phantasie sich zu gestalten. Er hört den Donner und sieht den Blitz; so lange er nicht weiß, daß das Wirkungen der Elektrizität sind, stellt er sich irgend welche Götter oder

Dämonen vor, welche Donner und Blitz machen. Er sieht eine Landschaft um sich her, in der Ferne von blauen Bergzügen begrenzt. So lang er nicht weiß, wie es hinter jenen Bergen aussieht und wer dort wohnt, bevölkert sein Gedanke jene Gegenden mit irgendwelchen Menschen oder Tieren, die womöglich anders sind, als die Menschen oder Tiere, mit denen er zusammenlebt. Warum aber anders? Nun, weil es ihn eben freut, etwas zu erfinden, zu schaffen. Der nüchterne, phantasielose Mensch wird in diesem Falle nichts erfinden oder schaffen können, sondern denken, daß hinter jenen Bergen ganz ähnliche Menschen und Tiere wohnen, ganz ähnliche Verhältnisse bestehen, wie in seiner Gegend. Wie es phantasiebegabte und phantasiearme Völker giebt: so ist es auch bei den einzelnen Menschen. Der phantasiereiche Mensch hat ein Bedürfnis, die Welt und die Zeit, soweit er sie nicht kennt, mit Gestalten und Ereignissen auszufüllen. Was er bestimmt weiß, kann seine Phantasie nicht durch etwas andres ersetzen; aber wo er aufhört, Bestimmtes zu wissen, fängt seine Phantasie mit ihren Schöpfungen an. Wer keine oder nur eine arme Phantasie hat, füllt das ihm Unbekannte in der Weise aus, daß er glaubt und nacherzählt, was ihm andre über dieses Unbekannte vorerzählen. Das heißt: er nimmt die Phantasie der anderen an und nährt sich an ihr. Eine starke und lebhafte Phantasie zu haben ist ein Glück und ein Unglück zugleich. Ein mit Phantasie begabter Mensch fühlt und sieht vieles Schöne und Erfreuliche, aber auch vieles Unangenehme und Schreckliche, was dem verborgen bleibt, der keine Phantasie hat. Der phantasielose Mensch hat

viel mehr Kraft und Ursache, sich den wirklichen praktischen Aufgaben des Lebens voll und ganz zu widmen; aber er hat weniger Freude und Interesse an guten und schlimmen Ereignissen. Der mit Phantasie Begabte empfindet niemals Langeweile, weil er sich immer und überall mit seiner Phantasie beschäftigen kann. Dafür malt ihm seine Phantasie häufig auch unangenehme Dinge und Ereignisse vor, die in Wirklichkeit gar nicht sind.

Es ist ohne Zweifel ganz günstig, daß es Menschen mit viel und daneben auch solche mit wenig Phantasie giebt. Die *Phantasten* müssen anregen, führen, begeistern; die Aufgabe der *Nüchternen* ist es, zu prüfen, zu messen, zu korrigieren, an der Wirklichkeit des Lebens festzuhalten. Die Phantasten suchen neue Wege, die Nüchternen verbessern und erhalten die bestehenden. Die Phantasten springen mit ihren Gedanken; dafür stolpern oder fallen sie auch manchmal; die Nüchternen gehen gemessenen Schrittes, aber sicher ihren Weg.

Die Phantasie jedes einzelnen wirkt von klein auf sehr stark bestimmend auf sein Leben ein. Lebhafte Phantasie macht ja den ganzen inneren Menschen *empfänglicher für alle Eindrücke*: für Liebe und Haß, für Freude und Schmerz. Ein Kind mit lebhafter Phantasie ist schwerer zu erziehen, als ein phantasiearmes; denn das erstere gerät mit seinen Gedanken und Wünschen leichter auf Abwege. Dafür gestattet ihm seine Phantasie auch mancherlei Schönes zu erfinden, womit es sich selber bildet und sein Dasein veredelt.

Jeder einzelne Mensch erfährt schon während der Jahre seiner Ausbildung, ob er lebhafte Phantasie besitzt

oder nicht. Ist ersteres der Fall, so ist es die Aufgabe seiner Lehrer und Erzieher, seine Phantasie in die rechten Bahnen zu leiten, sie vor Verirrungen zu bewahren. Später, wenn er aus der Schule herausgewachsen ist, muß er selbst an dieser Aufgabe arbeiten.

Wie erzieht man aber die eigne Phantasie? Wie erzieht man sie so, daß sie nicht ausschweift und nicht entartet? Daß sie Freude bereitet statt Unheil?

Zunächst dadurch, daß man sich's zum Grundsatze macht, seine Phantasie nicht aus den Zügeln des Verstandes zu lassen. Man muß eine Grenze finden können, wo man sich sagt: das sind dumme Einbildungen — weg damit. Man muß das Spiel der Phantasie abbrechen können, sonst wird man selber ihr Spielzeug.

Eine irregeleitete und ungezügelte Phantasie kann die unbegreiflichsten, grausamsten und verderblichsten Wirkungen haben. Und sie kann merkwürdigerweise geradezu ansteckend wirken. Das zeigen uns insbesondere der Hexenglauben und die Hexenprozesse. Es war das eine Entartung der Phantasie, welche Jahrhunderte lang währte, ganze Völker beherrschte und viele Tausende von unschuldigen Opfern in Folterqualen und in einen grausamen Henkertod zu treiben vermochte.

Wer lebhafte Phantasie besitzt, muß derselben aber auch einen gewissen Spielraum gewähren, wo sie sich in einer heilbringenden oder wenigstens unschädlichen Weise bethätigen kann. Dieser Spielraum sind künstlerische oder kunstgewerbliche Thätigkeiten, die entweder berufsmäßig oder als Liebhaberei betrieben werden können. Wir werden darauf später zurückkommen. Außerdem

wird die Phantasie auch geregelt und gezügelt durch das Lesen guter Bücher und dadurch, daß man sich an den Leistungen der Künste erfreut und sich in dieselben vertieft, auch wenn man sie nicht selbst ausübt. Endlich dient zur Zügelung und Leitung der Phantasie auch der gesellschaftliche Verkehr; der Gedankenaustausch mit andern. Menschen mit lebhafter Phantasie werden leicht beliebte Gesellschafter, wenn sie sich daran gewöhnen, ihre Phantasie nicht bloß für sich allein spazieren fliegen zu lassen, sondern wenn sie dieselbe veranlassen, daß sie im Gedankenaustausch mit andern anregend und belebend wirke.

Das Gefühl.

Wenn irgend etwas, das im Leben an uns herantritt, in uns eine Empfindung entweder von Lust, Behagen, Freude, oder von Unlust, Unbehagen oder Schmerz erregt, so werden wir inne, daß wir Gefühle haben. Die Gefühle sind teils körperliche, von denen hier nicht weiter die Rede zu sein braucht, teils geistige oder seelische.

Mit den letzteren müssen wir uns etwas näher befassen.

Die geistigen Gefühle können Gefühle des Intellekts sein, d. h. solche Gefühle, zu denen wir durch das Bewußtsein unserer größeren oder geringeren Einsicht gebracht werden. Wenn irgend eine Frage vor uns steht, die wir nicht enträtseln können; wenn uns irgend etwas unklar ist, was wir wissen möchten: dann haben wir das unangenehme Gefühl des Zweifels, der Unwissenheit, der Unsicherheit. Wenn sich dagegen etwas Dunkles aufhellt, eine neue Erkenntnis sich uns erschließt, dann haben wir ein angenehmes Gefühl geistiger Befriedigung — vorausgesetzt, daß nicht durch diese neue Erkenntnis ein andres stärkeres Gefühl, wie etwa das Gefühl eines seelischen Schmerzes in uns geweckt wird.

Die geistigen Gefühle können auch ästhetische sein. So nennen wir jene Gefühle, welche wir bei der Wahrnehmung des Schönen und des Häßlichen empfinden. Ein angeborenes oder anerzogenes Feingefühl für das Schöne und Häßliche nennen wir Geschmack.

Wieder eine andere Gruppe von geistigen Gefühlen sind die sittlichen, welche durch die Wahrnehmung oder Vorstellung von guten oder bösen Handlungen und Meinungen in uns erweckt werden. Das ursprüngliche sowie das durch das Denken in uns hervorgebrachte sittliche Gefühl nennen wir auch Gewissen. Verwandt mit den sittlichen Gefühlen sind die religiösen, welche sich an die Vorstellung des Göttlichen anknüpfen.

Zu diesen Gefühlen, welche in uns erregt werden können, ohne daß dadurch notwendig unser Lebensschicksal beeinflußt werden muß, kommen noch mancherlei andre, die ihren Grund haben in der Stellung des einzelnen Menschen zu der ihn umgebenden Welt. Jeder vernunftbegabte Mensch hat sein Ich. Das heißt, er fühlt sich als ein dauerndes Ganzes; und dieses Gefühl nennen wir Selbstgefühl. Besondere Formen und Grade desselben nennen wir Stolz, Ehrgeiz, Eitelkeit, Hochmut, Bescheidenheit, Demut. Von ihnen soll zum Teil später noch die Rede sein. Aber nicht nur das eigne Ich des Menschen veranlaßt ihn, Gefühle zu haben. Teilnahme an den Gefühlen andrer ist auch menschlich; dann sprechen wir von Mitgefühl, dessen edelste Erscheinungsformen Mitleid und Barmherzigkeit sind, während seinen Gegensatz das häßliche Gefühl der Schadenfreude bildet.

Warum aber hier von den Gefühlen gesprochen

werden muß? Nun — weil es zur höchsten Lebenskunst gehört, seine Gefühle zu erziehen, zu veredeln und zu beherrschen.

Jedes einzelne Gefühl kann in sehr verschiedenen Graden von Stärke vorhanden sein; es kann wachsen, erzogen werden, abnehmen und abgestumpft werden. Wenn ein Gefühl plötzlich so stark hervorbricht, daß es den überlegenden Verstand völlig in den Hintergrund drängt, bezeichnen wir es als Affekt; und wenn es längere Zeit in bestimmter Richtung fortdauernd eine bedeutende Macht bewahrt, nennen wir's Leidenschaft. Wendet sich die Gesamtheit unsres Mitgefühls dauernd bestimmten Personen zu, so entstehen die Gefühle der Liebe und Freundschaft. Das Vermögen, überhaupt von Gefühlen bewegt zu werden, nennen wir Gemüt.

Von keinem Gefühl soll sich der Mensch so vollständig überrumpeln lassen, daß der überlegende Verstand alle Herrschaft verliert. Dagegen mag man wohl allen edlen Gefühlen einen weiten Spielraum lassen. Um aber die eignen Gefühle beherrschen zu können: dazu ist eine gewisse Selbsterkenntnis nötig, welche niemals in jungen Jahren schon erworben werden kann.

Da Gefühle nicht bloß entstehen können, wenn wir wirklich etwas erleben, das geeignet ist, sie wachzurufen, sondern auch auf bloße Vorstellungen hin: so können wir, wenn uns nicht gerade bestimmte Gefühle beherrschen, solche in uns erwecken dadurch, daß wir geeignete Vorstellungen in uns wachrufen. Unsre Macht über die Gefühle geht aber noch weiter. Wir können unangenehme Gefühle, wenn sie nicht sehr stark sind, verdrängen durch

lebhafte Vorstellung von solchen Zuständen oder Ereignissen, die geeignet sind, angenehme Gefühle wachzurufen. Bekannt ist die Anekdote von Till Eulenspiegel, welcher sich das unangenehme Gefühl, das er empfand, wenn er auf einen Berg hinaufsteigen mußte, dadurch versüßte, daß er sich lebhaft vorstellte, wie angenehm es sein werde, hernach den Berg wieder hinunterlaufen zu dürfen. Nur war der komische Mensch so dumm dabei, das er hernach, als es wieder bergab ging, schon wieder ärgerlich an den nächsten Berg dachte, den er wieder hinaufsteigen müßte. So muß man es nicht machen. Wenn man etwas Angenehmes fühlt, soll man sich darüber freuen; und wenn man Unangenehmes fühlt, soll man wenigstens versuchen, sich etwas Angenehmes vorzustellen. Das ist das Richtige.

Es können sich auch verschiedene Gefühle in uns vermengen. Diese Mischung kann eine solche sein, daß wir die einzelnen Gefühle, aus denen sie entstanden ist, noch unterscheiden können. Sie kann aber auch derartig sein, daß wir ihre Bestandteile nicht mehr unterscheiden. Dann sprechen wir von Gemeingefühlen, Stimmungen, Launen. Solchen Stimmungen und Launen, wenn sie angenehm sind, sich rückhaltlos hinzugeben, verschafft glückliche Stunden und läßt den Menschen liebenswert erscheinen. Sind aber die Stimmungen und Launen unangenehm, so müssen sie bekämpft werden. Am einfachsten werden sie bekämpft, wenn man ihnen gar keine Zeit läßt, sich geltend zu machen; wenn man sie durch arbeiten erstickt. Fehlt dazu die Gelegenheit, so suche man in der Einsamkeit solcher Stimmungen Herr zu werden, indem

man sie in ihre Bestandteile aufzulösen und jedem dieser Bestandteile durch Vernunftgründe und angenehmere Vorstellungen beizukommen sucht. Zweifelhafter ist der Erfolg, wenn man solche Stimmungen dadurch meistern will, daß man fröhliche Gesellschaften, Vergnügungen aufsucht. Man läuft dabei Gefahr, selbst seine schlechte Stimmung nicht zu verbessern und andern ihre gute zu verderben. Am schlimmsten ist's, solche Stimmungen in geistigen Getränken zu ersäufen. Man erreicht damit nur, daß sich die Neigung zu ihnen vertieft und befestigt, wenn sie auch momentan vergehen.

Optimisten und Pessimisten.

Es giebt Menschen, die dazu angelegt sind, aus allen Zuständen und Erzeugnissen das Angenehme und Freundliche, das darinnen steckt, herauszufühlen: Wir nennen sie Optimisten. Und andere sind vorzugsweise empfänglich für das Unlustige, Traurige und Unvollkommene, was das Leben bietet. Das sind die Pessimisten.

Der Optimismus wie der Pessimismus können sowohl Naturanlage, als auch Ergebnis des späteren Lebens sein. Sie sind verschieden, entgegengesetzte Weltanschauungen. Wir dürfen wohl als Regel annehmen, daß der Mensch als Optimist geboren wird, daß aber später die persönlichen Erlebnisse, die Erfahrungen, welche man durch andre sammelt, die Gedanken, die man aus Büchern aufnimmt, imstande sind, die Weltanschauung nach der pessimistischen Seite hin zu wenden. Und zwar bei einer sehr großen Anzahl von Menschen.

Man kann nicht sagen, daß der Optimist bloß das Gute sieht und das Schlechte nicht bemerkt; ebensowenig wie der Pessimist bloß das Schlechte fühlt und bemerkt und das Gute übersieht. Beide sind imstande, Gutes und Schlechtes zu bemerken. Aber auf den Optimisten macht eben das Gute den hervorragendsten, den dauernden Eindruck.

Der Optimist freut sich beim Sonnenschein über die behagliche Wärme und das helle strahlende Licht, während dem Pessimisten die Unannehmlichkeit der Hitze den stärkeren Eindruck macht. Beim Regen freut sich der Optimist über die Erfrischung; der Pessimist ärgert sich über die Nässe. Beim Anblick vieler Menschen fallen dem Optimisten die Schönen, Gesunden, vergnügt Aussehenden auf; dem Pessimisten die Häßlichen, Zerlumpten, Kränklichen und Verkrüppelten. Bei der Beurteilung des Menschenlebens drängen sich dem Optimisten die Freuden, Tugenden und Fortschritte des Menschengeschlechts entgegen; dem Pessimisten Laster und Verkehrtheiten. Und bei der Betrachtung der Natur bewundert der eine die Gesetzmäßigkeit, den Reichtum der Natur; während dem andern hauptsächlich die Grausamkeit und Härte der Naturgesetze Eindruck macht.

Auf den Charakter hat dieser Gegensatz der Weltanschauung keinen Einfluß. Man kann als Optimist wie als Pessimist ein guter, edler, barmherziger Mensch, ein treuer Freund, ein dankbarer Sohn, ein pflichttreuer Staatsbürger sein.

Und man kann — wenn es auch für den ersten Moment schwer begreiflich scheint, als Optimist wie als Pessimist ein ganz angenehmes Leben führen. Das erklärt sich folgendermaßen:

Der Optimist hält die Menschen für gut, die Naturgesetze für weise, die Schicksale für erträglich. Wenn ihm aber dann doch ab und zu schlechte Menschen, grausame Naturerscheinungen, harte Schicksale in den Weg kommen, erlebt er schmerzliche Enttäuschungen. Wenn-

gleich er für die Schmerzen des Lebens weniger empfindlich ist: ganz unempfindlich ist er nicht; er müßte ja kein Mensch sein.

Der Pessimist, empfänglich von vornherein für das Traurige, Unvollkommene, Unlustige, hat sich angewöhnt, die Natur und die Menschen mit ihren Schicksalen als unvollkommen und unverbesserlich anzusehen. Begegnet ihm nun ab und zu doch etwas wirklich Schönes, Edles Großes oder Heiteres, so wird er freilich, seiner ganzen Weltanschauung entsprechend, das Unvollkommene und Vergängliche daran herausfühlen; aber auch er müßte kein Mensch sein, wenn ihm nicht doch das Schöne und Edle, selbst wenn es vergänglich ist, eine angenehme und für ihn unerwartete Ueberraschung bereitete. Wenn er Dankbarkeit, Treue, Mitleid findet, wo er doch behauptet, Undank, Treulosigkeit und Herzlosigkeit seien die Regel, so muß er angenehm überrascht sein. Und er wird sich innerlich daran erfreuen müssen, wenn er auch das System seines Pessimismus ganz gründlich in sich ausgebildet hat.

Der Optimist sieht das Leben an sich schon für ein Glück, für ein angenehmes Geschenk an; aber auch den Tod. Der Pessimist behauptet, das Leben sei ein Unglück und der Tod erst recht. Er hält das Leben für ein böses Geschenk, weil in ihm das Unangenehme, Schmerzliche überwiege. Und dieses Unangenehme findet dann seine Krönung, sein Allerunangenehmstes in der Hinfälligkeit des Alterns und im Sterben. Damit ist aber der richtige Pessimist noch nicht zu Ende, sondern sein Gedankengang geht folgendermaßen weiter: Ist mit dem Leib auch die Seele sterblich, so war das ganze Leben

nicht der Mühe wert, gelebt zu werden. Denn dann wird ja das Edelste in dieselbe schmutzige Erde verscharrt wie das Niederträchtigste; die Thaten und das Leben der besten Menschen sind dann nach Verlauf eines Menschenalters vergessen, verflogen und nichtig; alle Liebe und alle Freundschaft sind dem Untergange, der Vergessenheit geweiht; flüchtiger Traum die Treue und die Erinnerung. Wenn aber die Seele unsterblich ist, dann — so folgert der Pessimist weiter — dann ist auch alles Elend und aller Schmerz des Daseins unendlich. Unsterblich sind dann die Laster ebenso wie die Tugenden. Jeder schleppt dann seine Fehler und Schwächen in Ewigkeit mit sich fort, erinnert sich ewig an die begangenen Thorheiten, ist ewig der auf erheuchelte Tugend stolze Pharisäer oder der kalte herzlose Egoist; ewig der tierische Genußmensch oder der entartete Halbnarr, der ehrgeizige, ränkesüchtige Streber oder der rohe neiderfüllte Proletarier. Ist es der Mühe wert, alle diese, die schon bei Lebzeiten weder sich selbst noch ihren Mitmenschen zur Freude gelebt haben, ein unsterbliches Dasein fortführen zu lassen? Ist diese Zukunft nicht noch schrecklicher als das Wegwischen des Ganzen?

So ist der Gedankengang des Pessimisten.

Wir widerholen: Optimismus und Pessimismus sind dauernde Grundstimmungen der Menschen. Für die Güte der menschlichen Handlungen sind sie ohne Belang. Im Leben kann ein Optimist der beste Freund eines Pessimisten sein. Sie werden sich hie und da streiten; aber sie können sich doch dauernd und im Innersten gut sein. Darum braucht man auf diesen Gegensatz bei der

Beurteilung der Menschen kein großes Gewicht zu legen. Für gewöhnlich wird ja der Optimist immer der Vergnügtere von beiden sein; und darum ist es eine angenehme Gabe, wenn man sich einen tüchtigen Schatz von Optimismus angewöhnen kann.

Empfindlichkeit.

So verschieden die menschlichen Körper sind in Bezug auf Empfindlichkeit gegen Kälte und Hitze, gegen Schmerz und Lustgefühl, gegen Hunger und Durst: ebenso verschieden ist auch die Empfindlichkeit der Seelen gegenüber den Eindrücken, welche das Leben auf sie macht. Es giebt weiche, empfindsame Gemüter und harte. Und diese verschiedene Empfindlichkeit kann angeboren oder anerzogen sein.

Es giebt weiche, empfindliche Seelen. Dieselben brauchen deswegen noch nicht schwach zu sein. Sie fühlen nur schneller und aufmerksamer jeden Eindruck. Sie werden leichter von einem Ereignis gekränkt, leichter erfreut als andre. Sie ärgern sich leichter, auch über Kleinigkeiten. Diese Empfindlichkeit kann ihren Grund darin haben, daß man überhaupt etwas zu viel auf jede Kleinigkeit achtet. Menschen, welche ihre Augen meist auf große ernste Ziele gerichtet haben, übersehen manche Kleinigkeit, Angenehmes und Unangenehmes. Solche dagegen, die überhaupt nichts Ernstes zu denken und zu sorgen haben, gewöhnen sich wohl an, auf Kleinigkeiten zu achten, oft mehr als gut ist. Diese werden leicht empfindlich, oft ohne allen Grund. Wenn sie

von einem Bekannten, der zufällig von ernsten Gedanken beschäftigt ist, etwas spät oder nach ihrer Meinung nicht höflich genug gegrüßt werden, ärgert sie das und sie fragen sich gleich: Was hat der gegen mich?

Oft ist aber auch die Empfindlichkeit der Seele verursacht durch körperliche Zustände; durch Ueberanstrengung des Nervensystems, durch angeborne körperliche Uebel.

Ein empfindliches Gemüt zu haben, hat seine Vorzüge und seine Schattenseiten. Das empfindliche Gemüt freut sich leichter über Angenehmes und Liebenswürdiges, das ihm vom Schicksal und von den Menschen entgegengebracht wird; aber es empfindet auch das Unangenehme leichter und schneller und hat deswegen mehr Aerger, Verdruß und Kummer zu überstehen. Empfindlich bloß für das Angenehme, für das Unangenehme dagegen unempfindlich zu sein: das giebt es nicht; dazu kann man sich nicht erziehen. Wohl aber kann man sich vor übertriebener Empfindlichkeit bewahren und das soll man auch.

Zu einer übertriebenen Empfindlichkeit des Gemüts kommen Leute, die in ihrem Umgang zu einseitig sind. Wer immer nur mit ein paar guten Freunden umgeht, die ihn recht gut behandeln, oder immer nur im Kreise einer liebevollen Familie verkehrt, empfindet die rauheren Berührungen, die ihm der Umgang mit Fremden bietet, leicht unangenehmer, als derjenige, der viel mit Menschen von allerhand Bildungsgraden verkehrt. Menschenkenntnis stumpft die Empfindlichkeit nicht ab, behütet aber vor ihren Uebertreibungen.

Die Empfindlichkeit kann durch Pflege und zarte Behandlung des eigenen Gemüts gesteigert, sie kann aber

auch durch Uebung abgeschwächt werden. Ein Mann z. B., der im öffentlichen Leben steht, wird, wenn er zum erstenmal von einer gegnerischen Zeitung angegriffen ist, wohl einen tiefgehenden Aerger empfinden. Auch dann, wenn er sich mit ruhigem Gewissen sagen darf, daß er nur das Beste gewollt hat, daß das, was Ehrenrühriges von ihm behauptet ward, nicht wahr, und das wenige Wahre nicht ehrenrührig gewesen ist. Geärgert wird man doch durch dergleichen. Steht aber jemand jahrelang in der Oeffentlichkeit, dann verhärtet sich seine Empfindung gegen die Angriffe gegnerischer Blätter; es wächst ihm über sein Gemüt eine dickere Haut. Jede unangenehme Empfindung, die sich öfter wiederholt, wird stumpfer. Man kann sich beständig über einen ungeschickten Mitarbeiter, über einen unangenehmen Vorgesetzten, über einen unbotmäßigen Untergebenen ärgern; aber je mehr man solchen Aerger gewöhnt, um so weniger tief geht er. Man kann sich eine gewisse Gleichgültigkeit anerziehen gegenüber den Ereignissen, die unser Empfinden unangenehm berühren. Diese Gleichgültigkeit, die wir, wenn sie ein Erfolg der Selbsterziehung ist, besser Gleichmut nennen, ist in letzterem Falle ein sehr schätzenswertes Gut. Sie gründet sich auf eine Verachtung des Niedrigen, Kleinen, Bösartigen, Gemeinen und Schwächlichen; auf ein rasches Durchschauen der Menschen, mit denen wir zu thun haben; auf ein richtiges Abwägen dessen, was im Leben wirklich Bedeutung hat, was nicht.

Einen solchen Gleichmut kann man freilich in jungen Jahren noch kaum gewinnen. Er ist immer erst ein

Ergebnis gereifter Lebensanschauung, öfter geübter Selbstbeherrschung. Man gewöhnt sich denselben am ehesten an, wenn man bei jeder Gelegenheit, wo unsere Empfindung sich verletzt fühlen könnte, sich sofort fragt: Ist es der Mühe wert, sich hier zu ärgern oder zu kränken? Liegt hier nicht ein Verschulden von mir selber vor? Ist es mehr ungeschickter Zufall oder böser Wille, was sich im Augenblicke mir entgegenstellt? Wo ist das, was mich über diesen Aerger, über diese Kränkung hinüberhebt? Oder ist sie überhaupt bloß eingebildet?

Wer sich angewöhnt, stets zu rechter Zeit diese Fragen an sich zu stellen, wird bald auch lernen, die Antwort darauf zu finden, und damit wird er sich allmählich jenen köstlichen Gleichmut angewöhnen, der die Empfindung nicht abstumpft, sondern bloß beherrscht, leitet und tröstet.

Humor.

Zu den köstlichsten Eigenschaften der Menschen gehört auch der Humor. Was ist der Humor? Der Humor ist jener Sinn, welcher an allen Dingen das herausfindet, was an ihnen besonders lächerlich und was besonders rührend ist. Der Mensch, dem Humor zu teil geworden ist, schaut die Welt mit ganz andern Augen an als derjenige, dem der Humor fehlt.

Der Humor läßt seinen Besitzer Dinge sehen, die ein andrer überhaupt nicht sieht. Und dadurch verschönt er das Leben in geradezu unbeschreiblicher Weise.

Man darf Humor nicht mit Laune verwechseln. Laune ist eine vorübergehende Stimmung, Humor eine dauernde Art der Weltanschauung. Ein Mensch, der einmal Humor hat, verliert denselben nie; auch dann nicht, wenn er vorübergehend schlecht gelaunt ist. Der Humor kommt aus der Seele und vergießt sein Gold über alles, was man sieht, hört und erlebt.

Der Humor ist zunächst ein gewisses Gefühl für Gegensätze. Jenes Gefühl, welches die Gegensätze vom Großen und Kleinen, vom Gesunden und Krankhaften, vom Erhabenen und Nichtigen, vom Natürlichen und Verschrobenen

sofort herausfindet, wo sie vorkommen, und das Komische an ihnen entdeckt.

Der Mensch mit Humor fühlt hinter dem Winterfrost schon das holde Erwachen des kommenden Lenzes voraus. Aus quälender Hitze flüchtet er sich in den Schatten seiner Gedanken — wenn kein andrer Schatten zu haben ist. Trifft ihn ein Regen ohne Schirm, so denkt er sich: Der Schirm war gescheiter als ich; er ist zu Hause im Trockenen geblieben. Weht ihm Staub ins Gesicht, so sagt er gelassen: Wir sind aus Staub und werden Staub; aber wissen möchte ich doch, ob es ehemalige oder künftige Mitmenschen sind, die mir eben ins Auge fliegen? Stechen ihn aber die Schnaken, so tröstet er sich: Ein wahrer Segen, daß nicht die Schnaken so groß sind wie die Hühner und die Hühner so klein wie die Schnaken — wohin kämen wir dann? Bekommt er schlecht zu essen, so sagt er mit der Gelassenheit des Weisen: Jedes Dreckchen hat sein Geschmäckchen! Und wenn ihm ein Bauer oder Hausknecht eine Grobheit sagt, frägt er sich: Was hätte der jetzt noch Gröberes sagen können. Sicherlich fällt ihm dieses Gröbere auch noch ein und er freut sich, daß es ihm eingefallen ist und nicht dem Hausknechte.

Aber nicht bloß das Lächerliche weiß der Humorist aus allen Menschen, Dingen und Ereignissen herauszufühlen; auch das Rührende. Hat er mit irgend einem groben, unwissenden oder verkommenen Menschen zu thun, der auch nur eine kleine gute Eigenschaft neben seinen Mängeln hat: den Humoristen berührt sie angenehm. Für Menschenthorheit macht er weniger die einzelnen Thoren verantwortlich, als die Thorheit an sich, die ein-

mal in der Welt ist und sich ihre Opfer aussucht. Findet er dagegen Gutes und Edles, so läßt er es nie unbemerkt; auch dann nicht, wenn es von der Thorheit überschattet ist. Und wie er die Menschen behandelt, so behandelt der Humor auch die Natur, die leblosen Dinge und die Ereignisse. Unvernünftige Lebewesen sagen ihm große Wahrheiten, wie sie Scheffels berühmter Kater Hiddigeigei bei seinen Dachspaziergängen ausspinnt. Das scheinbar leblosetste Ding ist ihm nicht ganz leblos; er spürt, wie jedes Ding angenehme und unangenehme Seiten hat und wie es mit dem menschlichen Leben zusammenhängt. Und der Humor betrachtet die Dinge von allen Seiten, während die platte humorlose Weltanschauung an jedem Ding nur die gerade herausgekehrte Seite sieht. In verkehrtem Thun findet er irgend eine versteckte Weisheit, in einer Lumperei entdeckt er den Keim einer erhabenen Tugend; ein Wassertropfen spiegelt ihm Weltgröße; ein Schmutzfleck erinnert ihn in seiner Form an etwas Bedeutendes.

Ein Lieblingsfeld hat der Humor dort, wo er die Bestrebungen der Menschen beobachtet und dabei bemerkt, wie oft große Ziele mit völlig ungenügenden Mitteln verfolgt oder an kleine Ziele ein übergroßer Aufwand gewendet wird; wenn er sieht, wie einer auf den Dachboden steigt, der in den Keller will, oder wie ein anderer einen Maikäfer für ein Nilpferd hält. Und es sind nicht bloß die andern, deren Thun und Lassen der Humor so betrachtet; der Humorist sieht auch sich selber im Lichte des eigenen Humors.

Die Weltlitteratur enthält viel köstlichen Humor.

Wer ihn kennen lernen will, der lese die deutschen Dialektdichter; voran Hebels alemannische Gedichte; oder Fritz Reuters prächtigen „Unkel Bräsig"; oder die Romane von Dickens, voran die unsterblichen Pickwickier. Und Viktor Scheffels Dichtungen; und den großen Shakespeare nicht zu vergessen, neben vielen andern. Aus ihnen lernt man, was Humor ist, wie er das Leben erfaßt und sich äußert, wie er im Unscheinbaren den Goldkern aufdeckt und wie er schalkhaft das Prachtgewand lüftet, hinter welchem Gemeinheit, Niedrigkeit und Nichtigkeit so oft sich zu verbergen weiß; wie er die Eitelkeit bekämpft und die Heuchelei; wie er dem Würmchen im Staube Gerechtigkeit widerfahren läßt und weiß, wo den Genius der Menschheit der Schuh drückt.

Der Mensch, der Humor im Leibe hat, mag sich wenden, wohin er will: überall ist er gern gesehen.

Das ist der Lohn des Humors, den ihm die dankbare Mitwelt erteilt: man liebt jeden, den er beseelt. Die Menschen mit Humor sind kleine Erlöser von den Alltagssorgen; was sie anrühren, lassen sie in irgend einer Farbe leuchten; am Schlechtesten finden sie irgend eine gute Seite heraus; und am Besten und Höchsten irgend etwas Komisches, das auch das Beste und Höchste dem einfachen menschlichen Verständnis näher rückt, statt daß es in unverstandener Ferne fremd und kalt sich verliert.

Wenn nun der Humor so köstliche Eigenschaften hat — giebt es ein Mittel, sich ihn anzugewöhnen?

Die feinste und höchste Begabung zum Humor ist angeboren. Die läßt sich nicht anerziehen. Aber ein bescheidenes Maß von Humor, das im Leben immerhin

schon sehr wertvoll ist und sehr viel Freude bereitet: das kann man sich selbst allmählich beibringen. Man muß sich nur angewöhnen, an jeder Person, an jedem Ding, an jedem Ereignis das Licht und den Schatten, das Grade und das Krumme, das Innere und das Aeußere, die Ursachen und die Folgen, das Große und das Kleine zugleich zu sehen. Dann kommt man nach und nach darauf, auch das Rührende und das Lächerliche, das an jedem Ding ist, herauszufinden; und damit gewinnt man die Weltanschauung des Humors. Dazu gehört auch noch Gutherzigkeit, Selbstlosigkeit, etwas Phantasie, Beobachtungsgabe und natürliche Ungezwungenheit. Kalte Egoisten, berechnende Menschen können keinen liebenswürdigen Humor haben. Erlerntes Wissen bedeutet für den Humor gar nichts; es giebt bei den ungebildetsten Menschen ebenso anmutigen Humor, als bei den gebildetsten.

Unterscheiden wir noch den thätigen und den empfangenden Humor. Der thätige Humor ist derjenige, welcher selbst jene Zustände, Dinge und Stimmungen, die rührend und lächerlich zugleich sind, erfindet, entdeckt und darauf hinweist. Den empfangenden Humor haben die meisten Menschen; es sind nur ganz freudlose, eiskalte, stupide oder tief verbitterte Gemüter, denen der empfangende Humor fehlt. Diese verdienten beinahe, aus dem Kreise der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen zu werden; sie freuen niemand und haben an nichts Freude. Nur der echte gottbegnadete Humorist hat ein gewisses Erbarmen mit ihnen und zieht auch sie manchmal in den Kreis seiner Beobachtung. Ungefähr in dem

Sinne, wie etwa ein Apotheker mitunter einen Tropfen von einer recht bittren Medizin aus Uebermut auf die Zunge nimmt, um sich zu denken: Brr — schmeckst du häßlich!

Eine ganz besondre Art von Humor ist der Galgenhumor. Er ist jener Humor, der den allerschlimmsten Situationen noch eine spaßhafte Seite abgewinnt. Galgenhumor besaß vor allem jener Schelm, der, als er an einem Montag gehängt ward, sagte: Na, die Woche fängt gut an! Aehnlich benahm sich ein Seeräuber, der, als er mit einem Strick um den Hals an eine Raa hinaufgehißt werden sollte, ausrief: Eine Fahne wäre hübscher da droben. Auch jener Fuchs ist hier zu nennen, der, als dreißig Hunde hinter ihm drein waren, meinte: Schade um meinen schönen Schwanz! Ein Matrose, dem in einer Seeschlacht die Nasenspitze weggeschossen und über Bord geschleudert ward, sagte: Für einen Haifisch ist das ein mageres Frühstück!

Zum Galgenhumor gehört neben allem Humor auch noch ein gutes Stück Tapferkeit oder aber — was dann freilich schlimm ist — eine verzweifelte Verachtung der eigenen Person.

Wille, Thatkraft, Mut.

Jeder Mensch hat in sich eine Reihe von Instinkten und Trieben. Diese führen ihn dazu, bestimmte Wünsche und Ziele vor Augen zu sehen. Er macht sich diese Ziele klarer und deutlicher, denkt über die Mittel nach, welche zu diesen Zielen führen; endlich faßt er Vorsätze und bestimmte Entschlüsse. Das ist der Weg, den der menschliche Wille zurücklegt, bis er fertig, d. h. bis er zu einem Entschlusse gelangt ist.

Wir nennen den Willen des Menschen frei und verstehen darunter, daß man in demselben Moment, in welchem man einen Entschluß faßt, auch einen andern fassen könnte. Von manchen Seiten wird diese Freiheit des menschlichen Willens geleugnet, von andern behauptet. Wir aber müssen dabei beharren, daß der menschliche Wille ein freier sei.

Je schneller sich in einem Menschen der Fortschritt vom Empfinden eines Triebes oder Instinktes bis zum fertigen Entschluß vollzieht und je fester der fertige Entschluß in ihm steht, umsomehr Willenskraft schreiben wir ihm zu. Man verwechselt die Willenskraft manchmal mit der Thatkraft. Das ist nicht ganz richtig. Die Thatkraft ist nur ein Teil der Willenskraft, nämlich der

entschiedene Entschluß, etwas zu thun, während die Willenskraft auch darin sich äußert, daß jemand standhaft und würdig etwas erduldet.

Die Willenskraft des Menschen ist ihm in größerem oder geringerem Grade angeboren. Sie wird durch das Vorbild anderer, sowie durch Erziehung geweckt und angeregt. Mehr trägt aber sicherlich zu ihrer Ausbildung ihr Erfolg bei. Wer von klein auf gewöhnt ist, daß ihm in den meisten Fällen das, was er entschieden wollte, gelang: dessen Willenskraft wird schon dadurch gestählt. Nun hängt aber das Gelingen dessen, was wir wollen, nicht bloß von unsrem richtigen vorhergegangenen Erwägen und kräftigen Thun ab, sondern immerhin auch von mancherlei Zufälligkeiten des Lebens, von Zufälligkeiten, die dem einen mehr, dem andern weniger günstig sind. Wer in der Jugend schon das Unglück hatte, daß ihm beim besten Willen öfter etwas mißlang, als gelang: dessen Willenskraft muß verschüchtert werden, wenn sie nicht eisern veranlagt ist.

Eine Entartung der Willenskraft ist der Eigensinn. Wir verstehen darunter ein Festhalten am eignen einmal gefaßten Willen bloß deswegen, weil er einmal gefaßt ist; und ein Abweisen aller Vernunftgründe, die gegen die Durchführung dieses Willens sprechen. Der Eigensinnige will keine nachträgliche Prüfung seines Willens mehr vornehmen oder gestatten. Ich hab's einmal so gewollt, meint er, und ich führ' es durch — mögen die andren sagen was sie wollen! Das ist unrichtig. Man soll am eignen Willen festhalten, weil er gut ist; nicht weil man ihn einmal gefaßt hat. Und wenn er bei

einer nachträglichen Prüfung nicht standhält, ist es keine Schande, ihn aufzugeben.

Es giebt noch ein paar menschliche Eigenschaften, welche wir als Ausstrahlungen der Willenskraft erkennen. Diese Eigenschaften sind: Kühnheit, Mut und Tapferkeit.

Die Kühnheit entsteht aus einer Verachtung von Gefahren und Hindernissen. Wir können Gefahren und Hindernisse, die uns entgegenstehen, gering schätzen, weil wir sie überhaupt nicht kennen. Wir können sie aber auch gering schätzen gegenüber jenen Zielen, um derentwillen wir den Gefahren und Hindernissen begegnen. Der Wilde, welcher zum erstenmal gegen eine Kanone anstürmt, ist kühn aus Unkenntnis; der europäische Soldat, der gegen eine Batterie anstürmt, ist kühn aus Pflichttreue. Der Mut dagegen ist das Vertrauen des Menschen auf seine Kräfte, welches ihn dahin bringt, gegen Gefahren und Hindernisse anzukämpfen, weil er hofft, die Widerstände überwinden zu können. Der Mut hängt also innig zusammen mit unserer Einsicht in Gefahren und Schwierigkeiten. Wenn wir eine Schwierigkeit oder Gefahr geringer werden sehen, gewinnen wir mehr Mut zur Bewältigung einer Aufgabe. Kühnheit kann unvorsichtig, ja geradezu toll werden; der Mut bleibt immer mit dem Verstande im Zusammenhang. Darum spricht man auch von kaltblütigem Mute. Vorsicht ist keine Gegnerin des Mutes, sondern sie begründet den Mut. Tapferkeit endlich ist das gefaßte Ertragen von großen Uebeln. Ein tapferer Soldat ist nur der, welcher auch im Kugelregen zu stehen vermag.

Kühnheit, Mut und Tapferkeit sind Eigenschaften,

von denen man am liebsten spricht, wenn es sich um Ereignisse handelt, wo dem Menschen schwere Leibes- und Lebensgefahren drohen: im Kriege, bei gefährlichen Elementarereignissen, bei Unternehmungen in uncivilisierten Ländern. Aber auch in unsrem Kulturleben und in friedlichen Lebensverhältnissen können diese Eigenschaften oft genug wichtig werden. Wir können kühn an eine Unternehmung gehen; wir können und sollen uns mutig an jene Arbeit machen, die man von uns verlangen darf; wir sollen tapfer die Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen.

Schwäche, Feigheit.

Einen schwachen Menschen nennen wir den, der sich weniger durch eigne Ueberzeugung und eignes Nachdenken zu seiner Lebensweise bestimmen läßt, als durch die Meinungen, Versprechungen oder Drohungen andrer und durch allerhand Zufälligkeiten. Der schwache Mensch prüft nicht, was richtig oder unrichtig ist, sondern läßt sich das sagen. Er hat überhaupt selten Entschlüsse; und hat er sie, so sind sie nicht fest, sondern schwankend. Er zweifelt beständig an seiner eignen Einsicht, an seinen Erfahrungen, an seiner Kraft.

Willensschwäche darf nicht mit Gutmütigkeit verwechselt werden. Es giebt Menschen, die sehr lenksam scheinen in kleinen Dingen, die sich leicht bereden lassen, dies oder jenes zu thun — wenn es auf Gefälligkeiten ankommt, die sie irgendwem erweisen sollen; die aber doch in allen ernsten Dingen einen unbeugsamen Willen haben. Wenn man von Willensstärke und Willensschwäche spricht, darf man nicht auf Kleinigkeiten sehen, sondern man muß darauf achten, wie sich der Mensch im Ernste des Lebens benimmt.

Willensschwäche kann ihren Grund haben in einer Langsamkeit des Denkens. Sie hat notwendig zur Folge,

daß der zu langsam Denkende mit seinen Entschlüssen immer zu spät kommt und sich in der Folge angewöhnt, seine Entschlüsse durch das raschere Denken andrer leiten zu lassen.

Sie kann ihren Grund aber auch darin haben, daß jemand überhaupt nur schwer einen entscheidenden Entschluß fassen kann, weil ihm der Mut dazu fehlt. Dann ist die Schwäche ein Fehler in der natürlichen Anlage des Menschen.

Schwache Menschen bedürfen einer beständigen Leitung. In ihrer Jugend finden sie dieselbe bei ihren Eltern und Erziehern. Das sind Menschen, die ihnen wohlwollen. Später aber werden sie von Freunden und Kameraden, von Vorgesetzten geleitet. Zu selbständigen Lebensstellungen eignen sie sich nicht. Wenn sie zufällig in eine solche geraten, verpfuschen sie sich meistens ihr Los. Auch die Leitung durch Freunde und Kameraden kann schief ausfallen. Der Freund eines schwachen Menschen muß äußerst treu und umsichtig sein, wenn er seinen willensschwachen Freund richtig leiten soll. Sehr viele, die sich für Freunde ausgeben, sind unzuverlässig oder unvorsichtig; und der Schwächling, der sich auf sie verließ, muß im entscheidenden Moment erkennen, daß er in die Luft greift, wenn er eine feste Hand sucht. Abgesehen von den vielen Fällen, wo die Freunde überhaupt gar keine Freunde sind, sondern bloß Schmarotzer und Ausbeuter.

Mit der Schwäche verwandt ist die Feigheit. Feig nennen wir den, der überall Gefahren wittert, jeder Gefahr ängstlich ausweicht und in der Gefahr selbst zu schwach ist, um mit der Gefahr zu kämpfen.

Dem Feigling steht sein Leben und seine Sicherheit höher als alles andre. Kleine Gefahren sieht er viel größer, als sie wirklich sind. Man wird ihn überhaupt zu nichts bringen, womit nur eine Gefahr verbunden sein konnte. Er ist zu keinem Sport zu gebrauchen, ist als Soldat nichts wert, in Augenblicken der Not und Gefahr unbrauchbar, in der Lebensarbeit keines energischen Entschlusses fähig. Er ist wertlos als Freund und verächtlich als Gegner, weil er nur aus einem gedeckten Hinterhalte hervor angreift. Offen tritt er nur auf gegenüber völlig wehrlosen Gegnern. Feigheit ist der verächtlichste Charakterzug; zumal sie sich nur allzugern mit Lüge und Verleumdung paart.

In der Gefahr selbst ist der Feigling hilflos. Selbst das, was er an Kraft und Hilfsmitteln besitzt, verwendet er nicht, weil ihm der Mut dazu fehlt. Das einzige, was er kennt, ist Flucht, schmähliche Flucht, wobei alles im Stiche gelassen wird.

Mutlosigkeit ist noch nicht Feigheit. Mutlos kann auch ein für gewöhnlich mutiger Mensch vorübergehend werden, wenn er sieht, daß seine Situation eine verzweifelte ist. Aber im letzten Moment wird der wirklich Mutige auch nach vorübergehender Mutlosigkeit wieder Mut gewinnen, wenn nur irgend ein Hoffnungstrahl erscheint. Der Feige dagegen hat überhaupt niemals Mut; er heuchelt denselben nur dann, wenn er sich ganz sicher fühlt.

Affekt und Leidenschaft.

Alles, was wir fühlen, kann mehr oder weniger stark gefühlt sein. Wenn ein Gefühl so plötzlich und so heftig auftritt, daß die ruhige Ueberlegung davon zurückgedrängt wird, nennen wir es Affekt. Affekte sind z. B. Jähzorn, verzweifelter Schmerz, übermütige Freude, Kampflust. Starke Gefühle aber, die längere Zeit den Menschen beherrschen, nennen wir Leidenschaften. Es giebt eine ganze Reihe von Gefühlen, die zu Leidenschaften werden können: Liebe und Haß, Eifersucht, Habsucht, Neid, Ehrgeiz, Völlerei, religiöser Fanatismus, Eitelkeit und andres.

Wir werden den einzelnen Leidenschaften an anderen Stellen dieses Buches noch begegnen. Hier sei nur einiges über die Leidenschaften im allgemeinen gesagt. Sie sind Bewegungen der Menschenseele, welche manchmal hoch aufflackern, dann wieder ganz niederbrennen oder völlig erlöschen können. Ohne eine gewisse natürliche Anlage können sie nicht entstehen. Zu ihrer Entstehung aber brauchen sie irgend eine weckende Veranlassung: Begegnung mit einzelnen Menschen, Schicksale. Jede Leidenschaft hat eine Stufe des Erwachens. Da versetzt sie den Menschen in Unruhe. Sie nimmt ihm die Klarheit des

Willens, den Gleichmut, die Selbsterkenntnis. Dafür spannt sie, wenn sie keine unedle Leidenschaft ist, auch manche gute Seiten im Menschengemüt stärker an. Auf ihrem Höhepunkte angelangt, beherrscht sie die Seele völlig; der Mensch vernimmt und denkt nichts, als sie; sie ist selbst imstande, ihn zu Handlungen zu treiben, die er früher und später nicht mehr begreift; sie hetzt und jagt ihn und zehrt an seinem Leben.

Aber dann kommt auch eine Zeit, wo sie diese Allmacht wieder verliert. Denn es liegt in ihrem Wesen, daß sie nicht gleichmäßig stark bleiben kann. Könnte sie das — und in Ausnahmefällen kann sie es wirklich —, so würde sie den Menschen aufzehren, ihn zu allem anderen Fühlen und Denken unbrauchbar machen. Aber jede Leidenschaft hat Zeiten, in welchen sie nachläßt und dem überlegenden Verstande wieder Spielraum bietet. Kommen äußere Ereignisse, vernünftiger Rat und dergleichen hinzu, so gewinnt in diesen Zwischenräumen der Verstand immer mehr an Macht; er ist imstande, die Leidenschaft mehr und mehr zurückzudrängen. Manche Menschen sind überhaupt nur für vorübergehende Leidenschaften veranlagt. Und in manchen Fällen vermag ein einziges bedeutsames Ereignis einer Leidenschaft ein Ende zu machen. In dem Gemüt, welches von einer Leidenschaft verlassen ist, sieht es nachher öde aus. War die Leidenschaft keine verächtliche und bösartige, hat sie nicht zu üblen Handlungen geführt, so tritt an ihre Stelle leicht ein Gefühl freudloser Kälte und Oede oder der Ermattung. War es aber eine schlimme, unheilstiftende Leidenschaft: dann ist der Rest, der nach ihr bleibt, Reue und Ekel. Und doch

ist das noch besser, als wenn sie fortgefahren hätte, den Menschen zu beherrschen.

Gefühle, welche nicht bis zu wild flackernder Leidenschaft anschwellen, sondern innerhalb vernünftiger Grenzen bleiben, können dauernd und gleichmäßig werden. Wir bezeichnen sie dann mit dem Ausdruck Gesinnung. Die Gesinnung ist eine bestimmte fortdauernde Richtung des menschlichen Denkens und Fühlens, welche den Menschen veranlaßt, seine Neigung und Abneigung bestimmten Zuständen, Personen, Gesellschaftskreisen und Lebensanschauungen zuzuwenden. So spricht man von freundschaftlicher, frommer, patriotischer, rechtlicher, philisterhafter, niedriger, edler Gesinnung u. s. f. Die Gesinnungen sind dauerhafter, als die Leidenschaften; sie bringen den Menschen nicht bis zur Besinnungslosigkeit; wirken aber darum nicht weniger auf das Leben ein; denn sie haben dauernde Grundlagen in einem festgewurzelten Gefühl, welches seine Berechtigung zugleich beständig durch Vernunftgründe nachweist.

Die Fähigkeit, Affekte, Leidenschaften und Gesinnungen zu haben, bezeichnet man als Gemüt. Gemütlose Menschen werden nicht heftig, nicht leidenschaftlich; sie lassen sich auch nicht von Gesinnungen beherrschen; sie sind kalt bis in den Grund der Seele hinein. Da sie aber doch aus irgend einem Grunde leben und im Leben thätig sein müssen, bleibt ihnen als solcher Grund nur die kaltherzige, berechnende Sorge für ihr eignes Wohl. Diese Sorge wird aber bei ihnen nicht zur Leidenschaft; denn ihr Verstand sagt ihnen beständig, daß sie kalt und möglichst gefühllos bleiben müssen.

Zwischen den völlig gefühllosen Menschen und denen mit starken Leidenschaften finden sich Uebergänge und Abstufungen genug. Es wäre weder wünschenswert, wenn alle von starken Leidenschaften beherrscht, noch auch wenn alle kalt und gefühllos wären. Als die Besten müssen uns immer die erscheinen, welche zwar Leidenschaften empfinden, aber keine unedlen Leidenschaften; und welche dem überlegenden Verstand nie völlig die Zügel aus den Händen gleiten lassen.

Dritter Abschnitt.

Erworbenes.

Roheit und Bildung.

Jeder einzelne Mensch ist wie die ganze Menschheit ein Gegenstand beständiger Entwickelung. Das heißt: er bleibt nicht der Gleiche, sondern verändert sich. Aber er verändert sich nicht willkürlich, sondern immer nur aus dem Vorherigen heraus und unter Einwirkung seiner Lebensschicksale. Der Urzustand des einzelnen Menschen uud der ganzen Menschheit ist Roheit. Aus dem Zustande der Roheit muß unsere und die Arbeit unsrer Erzieher und Lehrer uns emporheben in den Zustand der Bildung.

Die Bildung ist aber etwas Zusammengesetztes. Es giebt eine Bildung des Herzens, des Geistes und des Geschmacks; und keineswegs eignet man sich mit der einen notwendig auch die andre an. Man kann mit hoher Herzensbildung eine geringe Geistes- und Geschmacksbildung vereinen; man kann einen hochgebildeten Geist und einen sehr rohen Geschmack haben; oder auch einen wohlgebildeten künstlerischen Geschmack bei geistiger Roheit.

Man wird den Begriff Bildung besser verstehen, wenn man statt seiner sagt: Ausbildung der guten Eigenschaften des Menschen. Geht man von diesem Begriff

der Bildung aus, so wird man von aller Bildung verlangen, daß sie sich sowohl auf körperliche als auf geistige Eigenschaften des Menschen erstrecke. Und man wird als eine vollendete Bildung nur die ansehen, wo sich Bildung des Herzens, des Geistes und des Geschmacks vereinigen. Man wird immer sehen, daß einzelne Menschen ihr Bildungsstreben vorzugsweise auf Herzensbildung, andre auf Geistesbildung und wieder andre auf Geschmacksbildung richten. Ein vollständiges schönes Gleichgewicht der verschiedenen Bildungsbestrebungen findet sich wohl äußerst selten. Es ist die Gelegenheit zum Erwerb dieser verschiedenen Zweige der Bildung ungleich über das Leben verteilt. Die Grundlage der Herzensbildung (Gemütsbildung) wird in der Familie gelegt, die Grundlage der Geistesbildung hauptsächlich in der Schule, aber auch in der Familie; die Grundlage der Geschmacksbildung kann in der Familie, weniger in der Schule, aber auch im Leben gefunden werden. Die Herzensbildung muß, wenigstens der Hauptsache nach, in frühen Jahren durchgeführt werden; sie kann sich später wohl vervollkommnen, aber kaum mehr nachgeholt werden, wenn sie in der Jugend versäumt ward. Geistesbildung und Geschmacksbildung folgen ihr zeitlich nach. Die letztere wird eigentlich erst von dem reifen Menschen verlangt.

Wenn wir alle Bildung hervorgegangen sehen teils auf Grund natürlicher Anlage, teils als Ergebnis der Schule und der Uebung, so müssen wir diesen verschiedenen Quellen der Bildung auch eine verschiedene Wirkung zumessen. Eine gute Anlage zur Bildung bildet sich selbst weiter, ohne sich durch Hindernisse abschrecken zu

lassen. Sie kann wohl gefördert werden durch die Schule und später durch die Lebensverhältnisse und den gesellschaftlichen Verkehr; aber die natürliche Bildungsbegabung und die Stärke des inneren Bildungstriebs werden immer den Ausschlag geben.

Wenn wir uns fragen, ob ein Mensch, den wir vor uns haben, ein gebildeter Mensch genannt zu werden verdient oder nicht, müssen wir uns vor Ungerechtigkeiten sehr in acht nehmen. Wir sind nämlich leicht geneigt, seine Bildung mit dem Maß unsrer Schulbildung zu messen und den, der nicht so viele Schulklassen durchgemacht hat, als wir, für minder gebildet zu halten. Das ist ganz falsch. Wir müssen stets bedenken, daß die Schulbildung nur ein Teil der Gesamtbildung ist. Aber wir lassen uns veranlassen, sie zum Maß der Gesamtbildung zu nehmen, weil die außerhalb der Schule gewonnene Geistesbildung und weil die ganze Herzensbildung und Geschmacksbildung keinen Maßstab haben, mit dem sie gemessen werden können. Nur die schulmäßige Geistesbildung hat einen solchen Maßstab: die Zahl und Art der Lehranstalten, welche jemand hinter sich hat.

Richtiger werden wir die Bildung eines Menschen beurteilen nach seinen Aeußerungen, nach seinem Benehmen, nach seiner Berufsstellung. Um nach Aeußerungen die Bildung eines Menschen zu beurteilen: dazu gehört aber wieder oft ein hoher Grad von Bildung. Manchmal ist's freilich gleich offenbar. Wenn wir einen Menschen laut unflätige Ausdrücke gebrauchen hören, bezeichnen wir ihn ohne weiteres als einen ungebildeten Menschen und

bleiben mit Recht bei dieser Ansicht stehen, auch wenn wir nachträglich erfahren, daß der Betreffende ein paar Jahre an einer Universität studiert hat. Und wenn wir jemand klug, maßvoll und kenntnisreich über schwierige Fragen reden hören, bezeichnen wir ihn als gebildet, auch wenn wir nachträglich erfahren, daß er keine andre Schule durchgemacht hat, als die Elementarschule.

Daß man im gewöhnlichen Leben bloß Geistesbildung meint, wenn man von Bildung spricht; daß man dabei nicht an die Herzensbildung denkt, hat noch einen andern Grund. Die Herzensbildung tritt nicht so oft und nicht so offenbar hervor. Es ist ihr eigen, daß sie bescheiden im Inneren des Menschen bleibt. Ja sie ist so bescheiden, daß sie sich sogar nicht selten hinter einer angenommenen Schroffheit oder hinter einem Scherz versteckt, und überhaupt nur dann zum Vorschein kommt, wenn sie in Thaten sich ausdrückt. Und was die Geschmacksbildung betrifft, so ist von ihr auch nicht so häufig die Rede, als von der Geistesbildung. Denn die Geschmacksbildung wird von sehr breiten Kreisen noch als ein gewisser Luxus angesehen; man hält sie nicht für so notwendig, als die Herzens- und Geistesbildung; deshalb verzeiht man auch einen Mangel daran leichter. Das hat auch darin noch einen weiteren Grund, als sehr viele Menschen beim besten Willen nur kümmerliche Gelegenheit zur Ausbildung ihres Geschmacks haben.

So bleibt also die Geistesbildung jener Teil der Bildung, der sehr häufig für das Ganze genommen wird.

Eine oft gebrauchte Redensart sagt: Bildung macht frei. Man hat dabei weniger an die Bildung Einzelner,

als an die Bildung ganzer Volksklassen, ganzer Völker zu denken. Darauf bezieht sich jener Ausspruch. Wo einmal die breitesten Volksschichten sich eine Bildung aneignen, die von jener der wohlhabenderen Klassen nicht mehr weit entfernt ist, da befreien sie sich auf Grund dieser Bildung und mit ihrer Hilfe von allerlei Aberglauben, Irrwahn, Vorurteil und Roheit. Und damit verdienen und erringen sie auch die Befreiung von allerlei Bevormundung, die sie im Zustande der Unbildung immer noch brauchen.

Ausbildung des Körpers.

Das notwendige Instrument unsres Willens ist unser Körper mit seinen fünf Sinnen, seinen Muskeln und Nerven. Daß wir diesen Körper beherrschen: das ist eine Hauptbedingung aller Lebenskunst.

Es giebt verschiedene Ausdrücke, mit welchen wir diese notwendige Gewalt der Seele über den Körper bezeichnen. Wir sprechen von Grazie, Gelenkigkeit, Schnelligkeit, Handfertigkeit, Elastizität, Geschmeidigkeit u. s. f. und verstehen darunter lauter Eigenschaften, die eine gewisse Unterthänigkeit des Körpers unter eine höhere leitende Gewalt erkennen lassen. Ungraziös, täppisch, unbehilflich, schwerfällig, plump, ungeschickt: das sind die Gegensätze dazu.

Der Mensch, der seinen Körper möglichst vollkommen beherrscht, ist nicht nur in Bezug auf seine Berufs- und Erwerbsarbeit, sondern in jeder Hinsicht anderen voraus. Er wird mit allem rascher fertig, überwindet Hindernisse schneller und leichter, zerbricht und verpfuscht weniger, verletzt und beschädigt sich und andre weniger. Er geht so, daß ihn das Gehen möglichst wenig anstrengt; was er anfaßt, faßt er dort an, wo es angefaßt werden soll, und so, daß er es nicht fallen läßt; was er thut, thut

er so, daß er genau die dazu nötige Kraft verausgabt, nicht mehr und nicht weniger. Stellen sich seinem Wege Hindernisse entgegen, so weiß er sofort, ob sie zu überspringen oder zu umgehen oder unüberwindlich sind.

Ob wir unsern Körper mehr oder weniger vollkommen beherrschen: das ist sicher bis zu einem gewissen Grade angeboren. Aber die Erziehung trägt wohl auch viel dazu bei. Man kann den Menschen von klein auf daran gewöhnen, von seinem Körper und dessen Gliedern den richtigen Gebrauch zu machen. Man kann ihm auch das Gegenteil anerziehen.

Die ganz im Urzustande aufgewachsenen Menschen werden immer ein mittleres Maß von Körpergewandtheit, selbst von Grazie erreichen, wie das namentlich von den Negern Afrikas, von den amerikanischen Indianern, von den Eingebornen der Südseeinseln gerühmt wird. Der Europäer, der nicht im Urzustande aufwächst, kommt von klein auf in eine gewisse körperliche Einseitigkeit hinein, welche durch die Erziehung wieder gut gemacht werden sollte. Bauernkinder, welche barfüßig zu gehen gelernt haben, müssen späterhin das Gehen in Stiefeln oder Schuhen erst erlernen; wenn sie es nicht beim Militär lernen, bleiben sie oft zeitlebens plumpe und ungewandte Gänger. Ihre Hände zeigen Gewandtheit in groben, nicht aber in feineren Hantierungen. Die Kinder von Städtern lernen graziöser zu gehen, haben aber dafür nicht die gleiche Gewandtheit in andern Bewegungen. Ihre Hände insbesondre werden einseitig; sie lernen mit denselben nur jene Verrichtungen, die ihnen eigens beigebracht werden.

Gewandtheit des ganzen Körpers wird beim Kulturmenschen nur durch das Turnen erreicht. Gewandtheit der Beine durch Schlittschuhlaufen, Tanzen, Exerzieren, Bergsteigen, größere Fußmärsche. Aber jede einzelne solche Körperbewegung schafft eine andre Art von Gelenkigkeit. Der geübteste Fußwandrer kann ein herzlich schlechter Tänzer oder Schlittschuhläufer sein. Die menschlichen Beine arbeiten ja nicht allein; sondern bei den genannten Thätigkeiten wirken auch mehr oder weniger die übrigen Körperteile mit. Und nicht nur diese, sondern auch seelische Eigenschaften sind dabei thätig. Für die Gewandtheit der Arme dienen wieder andre Uebungen: neben dem Turnen auch das Fechten, Rudern und alle schwereren körperlichen Arbeiten. Wieder eine spezielle Geschicklichkeit ist die der Hand mit ihren Fingern. Unsere Hände sind überaus vielseitige Instrumente, die aber meistens sehr einseitig ausgebildet werden. Der gewandteste Klavierspieler oder Geiger kann, wenn er mit denselben Fingern, die in seinem Fache Meisterhaftes leisten, etwas schnitzen oder nageln soll, eine klägliche Ungeschicklichkeit offenbaren. Denn zu allen jenen Thätigkeiten, welche mit den Fingern vollbracht werden, gehört eben nicht bloß die Thätigkeit der Finger, sondern auch das Verständnis des Gegenstandes, an dem man thätig werden soll; die Kenntnis des Materials und Werkzeugs und jener mechanischen Regeln, die für die betreffende Thätigkeit gelten.

Kinder lernen eine gewisse Fingergewandtheit durch Spielen. Nicht durch jedes, sondern nur durch solches Spielen, wobei die Finger thätig werden müssen. Die

Kinder bauen, graben, schaufeln, schnitzen u. s. f. Sie machen sich Spielzeug, Werkzeug, kindische Waffen und ähnliches; sie ahmen Hantierungen und Arbeitserzeugnisse der Erwachsenen nach. Aber zu solcher Nachahmung gehört nicht bloß eine allmählich sich steigernde Kraft und Geschmeidigkeit der Finger und Hände, sondern auch eine Gewandtheit im Sehen. Kinder, welche keine Beobachtungsgabe haben, werden auch keine Freude daran finden, ihre Handfertigkeit auszubilden, weil ihnen nichts gelingt. Mit ihrer Beobachtung der Dinge bleiben dann auch ihre Hände und Finger unausgebildet und unbeholfen. Aber ein Kind, welches richtig beobachtet, trifft, wenn es mit seinen kleinen Fingern etwas schaffen will, das Richtige, weil es vorher die Thätigkeit eines Erwachsenen beobachtet und dabei das Wesentliche, Notwendige aufgefaßt hat. In der Schule lernt der heranwachsende Mensch nur einerlei Fingerfertigkeit: das Schreiben; daneben allenfalls noch etwas Zeichnen. Wenn er aus der Schule kommt, wird seine Handfertigkeit vollends eine einseitige; dann übt er ja seinen Beruf aus, der die Thätigkeit seiner Hände und Finger auf ganz bestimmte Dinge verweist.

Aber der menschliche Körper ist etwas so Edles und Wundervolles, daß man, auch wenn man durch sein Berufsleben auf eine einseitige Hantierung oder gar nur auf Kopfarbeit hingewiesen ist, doch keines seiner Glieder und Organe vernachlässigen soll. Der Mensch mit körperlicher Gewandtheit und anerzogener Handfertigkeit hat sehr viel voraus vor dem, der in dieser Hinsicht zurückgeblieben ist. Der erstere hat einen freieren, sichereren

Ueberblick über das Wesen jeglicher Arbeit; er ist imstande, die Leistungen anderer besser und gerechter zu beurteilen. Er vermag auch in mancher Lebenslage sich selber zu helfen, wo ein anderer auf fremde Hilfe angewiesen ist. Der Mensch, der nicht schwimmen kann, ertrinkt jämmerlich in einem Flüßchen, das nicht breiter ist als eine Stube, aus dem der Schwimmer mit ein paar Bewegungen seiner Arme sich rettet. Und in ähnlicher, wenn auch nicht so beklagenswerter Art wird jeder gestraft, der seine Körpergewandtheit vernachlässigt. Gewandtheit der Glieder giebt aber auch die Fähigkeit, in jeder Mußestunde sich reicheren und mannigfaltigeren Lebensgenuß zu verschaffen. Sie verschafft dem Menschen erst Freude am Sport; sie erhöht seinen Mut und sein Selbstvertrauen, seinen ganzen äußeren und mit diesem auch seinen inneren Wert.

Die Ausbildung unserer körperlichen Anlagen und Kräfte ist die Vorbedingung für ihre richtige Anwendung. Diese Anwendung muß die weise Mitte halten zwischen ängstlicher Schonung und sinnloser Vergeudung. In jüngeren Jahren soll der Mensch aus eigenem Antrieb nicht an eine Grenze seiner körperlichen Leistungsfähigkeit denken. Das sollen vielmehr seine Eltern und Erzieher für ihn besorgen. Wer schon als Knabe bei jeder Anstrengung oder Unannehmlichkeit, die sein Körper empfindet, sich frägt, ob ihm das nicht schaden wird: der bleibt zeitlebens ein armseliges Treibhauspflänzchen. Man soll seinen eigenen Körper behandeln, als wenn er von Eisen wäre; nur dann gewinnt er wirklich Aehnlichkeit mit dem Eisen. Erst mit reiferen Jahren darf allmählich

eine Rücksicht auf die körperliche Gesundheit, eine gewisse Schonung Platz greifen.

Sauber gehalten werden muß die Maschine aber, wenn sie ihre Schuldigkeit thun soll. Auch das Eisen rostet, wenn es nicht geputzt wird. Nur soll dem heranwachsenden Menschen die Reinlichkeit seines Körpers nicht bloß wegen ihrer Wichtigkeit für seine Gesundheit gepredigt werden und am Herzen liegen, sondern ebenso aus Rücksicht für seine Mitmenschen, denen Unsauberkeit etwas Anstößiges ist. Gewisse Unreinlichkeiten schaden ja sicher der Gesundheit nicht, sind aber ein Beweis von Nachlässigkeit gegen sich selbst und von Rücksichtslosigkeit gegen die Menschen, unter denen man sich sehen läßt.

Geistige Bildung.

Alle geistige Bildung setzt sich zusammen aus Wissen und Können. Oder um es ausführlicher zu sagen: aus einer Ansammlung von Kenntnissen und aus einer richtigen Verwertung des Wissens.

Zu beidem wird der Grund teils im Elternhause, teils in der Schule gelegt. Dabei ergiebt sich schon frühzeitig der Unterschied, daß manche das Ansammeln von Gedächtnisstoff, andere die Verarbeitung desselben mit mehr Erfolg pflegen. Zu einer gelungenen Geistesbildung ist beides notwendig. Es giebt keine geistige Bildung ohne einen gewissen Schatz an Kenntnissen. Man muß das Wichtigste wissen von dem, was der Menschengeist an Errungenschaften bisher gewonnen hat. Sonst macht man in vielen Fällen eine mühsame Denkarbeit durch, um schließlich zu etwas zu kommen, was andern schon längst bekannt ist, weil darüber schon vor Jahrhunderten nachgedacht worden ist. Man wird auch sehr leicht falsche Urteile über gegenwärtige Zustände fällen, wenn man nicht weiß, wie es früher war und wie die Gegenwart aus der Vergangenheit herausgewachsen ist. Man kann heutzutage gar keine Zeitung mit Verständnis lesen, wenn man nicht eine gewisse Summe von geschichtlichen, geo-

graphischen und politischen Kenntnissen hat. Man kann in keinem Arbeitszweig Selbständiges leisten, wenn man sich nicht gewisse mathematische, geometrische, physikalische, chemische Kenntnisse angeeignet hat. Jeder Bauer muß gewisse Kenntnisse aus dem Gebiet der Pflanzenphysiologie, Bodenchemie und Tierarzneikunde haben; jeder Zimmermannslehrling solche aus der Geometrie; jeder Konditorgehilfe solche aus der Nahrungsmittelchemie. Niemand kommt heutzutage fort ohne ein Mindestmaß jener theoretischen Kenntnisse, auf denen seine Berufsarbeit aufgebaut ist. Früher pflegte man wohl zu sagen, daß man mit gewissen Gegenständen der allgemeinen Bildung keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken könne. Diese Redensart hört man heute selten mehr. Selbst der Ungebildetste weiß oder ahnt wenigstens, daß alles Wissen ein Schatz ist.

Auf der andern Seite darf aber das bloße Wissen allein nicht zu hoch angeschlagen werden gegenüber der richtigen Verwertung des Wissens durch das Denken. Ein gedankenloses Anhäufen von Gedächtnisstoff im Gehirne ist auch unfruchtbare Arbeit. Bei allem, was man an Kenntnissen ansammelt, weiß man freilich nicht, wozu man es einst brauchen kann. Aber man muß sich doch schon von klein auf üben, das, was man weiß, auch zu verwerten. Dazu wird der Mensch ganz unbewußt gebracht durch das Lesen, auch durch das Reden über die verschiedensten Dinge. Wenn man irgend etwas liest, macht man sich gar nicht klar, wie Unzähliges von dem Gelesenen man nur versteht auf Grund der in den Schuljahren angesammelten Kenntnisse. Man findet es

selbstverständlich, daß man's versteht, und denkt gar nicht mehr daran, warum man's versteht.

Es ist ja Aufgabe des menschlichen Geistes, vom Bekannten zum Unbekannten vorzudringen. Je mehr von dem, was der Menschheit bekannt ist, wir wissen, um so reichere Gelegenheit ist uns geboten, zum Unbekannten vorzudringen. Der selbständig denkende Mensch wird immer ein Bestreben haben, möglichst bald über solche Fragen nachzudenken, über die noch niemand etwas Bestimmtes weiß. Er wird geneigt sein, auf Grund lückenhafter Kenntnisse Urteile zu fällen, Arbeiten zu beginnen, Unternehmungen zu planen, die dann als unreif sich herausstellen. Wer dagegen nicht selbständig im Denken ist, wird seinen Vorrat an Kenntnissen leicht für ungenügend halten, immer weitere Kenntnisse in sich aufhäufen, ohne dieselben selbständig verwerten zu können. Er hat dann einen großen Gedächtniskram im Gehirne, der aber ein totes Kapital ist.

Das vermeidet man, wenn man, was man lernt und liest, nicht bloß einfach in sich aufnimmt, sondern auch verarbeitet, darüber nachdenkt, sich ein Urteil darüber bildet, sich Klarheit verschafft, was es wert sei und bedeute. Der Mensch, der aus der Schule heraus ist, darf nicht mehr bloß Kenntnisse in sich aufnehmen; er muß die Kenntnisse, die er hat, verwerten, und zwar möglichst fruchtbar verwerten: im Arbeitsleben, im politischen Leben, im gesellschaftlichen Verkehr, zu seiner eigenen geistigen Weiterbildung.

Das Streben nach dieser geistigen Weiterbildung ist heutzutage in den weitesten Kreisen verbreitet. Wir finden

es nicht bloß bei Leuten, die schon eine hohe geistige Bildung haben; auch bei solchen, denen das Schicksal, als sie in das Arbeitsleben eintraten, nur eine gute Elementarschulbildung mitgegeben hat: bei Arbeitern und Lehrlingen. Ermöglicht ist dieses Streben teils durch die gute Elementarschulbildung, teils durch die reiche Gelegenheit zur Weiterbildung, welche von Vereinen, von öffentlichen Bibliotheken und Sammlungen, von populären Schriften über alle möglichen Gegenstände des menschlichen Wissens geboten werden. Es steht auch niemandem ein Hindernis im Wege, seiner besonderen Neigung für ein oder das andre Fach des menschlichen Wissens freien Spielraum zu gewähren.

Sittliche Bildung.

Mit der körperlichen und geistigen Bildung ist noch nicht alles gethan. Hinzukommen muß noch die sittliche Bildung. Körperliche und geistige Bildung macht den Menschen tüchtig und leistungsfähig; zu einem edlen Menschen macht ihn aber erst die sittliche Bildung.

Was ist aber sittliche Bildung?

Wir wollen das auf einem kleinen Umweg erklären.

Ein Mensch mit wahrer sittlicher Bildung thut das Gute und meidet das Böse, weil ihm das von innen heraus geboten wird — nicht aus irgend einem andern Grunde. Er verabscheut das Gemeine, Niedrige, Rohe und liebt das Edle — auch aus innerem Drang. Er ist ehrlich, aufrichtig und ehrenhaft, weil er weiß, daß er sich verachten müßte, wenn er sich selber auf einer unehrlichen gemeinen Gesinnung oder Handlung ertappte. Er ist mitleidig und barmherzig, zartfühlend und rücksichtsvoll, weil er sich diese Eigenschaften angewöhnt hat mit dem Bewußtsein, daß sie edle und menschenwürdige Eigenschaften seien.

Der Mensch hat in sich gewisse sittliche Gefühle. Die Anlagen zu diesen sittlichen Gefühlen stecken so ziemlich in jedem. Aber diese Anlagen müssen ausgebildet werden. Und dazu muß man sie erkennen.

Das ursprünglichste unter den sittlichen Gefühlen ist das Schamgefühl. Das Schamgefühl sagt uns, daß wir über dem Tiere stehen. Es lehrt uns, daß wir dasjenige in unserer Natur, was bloß tierisch ist, unterdrücken oder dort, wo es unabweisbar notwendig ist, wenigstens verschleiern sollen.

Das Schamgefühl erwächst für den einzelnen schon während seiner frühesten Kindheit durch die Familienerziehung. Es kann abgestumpft oder verfeinert werden durch diese Erziehung, durch den Umgang des Menschen, durch seine Berufsthätigkeit, durch Lesen und andres. Es hängt zusammen mit andern menschlichen Gefühlen, namentlich auch mit dem religiösen Empfinden des Menschen.

Das Schamgefühl schützt den Menschen körperlich und geistig. Den Körper schützt es dagegen, daß er vorzeitig zu geschlechtlichen Genüssen gebraucht und in denselben entkräftet wird, den Geist schützt es gegen die zeitraubende und unheilbringende Beschäftigung mit schmutzigen und unedlen Gedanken. Freilich nur, wenn das Schamgefühl wirklich im Innersten wurzelt und nicht bloß ein äußerlich zur Schau getragener Firniß ist.

In seiner Uebertreibung bezeichnen wir das Schamgefühl als Prüderie. Die Prüderie ist ein bis zum Lächerlichen gesteigertes Schamgefühl, welches zumeist auch unwahr ist. Das richtige Schamgefühl muß die Grenzen zwischen Schamlosigkeit und Prüderie fühlen und einhalten. Die Schamlosigkeit läßt die tierische Natur im Menschen sich ungehindert regen und äußern; die Prüderie dagegen will ganz vergessen machen, daß der Mensch doch

einen Körper hat und daß dieser Körper seine Lebensthätigkeiten verrichten muß.

Man gebraucht aber den Ausdruck Schamgefühl auch noch in einem andern Sinne. Man versteht darunter jenes Gefühl, welches uns befällt, wenn wir einsehen oder darauf aufmerksam gemacht werden, daß wir einen Fehler gegen die gesellschaftliche Sitte begangen, daß wir uns in irgend einer Lebenslage nicht so benommen haben, wie es richtig gewesen wäre. Diese Art von Schamgefühl schützt den Menschen nicht bloß vor oberflächlichen Formfehlern, sondern auch vor wirklich schlechtem und unsittlichem Thun.

So kommen wir dahin, uns nicht bloß wegen physischer Körperverrichtungen und Zustände zu schämen; sondern wir schämen uns auch wegen begangener Fehler, selbst wenn dieselben keineswegs als Verbrechen oder als Laster bezeichnet werden können. Wir schämen uns wegen kleiner Ungeschicklichkeiten, wegen eines begangenen Formfehlers, wegen einer geoffenbarten Unwissenheit. Diese beschämende Empfindung ist eine treue Lehrmeisterin des Menschen. Durch kleine Nadelstiche, die sie ihm innerlich versetzt, behütet sie ihn vor Wiederholungen und gröberen Verirrungen.

So ist das Schamgefühl ein feines, in vielen Lagen und Vorkommnissen des Lebens sich äußerndes Gefühl. Wir schämen uns wegen Gedanken, wegen Worten und Handlungen. Wegen Gedanken bloß vor uns selbst, wegen Worten und Handlungen vor uns und vor anderen. Wir schämen uns wegen Worten und Handlungen, die wir gethan haben, aber auch wegen solcher, die wir unter-

lassen haben, während sie eigentlich geäußert oder gethan werden sollten. Der wirklich edle und sittliche Mensch kann sich sogar guter Thaten schämen, wenn er sich sagen muß, daß sie nicht am Platze oder nicht in der rechten Form gethan worden sind, oder wenn sie ihm als Ausflüsse seiner Eitelkeit ausgelegt werden könnten.

So schmerzhaft dieses Schamgefühl auch werden kann für den, der es in hohem Grade besitzt, ist es doch ein kostbares Gut. Wer es nicht besitzt, dem fehlt das edelste menschliche Empfinden.

Das Pflichtgefühl.

Der Mensch, welcher sittliche Bildung empfängt, wird damit auch belehrt über seine Pflichten. Pflicht ist etwas, das wir thun müssen, auch dann, wenn unsere Neigungen und Wünsche entgegengesetzt sind. Die Pflichten können entweder bloß sittliche Pflichten sein, deren Erfüllung zwar verlangt, aber nicht erzwungen werden kann. Oder rechtliche Pflichten, zu deren Erfüllung wir auch gezwungen werden können. Dankbarkeit z. B. ist eine bloß sittliche Pflicht; Schuldenzahlen, Steuerzahlen dagegen sind rechtliche Pflichten.

Die Pflichten sind von vielerlei Art. Sie unterscheiden sich zunächst nach den wirklichen oder gedachten Personen, welche die Erfüllung von Pflichten verlangen dürfen. So giebt es Pflichten der Kinder gegen die Eltern: Dankbarkeit, Gehorsam, Ehrfurcht. Auch staatsbürgerliche Pflichten: Wehrpflicht, Steuerpflicht, Achtung vor den Gesetzen, Gehorsam gegenüber der Obrigkeit. Aber auch Berufspflichten: Erfüllung der übernommenen Berufsarbeiten. Hier ist der jeweilige Arbeitgeber berechtigt, die Pflichterfüllung zu fordern. Ferner allgemeine Menschenpflichten: Hilfeleistung, Mildthätigkeit, Duldsamkeit.

Das Pflichtgefühl ist uns nicht angeboren; es wird uns anerzogen. Das Kind, der Schulknabe, der Lehrling müssen auf ihre Pflichten erst aufmerksam gemacht werden. Und es sind andere Pflichten, die man in der Jugend, andere, die man in späteren Lebensjahren lernt. Die Pflicht des Gehorsams gegen Vorgesetzte z. B., die Pflichten zur Aufmerksamkeit, zum Fleiße, zur Reinlichkeit, zum Anstand lernt man schon als Kind. Später kommen dann neue Pflichten hinzu: die Pflichten gegen den Staat und gegen die Gesellschaft. Auf manche Pflicht, welche nur selten an den Menschen herantritt, wird er nur durch den Zufall aufmerksam gemacht.

Hat man es überhaupt gelernt, seine Pflichten zu erfüllen, so gewinnt man auch Freude an der Pflichterfüllung und die Fälle, wo die Pflichterfüllung schwer wird, werden zu Ausnahmen. Erleichternd wirkt bei der Pflichterfüllung die Gewohnheit, sowie die Thatsache, daß der Mensch mit den kleineren Pflichten zuerst, mit den schwereren allmählich bekannt wird. Auf seine wichtigsten Pflichten wird er auch immer schon geraume Zeit, ehe sie selbst an ihn herantreten, aufmerksam gemacht, so daß ihn nicht leicht eine schwere Pflicht unvorbereitet trifft.

Die Pflichten sind unzählig. Jeder Tag, oft jede Stunde bringt uns eine Pflicht. Manche Pflichten giebt's, die der Mensch einmal übernimmt und die sich dann viele Jahre lang, oft bis ans Ende des Lebens, wiederholen. So die Pflichten, die der Mensch bei der Begründung einer Familie auf sich lädt, auch die Berufspflichten. Die Pflicht der Dankbarkeit gegen Eltern und

Wohlthäter währt bis an unseren letzten Hauch; ebenso die Pflichten gegen das Vaterland. Es giebt auch Pflichten, welche naturgemäß einmal erlöschen; wie etwa die Pflicht des Gehorsams dann, wenn man in eine selbständige leitende Lebensstellung eintritt. So sind manche wichtige Pflichten des Mannes der Zeit nach genau begrenzt: die Schulpflicht, die Wehrpflicht, viele Berufs- und Arbeitspflichten. Aber wenn eine Pflicht aufhört, stellen andere Pflichten sich dafür ein, bis der Mensch zu altern beginnt und mit dem steigenden Alter dann der Zwang der Pflichten mehr und mehr nachläßt. Manche Pflichten, die den Menschen bis zu seinem Tode begleiten, werden in späteren Jahren leichter, teils durch die Gewohnheit der Erfüllung, teils auch, weil manches, was ihrer Erfüllung in jüngeren Jahren entgegensteht, hinweggefallen ist: die unreifen Anschauungen und Wünsche und die unvergorenen Leidenschaften der Jugend. Auch, weil demjenigen, der sein Leben lang seine Pflichten treu erfüllt hat, doch vielfach die Erfüllung derselben bis zum Lebensende durch dankbare Kinder, durch öffentliche Einrichtungen und durch mancherlei Rücksichten seiner Mitwelt erleichtert wird.

Es kommt im Leben vor, daß Pflichten mit unseren Wünschen und Lebensgenüssen in einen Zwiespalt geraten, daß die Erfüllung einer Pflicht uns einen schweren Kampf kostet. Solche Kämpfe müssen immer zu Gunsten der Pflicht entschieden werden. In manchen, glücklicherweise seltenen Fällen ergiebt sich's aber auch, daß der Mensch zwischen die Erfüllung zweier Pflichten gestellt wird. Was dann?

Es ist einfach, zu sagen, daß in solchen Fällen die stärkere Pflicht entscheiden muß. Aber nicht immer ist die stärkere Pflicht leicht als solche zu erkennen. Denn in Augenblicken, wo der Mensch zwischen zwei sehr ernste Pflichten gestellt wird, ist seine Ueberlegung und Willenskraft meist durch Aufregung und Sorge getrübt und geschwächt. Um so schwerer ist die Entscheidung bei einem Zwiespalt der Pflichten, wenn sie sehr rasch erfolgen soll. Die Welt ist leicht geneigt, in solchen Fällen vorschnell abzuurteilen, wenn der einzelne, der in einen Pflichtenzwiespalt geriet, nicht den richtigen Ausweg fand.

Aber auch in solchem Pflichtenzwiespalt läßt sich der richtige Weg finden. Man muß sich nur immer gewissenhaft fragen, wie es möglich ist, beiden entgegenstehenden Pflichten nacheinander gerecht zu werden, wenn sie sich nicht nebeneinander erfüllen lassen. Und man muß sich von seinen Pflichten nicht überraschen lassen, sondern sich auf die Erfüllung herannahender Pflichten vorbereiten. Wer sich das zu einer Lebensregel macht, wird sich wohl nur in den seltensten Fällen einem peinlichen Pflichtenzwiespalt gegenüber befinden; und er wird, eben wegen jener Vorbereitung, immer die ruhige Ueberlegung und die Kraft haben, auch zwei entgegengesetzten Pflichten gerecht zu werden.

Das Mitgefühl.

Mitleid nennen wir's, wenn wir die Schmerzen anderer Wesen mitfühlen, fast als wären es unsere Schmerzen. Das Mitleid ist dem Menschen sicherlich angeboren. Es kann durch die Erziehung bis zum Verschwinden vernachlässigt, aber auch gesteigert und verfeinert werden. Es ist ein Gefühl, welches uns zu erkennen giebt, daß wir mit anderen Menschen durch innerliche seelische Fäden verknüpft sind. Kein andres Gefühl ist so menschlich, so edel, wie das Mitleid; keines so sehr geeignet, jeden auch mit dem Fremdesten zu verbinden, das Härteste und Traurigste im Leben zu mildern und zu heilen. Das Mitleid als ein allgemeineres Gefühl, das nicht bloß im einzelnen lebt, sondern die ganze gesittete Menschheit beseelt, konnte nur allmählich ausgebildet werden. Je weiter die Menschheit auf dem Wege der Bildung und Gesittung fortschritt, um so allgemeiner und fester wurde die Einsicht, daß das Mitleid überall Pflege und Förderung verdient; daß sein Mangel ein barbarischer Zug ist, der immer und entschieden bekämpft werden muß.

Und im Laufe der Zeit haben sich dem Mitleid verwandte Gefühle ausgebildet und sind zum Bewußtsein

des Menschen gekommen: die Gefühle des Wohlwollens, der Großmut, der Menschenliebe.

Das Wohlwollen ist ein Gefühl, welches uns gütig über unsere Mitmenschen urteilen läßt. Der Wohlwollende gönnt dem Glücklichen sein Glück; er ist beherrscht von der Empfindung, daß die andern Menschen sind und gute Eigenschaften haben oder haben können, daß man ihnen Gutes zutrauen und wünschen kann. Er bemüht sich deshalb, das Gute an ihnen herauszufinden, das Ueble zu entschuldigen. Menschenliebe ist etwas ganz Aehnliches: sie ist ein Wohlwollen, welches nicht bloß gegenüber einzelnen sich äußert, sondern ein auf alle Menschen ausgedehntes Wohlwollen. Die Menschenliebe denkt nicht bloß an einen oder den anderen, der ihrer im Augenblicke bedarf; sie denkt auch in die Ferne und in die Zukunft. Großmut aber ist ein hoch gesteigerter Grad von Wohlwollen; sie äußert sich im Verzeihen von Kränkungen; sie stärkt den Menschen zu ungewöhnlichen Opfern für andere, zu einer Hintansetzung eigener Wünsche gegenüber den Wünschen andrer.

Wenn das Mitleid den Menschen zu Handlungen, zu einer werkthätigen Hilfeleistung veranlaßt, wird es zur Barmherzigkeit; ebenso wie die Großmut, wenn sie verzeiht und beschenkt, zur Gnade wird. Barmherzigkeit kann im Alltagsleben geübt werden; barmherzig können wir gegen jeden Armen sein, dem wir ein Kleines geben; gegen einen hungrigen Sperling, dem wir Futter hinwerfen. Gnädig kann der Beleidigte gegenüber dem Beleidiger sein, wenn er die Macht hätte, sich zu rächen, und auf die Rache verzichtet; gnädig kann man überhaupt

sein, wenn man die Macht zu irgend etwas Außergewöhnlichem besitzt und durch diese Macht Wohlthaten oder Gunstbezeugungen an Menschen wendet, die kein Recht oder keinen Mut haben, dieselben zu verlangen. Großmut und Gnade haben etwas Zufälliges, Launenhaftes an sich. Auch ein hartherziger Tyrann, auch ein Geizhals oder rücksichtsloser Egoist kann ab und zu einmal eine Anwandlung von Großmut verspüren. Aber Mitleid und Barmherzigkeit ziehen sich durch das ganze Leben; sie beherrschen jede Handlung der Menschen, in deren Herzen sie einmal eine Stätte haben.

Alle diese Gefühle sind wichtig für das Zusammenleben der Menschen. Ohne sie wäre das menschliche Dasein ein herzloser, haßerfüllter Kampf jedes einzelnen gegen seine Mitmenschen.

Neid und Mißgunst.

Ab und zu kann auch gute Menschen ein Gefühl des Neides beschleichen. Oder sagen wir lieber: ein Gefühl, von welchem wir nicht genau wissen, ob wir es als Neid bezeichnen oder nicht. Es ist schwer, eine Antwort zu geben auf die Frage: ist ein Gefühl Neid oder nicht?

Nehmen wir an, ein kranker Mensch säße an einem schönen Frühlingstage beim Fenster. Er schaut hinaus und sieht festlich gekleidete Menschen durch die Straßen wandern, etwa dem Bahnhof zu; er weiß, daß sie jetzt hinausfahren in den Frühling, in die Wälder, in die lachende Landschaft; während er selber, in Decken gewickelt, traurig an seinem Fenster zurückbleibt und nichts sieht als Dächer und kahle Mauern. Sicher muß ein schmerzliches und bitteres Gefühl ins Herz dieses armen Menschen kommen. Ob aber dieses Gefühl schon als Neid zu bezeichnen ist?

Kummer und Unmut über den Zustand der Krankheit ist sicher verzeihlich; ebenso verzeihlich der Wunsch in der Seele des Kranken, so gesund zu sein, wie jene, die er da draußen sich freuen sieht. Das ist alles noch kein Neid. Zum Neide wird dieses Gefühl erst, wenn

der Kranke anfängt zu wünschen, die Gesunden möchten doch auch so krank sein wie er; wenn er ihnen ihre Gesundheit mißgönnt; wenn er anfängt sie zu hassen.

Und so ist es auch noch kein Gefühl des Neides, wenn der Arme, der in Schmutz und Regen dahingeht, beim Anblick einer flotten Equipage denkt: Ich möchte auch so dahinfahren können! Das ist ein harmloser Wunsch. Neid wird erst daraus, wenn man den Besitzer der Equipage aus ihr heraus auf das schmutzige Pflaster und sich selber dafür auf die weichen Sammetpolster des Wagens wünscht.

Wenn wir sehen, daß jemand etwas Schönes, Großes geschaffen hat, denken wir wohl manchmal: Ich wollte, ich hätte dergleichen geleistet! Auch das ist nicht Neid, sondern ehrliche Bewunderung. Das Gefühl des Neides ist in diesem Falle erst dann vorhanden, wenn ich mir denke: Ich wollte, er hätte das nicht gemacht, damit er nicht darum bewundert würde! Oder wenn ich gar zur That übergehe und anfange, das, was der andre geschaffen hat, herunterzuziehen und schlecht zu machen, damit die Bewunderung verringert, sein Verdienst verkleinert wird.

Wenn ein armer Teufel von einem Millionär reden hört, sagt er wohl einmal: Ich wollte ich hätte sein Geld — und er nochmal so viel! Den Nachsatz zu dieser Redensart hat offenbar eine edle und neidlose Seele erfunden; denn er sagt, daß der ersten Hälfte des Satzes jede Spur von Neid genommen werden soll. Dieser zweite Satz ist's, den wir uns denken sollen, wenn uns irgend ein Gefühl des Neides beschleichen will. Es

drängen sich ja zahllose Wünsche an das Menschenherz heran; und namentlich dann, wenn man sieht, daß es von äußeren Glücksumständen begünstigte Menschen giebt. Es ist auch sicher kein unberechtigter Wunsch, daß es jedem Menschen nach seinem wirklichen Verdienst ergehen sollte. Aber wer darf sich anmaßen, so gerecht und einsichtsvoll zu sein, daß er bei jedem beurteilen könnte, ob es demselben über sein Verdienst gut ergehe oder nicht? Wenn ich jemand sehe, den äußere Glücksumstände mehr begünstigen als mich, darf ich doch noch lange nicht behaupten, ich verdiene die gleiche Begünstigung wie er; denn ich weiß ja nicht genau, wieviel inneren Wert er hat!

Wie aber ist's, wenn ich einen, der vom Glücke mehr begünstigt ist, als ich, genau kenne, vielleicht von klein auf kenne; wenn ich weiß, daß er nicht so viel leistet als ich, daß er nicht besser ist: Darf ich ihn auch dann nicht beneiden?

Auch dann nicht, weil der Neid ungerecht macht, das klare Urteil trübt und dem Neidigen selber bloß das Leben verbittert. Der Neid trägt seine Strafe in sich selbst. Es giebt kein schlechtes Empfinden, welches sich so schnell und so unmittelbar rächt, als der Neid.

Leider ist das Neidgefühl eine der wichtigsten Triebfedern menschlicher Handlungen. Es giebt nämlich nicht bloß einen Neid einzelner gegen einzelne, sondern auch ein Neidgefühl, welches ganze Klassen ergreift, die sich vom Schicksal und von der gesellschaftlichen Ordnung für benachteiligt halten. Daß sich ganz große Schichten der Gesellschaft von einem Neidgefühl beherrschen lassen,

kommt nur dann vor, wenn dieses Gefühl künstlich genährt wird. Die, welche es nähren, versuchen dabei den Schein zu erwecken, als sei es bloß der Gedanke einer Gleichberechtigung aller Menschen zum Glück und zu allen Genüssen des Lebens. Die Lehre von dieser Gleichberechtigung ist aber eine Thorheit. Die Menschen können nicht alle gleichberechtigt zum Glücke sein, weil sie von Haus aus nicht gleich befähigt dazu sind. Es ist eine natürliche Ungleichheit der Menschen vorhanden, ein Unterschied von Tüchtigen und Untüchtigen, von Gesunden und Kranken, von Talentvollen und Unbegabten. Und diese Unterschiede würden bleiben, auch wenn man allen gleiche Schulbildung, gleiche Arbeit, gleiche Lebensgenüsse gewaltsam aufnötigen wollte. Der Mensch, der von Natur aus eine größere Empfänglichkeit des Gemüts, eine stärkere Phantasie, einen glücklicheren Humor, einen elastischeren Geist hat, wird immer viel glücklicher sein, als der, dem diese Eigenschaften fehlen. Alles Neidgefühl wird nie Einrichtungen des Daseins erfinnen können, die diese Ungleichheiten beseitigen.

Das Rechtsgefühl.

Das Recht ist die Ordnung dessen, was jeder thun und verlangen darf. Sein Gegensatz ist das Unrecht. Seinen Ausdruck findet das Recht in den Gesetzen.

Der Gesetze sind heutzutage so viele, und jedes Gesetz hat wieder so viele Einzelnbestimmungen, daß kein Mensch, kaum ein Rechtsgelehrter all diese Einzelnbestimmungen wissen kann. Dennoch wird vom Menschen verlangt, daß er sich in den Schranken des Rechts halte. Und man kann das von ihm verlangen, weil man fordern kann, daß er ein hinreichendes Rechtsgefühl habe, um auch dann das Rechte zu thun, wenn er die gesetzlichen Bestimmungen darüber nicht kennt.

Das Rechtsgefühl ist etwas so Sicheres, daß ein Mensch, der dasselbe besitzt, kaum jemals etwas Rechtswidriges thun wird, auch wenn er kein einziges Gesetz kennt.

Das Rechtsgefühl wird uns anerzogen. Seine Keime werden schon in die Seele des Kindes gelegt, wenn man demselben sagt: Was du nicht willst, daß man dir thu', das füge keinem andern zu. Das Rechtsgefühl schließt zunächst in sich eine Achtung für die Gesundheit, für das Eigentum und für die Ehre anderer. Und

zwar mindestens dieselbe Achtung, die man bezüglich dieser Besitztümer für sich selbst beansprucht. Wer immer streng an dem Grundsatze festhält, nie einen andern an dessen Gesundheit, Besitz und Ehre zu schädigen, der wird sich von allen gröberen Rechtsverletzungen zeitlebens freihalten.

Zum Rechtsgefühl gehört aber auch eine gewisse Verpflichtung zum Nachdenken über das mögliche Recht oder Unrecht, das in jedem unserer Worte oder in jeder unserer Handlungen liegen kann. Wir müssen uns nicht nur vor dem hüten, was nach unserem Rechtsgefühl offenbares Unrecht ist, sondern auch vor dem, woraus ein Schaden unserer Mitmenschen erwachsen könnte. Man kann ein Unrecht auch ohne bösen Willen, aus Leichtsinn, Gedankenlosigkeit und Unachtsamkeit begehen; und ein ausgebildetes Rechtsgefühl wird auch vor solchem Unrecht bewahren.

Dazu muß aber noch etwas kommen. Wo das Recht bestehen und geschützt sein soll, muß eine höhere Macht vorhanden sein, welche bestimmt, was Recht sein soll und welche das Recht beschützt. Diese höhere Macht ist bei den gesitteten Völkern die Staatsgewalt, mit jener Reihe von Behörden, Einrichtungen und Anstalten, welche unter ihr stehen und als ihre Ausflüsse erscheinen. Das Rechtsgefühl muß so ausgebildet sein, daß es vor dem, was ein gesittetes Volk an Obrigkeiten geschaffen hat, immer Achtung hat. Man kann manches im Staate für verbesserungswürdig halten; aber man darf sich darum nicht gegen seine Macht auflehnen. Die heutigen Staatseinrichtungen geben jedem Gelegenheit, seine Anschauungen über Verbesserungen, die am be-

stehenden Recht vorgenommen werden könnten, frei zu äußern. Es bietet sich auch reichlich Gelegenheit, daß Gesinnungsgenossen Vertreter ihrer Anschauungen in parlamentarische Körperschaften schicken. So ist es der Gesamtheit möglich, an einer fortwährenden Entwickelung und Verbesserung des Staatswesens und der kleineren Gemeinwesen zu arbeiten. Nur darf sich der einzelne nicht etwa einbilden, ein besonderes Rechtsgefühl haben zu können, welches vom Rechtsgefühl der Gesamtheit abweicht. Das Rechtsgefühl der Gesamtheit, von welchem das Rechtsgefühl jedes einzelnen ein lebendiger thätiger Teil sein soll, ist auf geschichtliche Weise entstanden; es kann sich nur allmählich weiterbilden.

Das Rechtsgefühl ist diejenige gute Eigenschaft des Menschen, welche für sein Zusammenleben mit andern am allerwichtigsten ist. Denn das Rechtsbewußtsein beruht auf der Einsicht von der Notwendigkeit einer Ordnung zwischen denjenigen, die in kleineren und größeren Gemeinwesen zusammenleben sollen.

Man kann mancherlei gute Eigenschaften haben; man kann mitleidig, barmherzig, uneigennützig, mäßig, erfinderisch, fleißig, willenskräftig sein; aber ohne Rechtsgefühl ist man in der heutigen Gesellschaft wenig brauchbar; man läuft beständig Gefahr, mit der bestehenden Rechtsordnung zusammenzustoßen. Das Rechtsgefühl, obwohl es in höherem Grade *angelerntes Gefühl* ist, als die meisten andern guten Eigenschaften, führt doch auch zu manchen derselben hin.

Anderseits darf man aber nicht glauben, daß ein ausgebildetes Rechtsgefühl allein den Menschen voll-

kommen mache. Der Mensch mit starkem Rechtsgefühl wird sich zwar nie zu einem Unrecht hinreißen lassen; er ist darum höchst achtbar; aber mit dem allein ist er noch lange kein liebenswürdiger Mensch.

Ich erinnere mich einer Geschichte, die ihrerzeit in meiner Vaterstadt vorfiel. Ein allgemein geachteter wohlhabender und wegen seiner Gutherzigkeit beliebter Mann, Zimmermeister, war eines Tages dazu gekommen, wie ein Sicherheitsmann ein kleines Mädchen, das Obst gestohlen hatte, arretierte. Leute liefen zusammen; ein paar davon meinten, man solle doch so ein armes Mädel wegen der paar Aepfel freilassen. Der Zimmermeister war auch der Ansicht; da aber der Sicherheitsmann das Kind nicht freilassen wollte, geriet der Zimmermeister mit ihm in Streit, wollte ihm das Mädchen entreißen und vergaß sich soweit, seinen Gegner mit der Faust vor die Brust zu stoßen. Die Sache kam vor Gericht. Der Zimmermeister erhielt wegen seines tadellosen Vorlebens nur eine kurze Gefängnisstrafe. Diese nahm er sich aber so zu Herzen, daß er vom Augenblicke seiner Entlassung an sein Geschäft vernachlässigte, sich dem Trunk ergab und, nach wiederholten Bestrafungen wegen Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, im Elend verkam.

Den Bedauernswerten hatte nur sein Mangel an Rechtsgefühl ruiniert.

Geschmacksbildung.

Der Geschmack ist der Sinn für das Schöne. Es ist eine bekannte Redensart, daß sich über Geschmacksachen nicht streiten lasse. Das ist eine recht gedankenlose Redensart. Sie sollte eigentlich heißen: über Geschmacksachen mögen die meisten Leute nicht streiten, weil sie zu faul sind, darüber nachzudenken, warum ihnen etwas schön oder unschön dünkt.

Ein bißchen Geschmack ist jedem Menschen angeboren. Das kann leicht ausgebildet, verfeinert und geschärft, aber auch vernachlässigt und abgestumpft werden. Was uns zuerst Schönes und Unschönes wahrnehmen läßt, ist die Natur. Wir finden einen Himmel, welcher tiefes Blau mit schimmernden Wolken zeigt, schöner, als einen solchen, der mit einförmigem Grau überzogen ist. Wir nennen eine Landschaft, in welcher wir Berg und Wald und Wasser sehen, schöner, als eine endlose Ebene ohne Baum und Wasser. Ein Tier, welches reich entwickelte Glieder und rasche vielfache Bewegungen hat, wie etwa ein Pferd, ein Löwe, ein Hirsch, erscheint uns schöner, als der plumpe Walfisch. Bei diesen Gegensätzen des Schönen und Unschönen wird vielleicht auch ein einfacher Mensch imstande sein, anzugeben, warum er das eine

schöner findet, als das andre. Auch wenn man zwei Häuser nebeneinander sieht, von denen das eine schmucklos im öden Kasernenstil, bloß für das praktische Bedürfnis, das andre dagegen von einem künstlerischen Baumeister mit architektonischer Schönheit gebaut ist, wird man kaum im Zweifel sein, warum das eine schöner genannt zu werden verdient, als das andre. Aber das ist nicht so einfach. Es gehört schon ein ausgebildeter Schönheitssinn dazu, um zu entscheiden, warum von zwei Bäumen einer schöner ist, als der andre, warum von zwei Dingen, die beide als Kunstwerke auftreten, das eine schöner ist.

Warum soll nun der Mensch seinen Geschmack oder Schönheitssinn ausbilden, so daß er lernt, nicht nur die gröberen, sondern auch die feineren Unterschiede des Schönen und des Unschönen zu beurteilen?

Darum, weil ein ausgebildeter Geschmack dem Menschen immerfort anregende Gedanken und Vergnügen bereitet, und zwar Gedanken von edler Art und ein Vergnügen, welches in sehr vielen Fällen nichts kostet und nie einen üblen Nachgeschmack oder unangenehme Folgen hat.

Mit unsrem Arbeitsleben hat der Geschmack nur ausnahmsweise zu thun. Eine entscheidende Rolle spielt der Geschmack nur im Arbeitsleben solcher Menschen, welche einem künstlerischen oder kunstgewerblichen Berufe leben.

Dagegen ist der Geschmack ununterbrochen in unserem Genußleben thätig. Ein ausgebildeter Geschmack veredelt unser Genußleben überall, in jeder Einzelheit. Er macht es uns möglich, ohne irgendwelchen oder ohne

einen nennenswerten Aufwand uns Lebensgenüsse zu verschaffen, welche viel anmutiger sind und viel größere Freude bereiten, als die roheren Lebensgenüsse, an denen sich der Mensch mit ungebildetem Geschmack erfreuen muß.

Wie bildet man nun aber den Geschmack aus? Da muß zunächst gesagt werden, daß die Bildung des Geschmacks weit leichter und müheloser zu erhalten ist, als die Bildung des Herzens und des Geistes. Denn die Bildung des Herzens fordert eine oft schwere Uebung aller menschlichen Tugenden; die Bildung des Geistes anstrengende Denkarbeit. Die Bildung des Geschmacks fordert nur offene Augen und Ohren zum Sehen und Hören und ein bißchen guten Willen und Freude an der Sache.

Wie bei der Bildung des Herzens und der Bildung des Geistes: so wirken auch bei der Bildung des Geschmacks die Familienerziehung, die Schule und das Leben zusammen. Mit einem Unterschied. Der Keim der Herzensbildung und der Geistesbildung kann auch in der ärmsten Familie gelegt werden. Der Sinn für das Schöne setzt, wenn er schon in der Familie gepflegt werden soll, wenn auch nicht gerade Wohlhabenheit so doch eine über die kargste Notwendigkeit hinausreichende Lebenslage voraus.

In den Schulen ist es der Unterricht in Musik und Zeichnen und das Lesen von Musterstücken aus der Litteratur, was zur Ausbildung des Geschmacks beiträgt. Aber man darf bei diesen Anfängen der Geschmacksbildung nicht stehen bleiben; sie müssen im Leben fortgesetzt werden.

Diese Weiterbildung kann jeder einzelne besorgen, durch Anteilnahme an den Leistungen der Kunst und Litteratur, durch geselligen Verkehr mit Leuten, welche daran ebenfalls Anteil nehmen. Unmittelbar und ununterbrochen sind freilich nur in den größeren Städten die Anregungen der Kunst und der Litteratur zu spüren, wo man Theater besuchen, gut geschulte Musik hören, Kunstwerke sehen kann. In kleineren Städten und auf dem Lande ist die Geschmackspflege etwas schwieriger. Aber auch nicht unmöglich; denn viele Kleinstädter und Landbewohner haben Gelegenheit, sich während einiger Tage im Jahre in einer Großstadt umzuthun; und sehr vieles von den Lebensäußerungen des großstädtischen Geschmacks geht auch durch die Presse, durch illustrierte Zeitungen, durch Gesangsvereine und dergleichen in die kleinen Städte und auf das Land hinaus. Dafür hat auch der Geschmack des Landbewohners die beständige Anregung durch die wechselnden Schönheiten der Natur, welche der Großstädter für gewöhnlich entbehrt. Die Einsamkeit und die Natur verhindern den Menschen zwar, immer den jüngsten Regungen, den modernsten Schöpfungen der Kunst zu folgen; dafür behüten sie den Geschmack auch vor Verirrungen; sie können ihn stärken und jungfrisch erhalten.

Was der Geschmacksbildung hinderlich entgegenwirkt, ist Roheit, Eitelkeit, Faulheit und Nervenüberreizung. R o h e i t ist gern eine Gegnerin des Schönen und des Sinns für das Schöne. Der rohe Mensch, der Barbar, ärgert sich darüber, wenn andre an Schönem Freude haben; aus gemeinem Neide sucht er ihnen diese Freude

zu verderben. Er brüllt, wenn er andre schön musizieren hört, um ihnen die Freude zu verderben; er verwüstet öffentliche Gartenanlagen; er beschmutzt und zerstört öffentliche Kunstwerke; in Theater und Konzerte, wo andre sich erfreuen wollen, trägt er bübischen Lärm. Alles nur, um seine eigne Roheit trotzig und gehässig einem edleren Geschmack gegenüber zu stellen.

Aber auch unsre menschliche Eitelkeit ist eine Gegnerin der Geschmacksbildung. Die Eitelkeit bringt den Menschen häufig dazu, dem Auffallenden, Glänzenden und Neuen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als dem wirklich Schönen. Sie veranlaßt ihn zu mancher Geschmacklosigkeit, die er für notwendige Repräsentation oder für eine nicht zu umgehende Mode hält. Daß es Moden giebt und daß so viele Menschen glauben, sie müßten immer die neueste Mode mitmachen, hat aber wieder sein Gutes. Die Mode hält auch Geschmacklosigkeiten ärgster Art zurück, in welche manche verfallen würden, die gar keinen eignen Geschmack haben.

Faulheit ist eine Gegnerin des Geschmacks, weil sie viele veranlaßt, auf solche Thätigkeiten zu verzichten, die zur Ausbildung des Geschmacks führen, aber etwas mühsam sind. Ein gutes Buch, das unsern Geschmack veredeln könnte, liest sich meist schwerer, als ein oberflächliches Geschreibsel; ein klassisches Theaterstück erfordert mehr geistige Anstrengung des Zuhörers, als eine lächerliche Posse; die Betrachtung einer guten Bildergalerie mehr Aufmerksamkeit, als die eines lustigen Bilderbuchs. So wird geistige und körperliche Trägheit zu einer Gegnerin des guten Geschmacks; wer sie nicht

überwinden kann, wird nie ein geschmackvoller Mensch werden; das Höchste, was an Schönheit in der Natur und in menschlichen Werken ist, bleibt ihm fremd.

Endlich ist eine Gegnerin des guten Geschmacks auch die Ueberreizung der Nerven, wie sie in unsren Großstädten üblich ist. Das wirklich Schöne ist immer auch einfach und natürlich. Was von der Einfachheit und Natürlichkeit sich entfernt, wird leicht geschmacklos. Aber dem Genußleben des Großstädters wird so viel und immer Neues geboten, daß ihm schließlich das Einfach-Schöne nicht mehr genügt. Er hascht nach dem Neuen, Uebertriebenen, aufs höchste Gesteigerten, und damit entfernt er sich leicht aus den Bahnen des guten Geschmacks. Das ist eine Klippe, welche besonders von denjenigen vermieden werden muß, welche schon auf dem Wege sind, sich einen guten Geschmack zu erwerben.

Obgleich also die Bildung des Geschmacks leichter und müheloser ist, als die Bildung des Herzens und des Geistes: ohne Mühe wird sie keinem geschenkt.

Anmut und Würde.

Ein gewisses Gemisch von körperlicher und geistiger Art des Benehmens ist es, das wir als Anmut und als Würde bezeichnen.

Anmut und Würde sind zwar grundverschiedene Eigenschaften des Menschen. Aber sie werden oft zusammen genannt und müssen zusammen genannt werden, weil sie auf demselben Grunde wachsen und weil sie im Leben auch nicht selten sich ablösen.

Was ist Anmut? Der einfache Beobachter des Menschenlebens wird sagen: Anmut ist alles, was an der äußern Erscheinung eines Menschen angenehm wirkt. Anmutig kann jemand in seiner ganzen Erscheinung wirken; oder auch nur durch sein Sprechen, durch seinen Blick, durch das Spiel seiner Mienen und Gebärden. Und wenn wir uns fragen, warum diese Aeußerungen des Menschen anmutig wirken, so werden wir uns folgendes sagen müssen:

Der Schönheit ist es immer leichter, anmutig zu sein, als der Häßlichkeit. Aber notwendig zur Anmut ist die Schönheit nicht. Denn die Anmut beruht in letzter Linie auf einem teils angebornen, teils auch durch Erziehung zu gewinnenden Sinn für das Maßvolle.

Ein Mensch, der anmutig erscheinen soll, darf körperlich nicht mißraten sein. Der Dicke, der Plumpe, der Verkrüppelte wird für gewöhnlich darauf verzichten müssen, anmutig zu erscheinen. Eine gewisse Vollkommenheit der Körperhaltung und Körperbewegung ist eine Vorbedingung der Anmut. Diese Vorbedingung kann dem, der sie nicht als Wiegengabe mitbrachte, durch einen geschickten Tanzlehrer wohl beigebracht werden. Freilich ist die in der Tanzstunde erlernte Anmut der Körperbewegung nicht so vollkommen stichhaltig in allen Fällen, als die angeborene.

Zur Anmut gehört ferner, daß man sich freihält von allen unangenehmen Gewohnheiten. Gewisse tierische Gewohnheiten hat der Naturmensch; dem Kulturmenschen werden sie, wenn er in einer halbwegs gesitteten Familie aufgewachsen und durch die Schule gegangen ist, abgewöhnt; aber ein gewisser Trieb zum Rückfall ist unleugbar vorhanden. Das alte Sprichwort: „Wen es juckt, der kratze sich", darf nicht wörtlich genommen werden. Sich zu kratzen ist nicht anmutig; und ebensowenig eine Reihe ähnlicher Gewohnheiten, von denen hier gar nicht weiter die Rede sein soll, weil man voraussetzen darf, daß jeder Leser dieser Blätter in seiner Jugend schon auf die Ungehörigkeit solcher Gewohnheiten aufmerksam gemacht worden ist. Es ist aber zwischen dem Anmutigen und dem, was seinen Gegensatz bildet, keineswegs eine bestimmte Grenze gezogen. Eine und dieselbe Gebärde oder Bewegung kann anmutig; sie kann aber auch das Gegenteil davon sein — je nach der besonderen Art, wie sie ausgeführt wird. Eine übermäßige Aengstlichkeit und Behutsamkeit in den Gebärden wirkt ebensowenig an-

mutig, als ein allzu natürliches plumpes Umherwerfen der eignen Gliedmaßen. Der Mensch, der anmutig gehen will, soll weder trippeln noch tänzeln, weder traben noch stampfen, weder schlürfen noch stolpern. Und so ist's mit allen andern körperlichen Bewegungen auch.

Natürlichkeit gehört zur Anmut; aber es muß eine sichtbar durch Gesittung beherrschte Natürlichkeit sein. Das Tier, welches einen Gegenstand ergreifen will, packt ihn; der Mensch faßt ihn an mit einer der Beschaffenheit des Gegenstands angemessenen Energie oder Zartheit. Anmutig wirken unsre Bewegungen nur dann, wenn sie niemals durch eine rohe, bösartige oder unlaütere Charaktereigenschaft beherrscht erscheinen. Ein innerlich roher Mensch wird nicht imstande sein, für gewöhnlich anmutig zu erscheinen; ebensowenig als ein verschrobener Narr oder als ein verzärtelter Geck.

Wirkliche Anmut äußert sich in allem, was der Mensch thut und sagt. Sie äußert sich in jeder Bewegung seiner Gliedmaßen. Man kann mit aber auch ohne Anmut gehen und laufen, sitzen und springen, tanzen und turnen, schwimmen und schlittschuhlaufen, reiten und radfahren. Man kann aber auch mit oder ohne Anmut reden und zuhören, scherzen und ernst sein. Und selbst bei der Arbeit — wenn es nicht ganz schwere körperliche Arbeit ist — braucht die Anmut den Menschen nicht zu verlassen. Der beste Prüfstein für die angeborene oder anerzogene Anmut des Menschen ist die Art, wie er zu essen pflegt. Denn das Essen ist etwas Tierisches; es ist eine Thätigkeit, bei welcher die dem Tier verwandten Züge des Menschen besonders

deutlich zum Vorschein kommen, wenn nicht angebornes Feingefühl und anerzogene Sitte dem Tierischen — der Gefräßigkeit — entgegentreten. Damit das menschliche Essen nicht zum tierischen Fressen ausarte, sind besondere Tischsitten üblich geworden. Aber das Einhalten dieser Sitten ist noch lange nicht Anmut; das ist erst Anstand. Anstand ist viel weniger, als Anmut. Er ist nur das Notwendige; die Anmut ist eine Begabung, welche über das Notwendigste der Lebenskunst hinausgeht. Ein beschränkter dummer Mensch kann so weit gedrillt werden, daß er sich anständig benimmt; anmutig wird er deswegen noch nicht sein.

Anmut und Liebenswürdigkeit sind so verwandte Eigenschaften, daß sie schwer zu scheiden sind. Das Unterscheidende liegt darin, daß die Liebenswürdigkeit von dem Körperlichen ganz unabhängig ist. Ein häßlicher Mensch, der zugleich plump in seinen Bewegungen ist, kann nicht anmutig, aber, wenn er Verstand und große Herzensgüte besitzt, doch sehr liebenswürdig wirken.

Verwandt mit der Anmut ist die Würde. Damit ist aber nicht jene Würde gemeint, die dem Menschen von seinen Mitmenschen verliehen wird; sondern jene Würde, die er selber zur Schau trägt — obwohl beides häufig zusammenhängt.

Auch die Würde setzt den Anstand voraus und ist mehr als dieser. Als Würde in der Erscheinung des Menschen bezeichnen wir ein ungewöhnlich strenges Maßhalten in der Körperhaltung, in den Gesichtszügen, in den Bewegungen, in der Sprechweise. Die Würde verträgt nichts Hastiges, nichts Schlottriges, nichts Lärmen-

des, nichts Lustiges. Deswegen soll sie auch im Alltagsleben nicht aufgesetzt werden, sondern nur an ernsten Orten und in ernsten Lebenslagen. Wer immer würdevoll sein wollte, könnte sich nicht mehr steigern, wenn es wirklich nötig wäre; außerdem wäre sein würdevolles Benehmen für gewöhnlich langweilig und würde nicht mehr als Würde, sondern als Steifheit, als Hochmut, als unerfreulicher, abstoßender, verletzender Charakterzug ausgelegt werden.

Würde verlangt man von der Jugend noch nicht. Für sie genügt der bloße Anstand. Würde verlangen wir nur von Menschen, die wir besonders hoch stellen wollen und auch nur in besonderen Lebenslagen.

Selbsterkenntnis und Selbstzucht.

Jeder Mensch hat die Aufgabe, seine körperliche, geistige und moralische Bildung und seine Geschmacksbildung stets zu vervollkommnen. Die Vervollkommnung der körperlichen Bildung hat eine Grenze, indem der Körper mit zunehmenden Jahren an Biegsamkeit, Geschmeidigkeit und Frische verliert. Aber unser Geist, unser Gemüt, unser Geschmack bleiben bildungsfähig bis in höhere Lebensalter.

Zu aller eignen Fortbildung gehört zunächst eine gewisse Selbsterkenntnis. Man muß wissen, ob man gewisse Fähigkeiten und Eigenschaften hat oder nicht, ob man sie in einem schwächeren oder stärkeren Grade hat, als andre Menschen.

Die Einsicht des einzelnen in sich selbst ist sehr verschieden, je nachdem es sich um Eigenschaften und Fähigkeiten des Körpers, des Geistes, des Gemüts oder des Geschmacks handelt.

In Bezug auf die Eigenschaften und Fähigkeiten des Körpers sind die Menschen am ehesten zur Selbsterkenntnis geneigt. Wenn einer körperlich ungeschickt oder besonders empfindlich ist, steht er gewöhnlich nicht an, dieses sich selbst und andern zu bekennen. Er muß wohl. Es liegt

zu sehr in seinem Interesse, sich selber in diesem Punkte nichts weiß zu machen. Wer schlecht auf den Füßen ist, geht nicht aufs Glatteis und klettert auf keine Felsen; wer schlecht sieht, geniert sich nicht eine Brille zu tragen; und wer einen schlechten Magen hat, hütet sich vor Ueberladung desselben. Nur manche Menschen suchen auch in solchen Dingen sich selbst und andre zu täuschen. Das ist ein harmloser Fehler; eine Art Eitelkeit, die sich oft nur nach einem Punkte hin richtet und das ganze übrige Wesen des Menschen nicht berührt.

In Bezug auf seine geistige Bildung ist der Mensch schon eher geneigt, sich zu verkennen. Zwar — wieviel oder wie wenig man in der Schule gelernt hat: das gesteht ein jeder sich selber meistens ein. Und auch andern macht man in diesem Punkt gewöhnlich keine Flausen vor. Es sind schon entschiedene Schwindler, die in diesem Punkt mehr vorstellen wollen als sie sind. Dagegen fehlt es sehr häufig in Bezug auf die richtige Wertschätzung des eignen Verstandes, der eignen Denkfähigkeit und Lebenserfahrung. Daß Menschen sich selber für ein großes Talent halten, während sie nur ein ganz kleines oder gar keines sind, kommt sehr oft vor. Und sehr oft auch kommt es vor, daß jemand stolz ist auf seine Lebenserfahrung, während er doch nur die Gedanken und Ziele eines kleinen Kreises von vielleicht beschränkten Menschen kennen gelernt hat. In solchen Dingen ist es leicht, sich selbst zu täuschen, während es viel weniger gelingt, andern etwas darüber weiß zu machen.

Am schwersten ist es, daß der Mensch sich selbst klar werde über seine Gemüts-Eigenschaften, die guten und die schlimmen.

Es gehört schon überhaupt ein edles Gemüt dazu, wenn ein Mensch aus freien Stücken an eine energische und aufrichtige Selbstprüfung herantreten soll. Durchschnittsmenschen und geradezu schlechte Menschen vermeiden eine solche Selbstprüfung. Sie wissen, daß sie sich nicht bessern können oder nicht bessern wollen. Wozu also die eigne nichtige oder häßliche Seele noch studieren? Das hat für solche Menschen keinen Zweck. Sie wissen, daß sie nichts wert sind und meinen, es verlohne sich nicht, darüber nachzudenken, ob und wie sie mehr wert werden könnten.

Nur ab und zu, wenn sie von außenher auf ihre Nichtswürdigkeit aufmerksam gemacht werden, werfen sie einen Blick auf ihr Inneres. Aber was sie da beobachten, ist so unerfreulich, daß sie rasch ihre Aufmerksamkeit wieder davon ablenken und andern Gegenständen zuwenden. Die flachen Durchschnittsmenschen sind der Ansicht, der Mensch habe seine Zeit für andres, als für die mühsame, unerfreuliche und katzenjämmerliche Arbeit der Selbstprüfung.

So sind es denn meistens nur die Besseren, welche sich einer Selbstprüfung unterwerfen und durch sie zu einer weiteren Selbstverbesserung gelangen können.

Am leichtesten ist der Mensch geneigt, Fehler seiner Geschmacksbildung sich selbst und andern einzugestehen. Und zwar darum, weil man gegenüber der Bildung des Geistes und des Gemüts die Geschmacksbildung am ehesten für einen Luxus hält, den sich wohlhabende Menschen, die Zeit übrig haben, vergönnen dürfen, der aber nicht allen gestattet ist.

Diese Ansicht hat etwas für sich; ganz richtig ist sie nicht. Denn jeder Mensch verwendet doch etwas Zeit zu seinem Vergnügen. Und er sollte einen Teil dieser Zeit auf die Ausbildung seines Geschmacks verwenden, weil das keine Anstrengung kostet und nach kurzer Zeit selbst zu einem Vergnügen wird.

Die Selbstprüfung, welche zur Selbsterkenntnis führt, wird dem Menschen wesentlich erleichtert durch die Beurteilung seiner Fehler, die er, namentlich in jüngeren Jahren, von andern erfährt. Diese beurteilenden Stimmen gehen von Eltern, Lehrern, Erziehern, Geschwistern, Lehrern, von Freunden und Kameraden, mitunter auch von Fremden aus. Sie sagen dem einen, daß er nichts wisse und nichts könne, dem andern, daß er ein Faulpelz oder ein Neidhammel, ein Egoist oder ein Hanswurst, ein Hasenfuß oder ein Krakehler sei — und was es derlei schöne Eigenschaften noch mehr giebt. Wenn der Mensch selbständig ins Leben eintritt, kennt er sich meist schon so weit, daß sich seine Selbstprüfung nur darauf zu erstrecken braucht, ob sich seine guten und schlechten Eigenschaften gesteigert oder verringert haben, seit sie ihm zum letztenmal vorgehalten wurden.

Man darf nicht glauben, daß die Selbstprüfung viel Zeit kostet. So viel Selbsterkenntnis, als man braucht, um Fehler, die man besitzt, einzusehen, ist in ganz kurzer Zeit gewonnen. Ein eingehendes Studium der eignen Persönlichkeit ist gar nicht nötig. Zu weit getrieben würde es sogar schädlich; es würde zu einer egoistischen Selbstbeschauung führen. Die größten Männer aller Zeiten haben sicherlich alles andre sorgfältiger beobachtet

und studiert, als ihre eigne Persönlichkeit, so interessant dieselbe auch war.

Und man muß immer bedenken, daß alle Selbsterkenntnis nichts nützt ohne eine auf ihr beruhende Selbstzucht. Die kleinste That der Selbstzucht oder Selbsterziehung ist wertvoller, als das eingehendste Studium der eignen Persönlichkeit, wenn es ohne ein erzieherisches Ergebnis bleibt. Das führt uns aber zu einem neuen Gegenstande: dem Charakter, mit seiner Entstehung und seinen Verschiedenheiten.

Gewohnheit.

Was ist Gewohnheit?

Im Menschenleben können sich Vorstellungen, Gefühle, Gedanken, Erlebnisse und Handlungen wiederholen. Wiederholen sie sich öfter, so werden sie dem Menschen zur Gewohnheit. Es können Leiden und Freuden, Eigenschaften des Körpers und der Seele, Arbeiten und Genüsse, Gutes und Schlechtes, Weises und Thörichtes zur Gewohnheit werden.

Die Gewohnheit an sich ist also weder etwas Gutes, noch etwas Schlimmes, denn es kann gute und böse Gewohnheiten geben. Aber als stete Wiederholung hat sie einen ganz gewaltigen Einfluß auf den Menschen.

Wenn uns etwas zur Gewohnheit geworden ist, prüfen wir es nicht mehr; wir denken nicht mehr darüber nach; wir strengen unsere Vorstellungen, unsern Willen nicht mehr an, um etwas zu thun oder zu lassen; sondern wir thun oder lassen es, weil es uns zur zweiten Natur geworden ist.

Der Mensch muß wissen, welche Gewohnheiten er hat. Und sobald er bemerkt, daß ihm etwas zur Ge-

wohnheit werden will, muß er sofort prüfen, ob es eine gute oder schlechte Gewohnheit ist.

Guten Gewohnheiten darf man freien Lauf lassen. Denn sie erleichtern uns das Leben; sie ersparen uns Ueberlegungen und Willensanstrengungen; sie erleichtern uns den Verzicht auf unerfüllbare Wünsche. Aber unbedingte Herrschaft über den menschlichen Willen sollen auch gute Gewohnheiten nicht haben. Denn sie könnten doch unter Ausnahmsverhältnissen nicht am Platze sein. So kann zum Beispiel ein hoher Grad von Reinlichkeit zur Gewohnheit werden. Aber wenn das Bedürfnis nach einer ausgiebigen Wäsche so weit geht, daß es einen veranlaßt, zu einem Eisenbahnzuge oder zu einer Pflichterfüllung zu spät zu kommen, weil er zu lang vor seinem Waschtisch gestanden hat: dann ist er einmal zur Unzeit Diener seiner Gewohnheit gewesen. Oder ein andres. Auch Mitleid und Barmherzigkeit können zur edlen Gewohnheit werden. Ohne Zweifel kann es aber auch Lebenslagen geben, wo Mitleid und Barmherzigkeit unzeitgemäß werden.

Schlechte Gewohnheiten müssen von vornherein abgeschnitten werden. Sie dürfen gar nicht einreißen, weil sie viel leichter zu bekämpfen sind, so lange sie noch nicht tief im Leben wurzeln. Die schlechten Gewohnheiten sind wie Bleigewichte, die sich ans Menschendasein hängen. Ununterbrochen, in täglicher Wiederkehr, ziehen sie den Menschen herunter.

Wir müssen aber jede Gewohnheit, die wir nicht entschieden eine gute nennen dürfen, als verdächtig ansehen. Es giebt auch solche Gewohnheiten, von denen

man nicht schlechtweg behaupten kann, sie seien üble oder schädliche. Aber sie können üble oder schädliche werden, sobald sie soviel Macht über uns gewinnen, daß wir sie nicht mehr in jedem Augenblicke beherrschen. So ist es unzweifelhaft keine schädliche Gewohnheit, zu bestimmter Stunde zu Mittag zu essen. Aber schädlich wird diese Gewohnheit, sobald sie dem, der sie sich angewöhnt hat, einmal zu einem Hindernis wird, das sich etwas Besserem entgegenstellt, sobald er z. B., um nur ja seine Mittagstunde nicht zu versäumen, darauf verzichtet, etwas zu sehen oder zu erfahren, was er in seinem Leben nicht wieder sehen und erfahren wird. Ein andrer kann sich angewöhnen, nur mit weichen Federn zu schreiben. Sicher keine üble Gewohnheit; aber sie wird zu einer solchen, wenn der Betreffende sich so von ihr beherrschen läßt, daß er mit einer harten Feder überhaupt nichts mehr schreiben kann.

Zu vielem sind Gewohnheiten unerläßlich. Gewohnheit ist notwendig zur Arbeit; denn alle Uebung ist nichts andres, als Gewohnheit. Gewohnheit ist nötig zum Ertragen der Unbilden der Witterung wie zum Ertragen der täglich wiederkehrenden kleinen Aergernisse des Lebens. Gewohnheit ist nötig, um die äußerlichen Regeln des Anstands, ohne daß sie einem lästig fallen, beständig einzuhalten, um anständig zu gehen, zu sitzen, zu essen, gekleidet zu sein, um ordentlich und gewählt zu reden, um beim Essen und Trinken so mäßig zu sein, als es der Gesundheit zuträglich ist.

So sollen dem Menschen eine Reihe von Lebensthätigkeiten zu Gewohnheiten werden. Und doch soll er

kein Sklave seiner Gewohnheiten sein. Wem seine Gewohnheiten über den Kopf wachsen, der ist unglücklich, sobald er einmal auf eine Gewohnheit verzichten muß. Je mehr Gewohnheiten der Mensch annimmt, um so stärker beschränkt er sich selber seine Freiheit.

Vierter Abschnitt.

Eigenschaften und Gegensätze des Charakters.

Der Charakter.

Wir hören manchmal über einen Menschen sagen, er habe einen schlechten Charakter. Ueber einen andern wird vielleicht gesagt, er habe gar keinen Charakter, sei ein charakterloser Mensch. Was ist nun der Charakter?

Der Mensch denkt, fühlt und handelt. Und wie er denkt und fühlt und handelt: das wird ihm teils durch seine Naturanlagen, teils durch seine Erziehung, teils durch mancherlei Lebensverhältnisse und Gewohnheiten gegeben. Wenn nun einer in seinem Denken, Fühlen und Handeln gleichmäßige dauernde Züge erkennen läßt, nennen wir ihn einen Charakter.

Der Charakter ist also immer etwas, das erst im Leben und durch das Leben herausgebildet wird. Freilich kann er sich manchmal recht frühzeitig zeigen. Lehrer wissen, daß es Kinder von bösartigem Charakter giebt, verstockte, heimtückische, grausame, neidische Wesen. Sie sind eine Qual schon für ihre Lehrer und Erzieher, wie sie späterhin eine Geißel werden für alle, die mit ihnen zu thun haben. Gewöhnlich entwickelt sich aber der Charakter erst mit den Jahren, während manche Menschen überhaupt niemals zu einem ausgeprägten Charakter kommen.

Die Grundlage des Charakters ist im Temperament zu suchen.

Es giebt regsame, empfindliche, thätige, und ihnen gegenüber träge, stumpfsinnige Menschen. Und dieser Gegensatz erstreckt sich auf das Fühlen, Denken und Handeln. Gewöhnlich drückt man diesen Gegensatz aus, indem man von verschiedenen Temperamenten spricht. Uralt ist die Unterscheidung von vier Temperamenten.

Man spricht von einem sanguinischen Temperament und versteht darunter das Wesen solcher Menschen, deren Fühlen, Denken und Handeln ein schnelles, aber nicht tiefgehendes ist. Die sanguinischen Menschen sind empfänglich für alles; sie nehmen neue Eindrücke rasch auf, ohne dieselben energisch zu verarbeiten.

Im Gegensatze dazu ist das phlegmatische Temperament jenes, welches für Eindrücke nur schwer und langsam empfänglich ist. Menschen von diesem Temperament empfinden nicht tief, denken langsam, haben aber Geduld und Beharrlichkeit.

Von einem cholerischen Temperament spricht man bei Menschen, welche stark und tief empfinden, aber auch leidenschaftlich und thatkräftig zu handeln gewöhnt sind. Und melancholisches Temperament haben Menschen, welche tief empfinden, aber nur langsam und schwer zur That schreiten, weil sie sich von ihren Gefühlen zu sehr beherrschen lassen.

Wir werden diese vier Temperamente in den folgenden Kapiteln noch etwas näher zu beleuchten haben. Vorläufig muß noch einiges im allgemeinen über sie gesagt werden.

Die Temperamente sind dem Menschen zum Teil angeboren; zum Teil sind sie auch ein Ergebnis der Erziehung, Selbstzucht und Gewöhnung. Jedes derselben hat seine schlimmen, aber auch seine guten Seiten. Man findet diese Temperamente keineswegs immer rein ausgeprägt; vielmehr sind oft Mischungen zu entdecken. Es ist eine Aufgabe der Erziehung und der Selbsterkenntnis, die Einseitigkeit eines bestimmten Temperaments zu vermeiden. Denn am wertvollsten für ihre Mitmenschen sind wohl jene Menschen, bei denen man nicht ein oder das andere Temperament ausschließlich vorherrschend findet. Und die gemischten Temperamente finden auch am sichersten die richtigen Lebenswege.

Wenn man etwas Verkehrtes thut, darf man sich vor sich selber nicht damit entschuldigen, daß das Temperament daran schuld gewesen sei. Das Temperament ist eine Anlage, die beherrscht werden muß, der man freien Spielraum lassen darf nur insoweit, als sie nicht schädlich oder verderblich wird. Menschen, welche ihr Temperament beherrschen, werden auch miteinander auskommen, selbst wenn ihre Temperamente verschieden sind. Ein Choleriker und ein Phlegmatiker können die besten Freunde sein; ein Sanguiniker kann in glücklicher Ehe mit einer melancholischen Frau leben, wenn jedes sein Temperament beherrscht soweit, daß es sich nur als leiser Unterschied fühlbar macht. Natürlich aber werden sich immer leichter solche Temperamente verstehen, die nicht allzu unähnlich sind.

Das von seinem Eigentümer beherrschte und geleitete Temperament macht den Menschen zu einem Charakter.

Zur Herrschaft über das Temperament gelangt man aber nur, wenn man dasselbe erkannt hat. Und zu dieser Erkenntnis bringen uns in der Jugend die Mahnungen unsrer Eltern und Erzieher; späterhin, wenn wir reifer werden, mancherlei Erfahrungen und Vergleichungen unsres Wesens mit anderen. Aber die eigenen Temperamentfehler zu erkennen, ist immer schwer, weil unsre Eitelkeit und Selbstsucht unsern Blick dafür zu gerne trübt.

Kaltes Blut.

Kaltblütige oder phlegmatische Menschen nennen wir jene, welche nicht leicht erregbar sind. Bei ihnen herrscht der Verstand über das Gemüt und verliert diese Herrschaft nicht. Sie sehen Dinge und Menschen ruhig und gelassen an, schwingen sich nicht zu hohen Hoffnungen auf, lassen sich aber auch nicht durch Befürchtungen beherrschen.

Das Temperament dieser Menschen hat folgende Vorzüge.

Sie geben sich keinen unerfüllbaren Wünschen hin; ihre Lebensziele sind zweckmäßige. Von Leidenschaften lassen sie sich nicht überwältigen, teils weil es nicht in ihrer Natur liegt, teils weil sie wissen, daß es ihnen Schaden brächte. Bei Gefahren bleiben sie ruhig und überlegend, um im geeigneten Augenblick, wo es gilt, die Gefahr abzuwenden, ihre ganze Kraft richtig einzusetzen. Dabei haben sie eine geduldige Ausdauer in der Ueberwindung von Hindernissen. Sie strengen sich niemals übermäßig an, weil sie wissen, daß sie dadurch nur ihre Kraft vergeuden würden. Sie arbeiten vielmehr nur mit jenem Kraftaufwande, von dem sie wissen, daß er ihnen fortwährend, so lang sie ihn brauchen, zur Verfügung

steht. Hast und Unruhe ist ihnen fremd; sie machen nie einen unüberlegten Streich; obwohl sie keineswegs schnell sind, kommen sie nie zu spät, weil sie sich durch nichts abirren lassen und die Zeit zu allem voraus berechnen. Deshalb sind sie auch zuverlässig als Freunde und Kameraden, im Geschäft und Amt. In den höchsten Gefahren können sie sogar bewunderungswürdig werden. Leid und Schmerz ertragen sie mit Gleichmut; in ihrem Haushalte sind sie sparsam und vorsichtig.

Dagegen lassen sich die Schattenseiten von Menschen dieses Temperaments in Folgendem zeichnen.

Ihr Mitgefühl für andre Menschen ist gering und gerät nicht in Wallung. Daher bleiben sie leicht kaltherzige Egoisten, nur auf ihren Vorteil bedacht. Für Begeisterung sind sie nur schwer zugänglich; Hohes und Edles macht ihnen keinen besonderen Eindruck; auch gegenüber der Armut und dem Elend bleiben sie leicht gefühllos. Weil sie neuen Antrieben nicht oder nur langsam folgen, versumpfen sie gerne in Alltagsgewohnheiten und hergebrachten Anschauungen. Sie werden Gewohnheitsmenschen und im schlimmsten Falle unangenehme freudlose Spießbürger und Philister: Menschen, die sich um nichts kümmern, was sie nicht unmittelbar angeht; die für nichts Interesse haben, was außerhalb des kleinen Kreises ihres Alltagslebens liegt.

Wir machen im Sprachgebrauch einen feinen Unterschied zwischen kaltblütigen und phlegmatischen Menschen, indem wir unter den ersteren diejenigen verstehen, welche mehr die guten Eigenschaften ihres Temperaments ausgebildet haben; unter den letzteren da-

gegen jene, welche überhaupt ihr Temperament walten lassen.

Alle kaltblütigen Menschen kommen deshalb schwer zur Einsicht der Fehler ihres Temperaments, weil sie mit demselben nicht leicht im Leben anstoßen. Ihr Temperament bringt es ja mit sich, daß sie nichts Unüberlegtes thun. Ihr Fehler liegt immer viel mehr in dem, was sie nicht thun, als in dem, was sie thun.

Wir nannten vorher diejenigen Menschen, welche die schlechten Eigenschaften eines phlegmatischen Temperaments überwuchern lassen, Spießbürger und Philister. Zur näheren Bezeichnung dieser Menschen möge noch Folgendes dienen.

Der phlegmatische Mensch, der sich seinem Temperament ganz hingiebt, wird beschränkt. Er schaut immer weniger über jenen Gesichtskreis hinaus, welchen seine Heimat, sein Beruf, seine tägliche Umgebung und Gesellschaft ihm bieten. Und diese Beschränktheit macht ihn nach und nach engherzig und unduldsam. Diese Eigenschaften sind bezeichnend für den Spießbürger. Wenn dann irgend etwas Neues, Fremdartiges an ihn herantritt, erscheint es ihm als feindselig und wird von ihm mit mehr oder weniger Grobheit abgelehnt. Es giebt ganze Familien, in denen ein spießbürgerlich-phlegmatischer Geist herrscht. Da will man sich nicht vom Hergebrachten entfernen, weil es einfach hergebracht ist. Und das Schönste, was der Spießbürger kennt, wird schließlich seine Stammkneipe, in welcher er allmählich immer mehr versumpft. In seinem Arbeitsleben kommt der Spießbürger leicht zu geschäftlicher Mißgunst und häßlichem

Neide, weil er eben am Althergebrachten hängt und mit Mißvergnügen sehen muß, wie einer oder der andre, der nicht so phlegmatisch ist, sondern mit neuen Plänen und Wagnissen hervortritt, größere Erfolge erreicht. Ist der Spießbürger Geschäftsmann, so entartet sein Erwerbstrieb ins Kleinliche; hat er einen anderen Beruf, so vollbringt er immer mechanischer seine täglichen Pflichten, ohne den Mut und die Lust zu etwas Neuem mehr gewinnen zu können. Im politischen Leben ist er entweder ganz gleichgültig oder er macht blindlings mit, was die von ihm einmal erwählte Partei sagt und thut; in religiöser Hinsicht ist er entweder gleichgültig oder von kaltherziger, gedankenloser Unduldsamkeit.

Während wir mit dem Ausdruck „Spießbürgertum" mehr die geistigen Schattenseiten des phlegmatischen Temperaments bezeichnen, verstehen wir unter dem „Philistertum" zumeist dessen Entartung nach der Gefühlsseite hin. Wir nennen Philister jene Menschen, deren Gemüt ein träges und schwungloses ist. Wir schleudern diese Bezeichnung zumeist nach solchen, welche genug Bildung genossen haben, um für alles, was das Menschengeschlecht bewegt, sich interessieren zu können; welche sich aber für immer weniger interessieren, weil wegen ihres Phlegmas ihr Herz nach und nach verödet, verknöchert ist. Die gewohnheitsmäßige Pflichterfüllung wird schließlich der einzige gute Zug, den der Philister noch hat. Das ist ja viel; aber doch nicht alles, was man vom Menschen verlangt. Alles, was über die Pflichten, Bedürfnisse und Vergnügungen des Tages hinausgeht, ist ihm fremd und ärgerlich, weil es ihm seine Mittelmäßigkeit und seine

Gefühlsöde zeigt. Die Anschauungen und Gewohnheiten des Philisters aber werden schließlich zu einem großen Schaden für sein Volk, weil die Philister in großen Massen vorhanden sind und weil sie, träge an sich, den Geist eines ganzen Volks abstumpfen und veröden können.

Was kann man aber thun, um sich vor diesen Entartungen des phlegmatischen Temperaments zu behüten, die wir als Spießbürgertum und Philistertum bezeichnen?

Vor allem ist es notwendig, daß man sich hier und da in seinem Leben die Frage vorlegt: bin ich etwa in Gefahr, ein Philister oder ein Spießbürger zu werden? Wer sich überhaupt so frägt, der ist schon dadurch vor dem völligen Versumpfen im Spießbürger- und Philistertum behütet. Er kennt schon die wesentlichsten Züge dieser Versumpfung und weiß auch, was gegen dieselbe schützt: Umgang mit vielerlei Menschen; Interesse für alles, was in der Welt vorgeht; Anregung durch Kunst und Litteratur; Vermeidung alles dessen, was platte Alltäglichkeit genannt werden kann.

Schweres Blut.

Unter schwerblütigen oder melancholischen Menschen verstehen wir solche, bei denen im allgemeinen die Gemütsbewegungen starke, tiefgehende, aber langsame sind. Die Melancholiker haben mehr Neigung, sich ihren Gefühlen hinzugeben, als Thaten zu thun. Sie nehmen das Leben ernst.

Die lobenswürdigen Eigenschaften dieses Temperamentes sind folgende.

Der Melancholiker hat ein feines Gefühl für den Gegensatz vom Guten und Schlechten. Er empfindet beides tief und dauernd. Darum überlegt er auch, ehe er handelt, gründlich die Folgen seiner Handlungen. Uebereilung, Jähzorn, leichtfertige Verleumdung, Eitelkeit, verschwenderischer Luxus und dergleichen haben keine Stätte in seinem Wesen. Er ist wertvoll und verlässig als Freund, pflichttreu als Arbeiter und als Familienvater.

Aber der Melancholiker hat wenig Freude am Leben und bereitet wenig Freude. Nur zu häufig läßt er sich durch eine oder die andre üble Erfahrung verbittern. Er ist häufig mürrisch, brummig, herb, bitter. Dabei schwerfällig im Handeln. Der Grundzug seines Wesens ist indessen das Fehlen der Freude. Und das ist ein

durchaus krankhafter Zug. Wie die Aerzte mit dem Ausdrucke Melancholie eine bestimmte Art von Gemütskrankheit bezeichnen, so ist auch der mit einem melancholischen Temperament Behaftete nicht ganz normal.

Der schwerblütige Mensch fühlt sich meistens körperlich nicht ganz gesund und begeht den Fehler, viel zu viel über seine körperlichen Zustände nachzudenken. Wer einmal dahin gekommen ist, an seiner Gesundheit zu zweifeln: für den geht das Leben nicht mehr aus dem Vollen. Er zweifelt und grübelt weiter und ist nicht mehr imstande, sich unbeschränkt dem Glück des Daseins hinzugeben.

Menschen dieser Art zweifeln aber auch an ihrem geistigen Zustande. Sie halten sich zwar nicht für Narren oder Trottel; aber doch nicht für ganz normal. Wenn sie sich auf einem unregelmäßigen Gedankengange ertappen, meinen sie gleich, an wirklicher Geistesverwirrung zu leiden; wenn sie sich an etwas nicht mehr erinnern können, klagen sie über Gehirnschwund. Sie halten sich für erblich belastet; und wenn ihnen von ihren Eltern und Großeltern kein Nervenübel bekannt ist, welches sie ererbt haben, so vermuten sie, daß sie von irgend einem Urgroßvater ein solches Erbe in sich tragen. Und dieser Gedanke lähmt ihre Gedanken und ihren Willen, peinigt ihre Gefühle.

Mit den letzteren sind sie auch nicht zufrieden. Sie zweifeln nicht selten an der Richtigkeit ihres Thuns; auch wenn dasselbe andern als unzweifelhaft richtig erscheint. Wegen geringfügiger Verstöße machen sie sich leicht übertriebene Vorwürfe. Das wären nun Eigen-

schaften, die für das Zusammenleben der Menschen an sich nicht schädlich wären. Man kann ja nur wünschen, daß jeder streng gegen sich selbst ist. Aber Menschen dieses Schlags werden leicht auch zu unangenehmen Krittlern gegenüber andern, zu Kleinigkeitskrämern und Störenfrieden, mit denen eine frohmütige Seele nichts zu schaffen haben mag.

Das schwerblütige Naturell findet sich unter ganz jungen Leuten selten; es stellt sich meist erst in reiferen Jahren ein. Gegen seine Entartung ist deshalb auch der Schutz nicht ganz einfach. Da kommt es zumeist auf eine Pflege des körperlichen Menschen an: auf eine lebhafte Blutzirkulation und eine naturgemäße Lebensweise. Vielfach sind die Entartungen des Temperaments nach dieser Richtung durch geistige Ueberanstrengung oder Nervenüberreizung herbeigeführt. Diese müssen vermieden werden. Wir sollen unserem Körper und unserem Geiste zwar etwas zumuten; aber doch auch daran denken, daß wir nur e i n e n Körper und nur e i n e n Geist haben und daß dieselben alle Fürsorge und Pflege verdienen. Sie verdienen insbesondere eine Erholung nach jeder Anstrengung; und zwar eine Erholung, die nicht wieder anstrengt.

Mißtrauen.

„Den Mann hat sein Mißtrauen zu Grunde gerichtet!“ sagte man allgemein, als Herr Böhm zu Grabe getragen ward.

Herr Böhm war selbst ein ganz redlicher Mann gewesen, Besitzer einer anständigen und blühenden Gastwirtschaft. Er hatte dieselbe von seinem Vater ererbt, nebst einer guten Kundschaft; denn das Haus, in welchem die Wirtschaft betrieben ward, stand an einem der belebtesten Plätze der Stadt, in nächster Nähe des Bahnhofes. Schulden lagen freilich auf dem Hause, die verzinst werden mußten; aber die Zinsen hätte Böhm leicht aufgebracht, weil die Wirtschaft wirklich gut ging und die beiden großen Gastzimmer niemals leer waren. Böhm war auch ein fleißiger und umsichtiger Wirt; überall sah er nach dem Rechten, war höchst aufmerksam gegen seine Gäste und verabreichte gute und wohlfeile Speisen, was ihm um so leichter ward, als seine Frau eine vollendete Köchin war.

Alles meinte, der Mann müßte reich werden. Aber — wie gesagt — sein Mißtrauen richtete ihn zu Grunde.

Böhm hatte die unglückliche Eigenschaft, von allen Menschen das Schlechteste zu vermuten. Jeden, mit dem

er geschäftlich zu thun hatte, hielt er für einen Betrüger. Das führte nach wenigen Jahren dazu, daß er mit allen älteren Lieferanten des Geschäfts, mit Metzgern, Weinhändlern, Kaufleuten, Streit bekam. Da sich's die soliden Lieferanten nicht gefallen ließen, wie Spitzbuben behandelt zu werden, bekam er es allmählich wirklich mit Schwindlern und Spitzbuben zu thun, die ihm schlechte Ware lieferten. Ebenso schlimm ging's ihm mit seinen Dienstleuten. Erst eins, dann das andre ward entlassen, auf den Verdacht einer Veruntreuung hin. Bald ward es ruchbar, daß er alle Dienstboten als Diebsgesindel ansah; kein anständiger Mensch wollte mehr in einer Wirtschaft dienen, wo man beständig mit dem Verdacht beladen war, silberne Löffel zu stehlen. Die Wirtschaft kam mehr und mehr herab, ward von ihren Stammgästen verlassen, und die Schulden wuchsen zusehends. Als endlich der Konkurs über Böhm hereinbrach, erhängte sich der bedauernswerte Mann auf dem Speicher seines Hauses.

Die Gläubiger des Geschäfts, in richtiger Einsicht, ließen das Geschäft durch die Frau fortführen. Nach vieljährigem Fleiße gelang es der wackeren und allgemein beliebten Wirtin, das Geschäft wieder in die Höhe zu bringen, alle Schulden abzuzahlen und ihren Kindern einen blühenden Wohlstand zu hinterlassen. Ich habe selber manches Mittagsmahl an einem ihrer sauber gedeckten Tische eingenommen, und aus ihrem eignen Munde hörte ich, wie es ihrem armen Mann mit seinem unglückseligen Mißtrauen ergangen war.

Daß ein Mensch, der selber geneigt ist, seine Mitmenschen bei jeder Gelegenheit zu übervorteilen, leicht

dazu kommt, mißtrauisch auch gegen andre zu sein, begreift sich leicht. Wie aber jemand, der selbst ehrlich ist, in allen anderen spitzbübische Gesinnung, Lüge und schnöden Eigennutz vermutet, ist schwerer erklärlich. Solches Mißtrauen ist geradezu ein krankhafter Zug des Gemüts.

Man soll jeden andern für ehrlich und anständig halten, bis man ausreichenden Grund hat, das Gegenteil zu glauben. Dieser Grundsatz muß im allgemeinen festgehalten werden. Er muß jedenfalls so lange festgehalten werden, bis irgend eine nähere Beziehung angeknüpft werden will. Dann reicht dieser menschenfreundliche und liebenswürdige Glaube nicht mehr aus, sondern es müssen stärkere Beweise her.

Wenn mir z. B. jemand, den ich nicht näher kenne, irgend welche harmlose Erlebnisse erzählt, Orte und Personen schildert, werde ich diese Erzählungen und Schilderungen als Wahrheit hinnehmen. Wenn mir aber derselbe Mensch über irgend eine bisher von mir hochgeachtete Person etwas Schlechtes anvertraut — dann darf und muß mein Mißtrauen erwachen. Dann ist Zweifel berechtigter, als gläubiges Hinnehmen. Und wenn mir ein Fremder seine Lebensverhältnisse erzählt, glaube ich ihm so lange, bis er Geld von mir geborgt haben will; dann fängt auch ein berechtigtes Mißtrauen an.

Woher kommt es aber wohl, daß manche Menschen überhaupt mißtrauisch gegen alle sind? Dieser krankhafte Zug kann seinen Grund in einer übergroßen Empfindlichkeit haben, die aus ein paar üblen Erfahrungen gleich eine allgemeine Regel macht. Oder auch in dem Bewußtsein, daß man eine zu geringe Menschenkenntnis besitze

und deswegen lieber mißtrauisch gegen alle sein müsse, um möglichst wenig übervorteilt zu werden. Aber gerade dieses Vorurteil schadet mehr, als es nützt. Denn der Mißtrauische macht sich stets unbeliebt. Weil er keinen für einen wahren Freund hält, gewinnt er auch keinen wahren Freund.

Und die Welt ist gegen den Mißtrauischen erst recht mißtrauisch. Denn sie weiß, daß berüchtigte Bösewichte und Tyrannen vom ärgsten Mißtrauen beseelt waren. Es ist ja zu natürlich, daß, wer vielen Menschen Böses gethan hat, in vielen Menschen Feinde wittern muß und schließlich keinem mehr traut. Solches Mißtrauen ist denn auch unheilbar. Aber jenes Mißtrauen, das bloß aus angeborener Ungeschicklichkeit, aus mangelnder Menschenkenntnis und unzureichendem Selbstvertrauen herrührt: das kann wenigstens teilweise gehoben werden, wenn der Mißtrauische sonst gute Eigenschaften hat und wegen derselben Beweise von Achtung und Anerkennung erhält. Diese schaffen ihm nach und nach Selbstvertrauen und damit auch eine gesündere Anschauung von den andern Menschen.

Heißes Blut.

Heißblütige oder cholerische Menschen nennen wir diejenigen, die tief und warm empfinden, dabei schnell zur That bereit sind. Sie sind starker Leidenschaften fähig, können aus tiefster Seele lieben und hassen.

Diese Menschen sind die interessantesten und — so lange sie ihr Temperament zu zügeln verstehen — auch die brauchbarsten. Sie geben den Stoff, aus welchem Helden erwachsen; sie vermögen zu begeistern, wenn zu ihrem Temperament auch geistige Begabung hinzutritt. Das heiße Blut giebt sich schon in der Kindheit zu erkennen. Es läßt schon den Knaben leidenschaftlich und zornig werden; es läßt den Jüngling und den Mann große Entschlüsse fassen und mit Energie an ihre Ausführung gehen; dem Greis noch läßt es gedämpftes Feuer in der Seele flammen. Wo es große hervorragende Thaten gilt: da braucht man solche Menschen, die stärker noch im Handeln, als im Ueberlegen sind.

Das heiße Blut ist es aber auch, das — ohne die Zügel der leitenden Ueberlegung — das Schlimmste schafft, für seinen Eigentümer, wie für andre. Denn Menschen mit heißem Blut können auch zu rasenden Tyrannen werden, zu beutegierigen Räubern, zu blut-

dürftigen Empörern und trunkenen Totschlägern. Und auch in kleineren Kreisen stellt das ungebändigte heiße Blut Unheil genug an. Aus unbedeutenden Kleinigkeiten schafft es Aergernis, unsühnbaren Streit und dauernden Haß; Scherzworte verwandelt es in Schmähungen; in seinem Zorn vergißt es Freundschaft und Wohlthat; es zerrüttet den Familienfrieden und zertrümmert oft in einem Augenblicke die Ehre und das Glück, woran viele jahrelang gearbeitet haben. In den Menschen mit heißem Blute steigern sich alle Vorzüge und Fehler des Menschengeschlechts zu sprühenden vulkanischen Ausbrüchen.

In meiner Universitätszeit kannte ich einen jungen Mann, Alfred v. T., der eine Reihe glänzender Eigenschaften in sich vereinte. Er war hochbegabt, fein gebildet, ritterlich vom Scheitel bis zur Zehe, von tollkühnem Mute. Sein Ehrgeiz ging weit über das Mittelmaß hinaus. Schon auf dem Gymnasium hatte er sich die Rettungsmedaille verdient. Alles sagte ihm die glänzendste Zukunft voraus. Aber er besaß ein allzuheißes Blut und war nicht gewöhnt worden, sein Temperament zu zügeln. Eines Tages erfuhr er, daß einer seiner Freunde, ein liebenswürdiger und edler Mensch, eine Dame, mit welcher v. T. seit einiger Zeit ein Verhältnis angeknüpft hatte, beleidigt haben sollte. Er beschimpfte seinen Freund öffentlich; es kam zum Zweikampfe und v. T. schoß dem Freunde eine Kugel ins Herz — dem einzigen Sohne trostloser Eltern. Jahre vergingen darüber; es kam der große Krieg, in welchem v. T. durch seine ungestüme Tapferkeit das eiserne Kreuz sich erwarb. Im Glanze des Siegers kehrte er zurück

und sollte eben eine Stellung antreten, die ihm die glänzendste Laufbahn eröffnet hätte. Da erfuhr er, daß jene Beleidigung, wegen der er einst seinen Freund erschossen hatte, gar nicht von diesem ausgegangen war. Ohne allen Grund hatte er ein blühendes edles Menschenleben zerstört.

Der Schlag war furchtbar. Namenlose Reue ergriff den Unseligen; er fand keine Ruhe mehr, verlor jede Freude am Leben und an der Arbeit, und ward völlig menschenscheu. Einige Jahre später sah ich ihn in einer Irrenanstalt als unheilbar Erkrankten. So lebte er noch lange Jahre, tot für die Menschen, in seinen lichten Augenblicken gemartert von der tiefsten Reue, die ein Mensch zu fühlen vermag.

Der Mann war eine tiefernste Lehre für alle, die ihn kannten. Er hatte verschuldet, was einst Kain dem Abel gethan und was nachher so oft durch die Jahrtausende der Geschichte hindurch verschuldet worden ist von Menschen, die ihre Kraft dem Höchsten und Besten zu weihen bestimmt waren, und die es in einem Augenblicke versäumten, ihr heißes Blut zu beherrschen.

Dieses heiße Blut ist ein Erbteil — groß und gefährlich zugleich. Wäre es allen Menschen gegeben, so wäre die Geschichte der menschlichen Gesellschaft eine fortgesetzte Kette schwerster Verschuldung, eine Kette von Zorn und Rache, von Grimm und Vergeltung. Wäre es keinem gegeben, so entbehrten wir eine Reihe von Thaten und Menschen, die wir bewundern und preisen.

Heißes Blut zu beherrschen, sodaß es zum Segen statt zum Fluche wird, ist schwer. Das bedarf jahre-

langer Anstrengungen, bis die Beherrschung zur Gewohnheit wird; und selbst dann muß der heißblütige Mensch immer noch auf der Hut sein. Und er muß namentlich auf der Hut sein in wichtigen, entscheidenden Lebensmomenten, während der phlegmatische Charakter gerade den Vorzug hat, in entscheidenden Momenten wegen seiner Ruhe das Richtige zu treffen. An den heißblütigen Menschen tritt die schwere Aufgabe der Selbstüberwindung immer in schwierigen Verhältnissen heran; an den kaltblütigen dagegen gerade während des ruhigen Hinfließens des Alltagslebens. Der Heißblütige muß sein Temperament stets im Zaume halten, damit es ihm nicht durchgehe; der Phlegmatische braucht ihm nur hier und da die Sporen zu geben, damit es nicht zu läſſig werde. Das macht einen großen Unterschied in der Schwierigkeit der Lebensaufgabe. Darum ist auch die Gewohnheit von sehr ungleicher Bedeutung für den einen wie für den andern. Der heißblütige Mensch würde sich aufreiben in dem beständigen Kampfe zwischen dem überlegenden Verstande und dem leidenschaftlichen Gemüt, wenn nicht die Gewohnheit es ihm immer leichter machen würde, das letztere zu beherrschen; während der Phlegmatische es sich zum Grundsatze machen muß, hier und da gegen die Macht der Gewohnheit sich aufzubäumen.

Leichtes Blut, Leichtsinn.

Wenn ein junger Mensch, nachdem er in einer Prüfung durchgefallen ist, am Abend mit seinen Kameraden einen Ausflug macht und dabei kreuzfidel ist, so nennen wir das Leichtsinn.

Und wenn ein anderer, der niemals reiten gelernt hat, sich auf ein Pferd setzt, um einen Spazierritt zu machen, was dann zur Folge hat, daß ihm das Pferd durchgeht, auf dem Markt ein Dutzend Marktstände und ein paar alte Frauen umwirft und schließlich seinen Reiter in einen Graben schleudert: dann nennen wir das Gebaren dieses jungen Mannes auch Leichtsinn.

Das sind zwei ganz verschiedene Dinge, die wir als Leichtsinn bezeichnen. Im ersten Falle folgte der Leichtsinn dem Ereignis nach, im zweiten ging er ihm voraus. Und doch in beiden Fällen Leichtsinn? Was ist eigentlich Leichtsinn?

Aus diesen beiden Erlebnissen ersehen wir, daß es einen Leichtsinn im Fühlen und einen Leichtsinn im Denken giebt.

Der durchgefallene junge Mensch, der ein paar Stunden nach seiner verunglückten Prüfung wieder ganz vergnügt sein kann, ist leichtsinnig im Fühlen. Das

Unglück, das er erlebt hat, geht ihm nicht zu Herzen; es wird ihm leicht, sich darüber hinwegzutrösten.

Solch ein Leichtsinn kann eine ganz glückliche Gabe sein, wenn er den Menschen befähigt, sich über unabänderliches und unverschuldetes Mißgeschick leicht hinwegzusetzen. Er ist aber etwas Sträfliches, wenn er den Menschen veranlaßt, auch ein selbstverschuldetes schlimmes Schicksal leicht zu nehmen. Jener junge Mann, der bei der Prüfung durchgefallen war, durfte nicht am selben Abend wieder im Kreise seiner Kameraden vergnügt sein; das war ein frevelhafter Leichtsinn. Vielleicht nannte dieser unreife Mensch sein Benehmen in Gedanken Seelengröße; vielleicht war auch seine Heiterkeit bloß eine künstlich gemachte; und in seinem Inneren wollten immerfort die Gedanken aufsteigen an die verlorene Zeit; an das Geld, das unnötig für ihn ausgegeben war; an den Kummer seiner Eltern; an die glücklicheren Kameraden, die ihm jetzt im Leben vorauseilen würden. Ja — wenn diese Gedanken hinter seiner Fröhlichkeit lauerten: dann war er um die letztere nicht zu beneiden; dann war dieser vergnügte Abend einer der bittersten Abende seines Lebens.

Leichtsinn im Fühlen grenzt allerdings an Seelengröße. Aber nur dann, wenn es sich um das Ertragen unverschuldeter Schicksalsschläge handelt oder um das Hineinwagen in Gefahren, die bestanden werden müssen. Einem armen Burschen wurden bei einem Eisenbahnunfall beide Beine gebrochen. Als ihn die Rettungsmannschaft in einen Krankenwagen gebracht hatte, welcher ihn nach dem nächsten Spital bringen sollte, lachte der Wackere und sagte: So — jetzt fahre ich umsonst im Schlafwagen!

Das war kein Leichtsinn mehr, sondern Seelengröße. Und nicht Leichtsinn, sondern ein freilich an Tollkühnheit grenzender Mut war's, wenn Pilatre de Rozier im Jahre 1783 als erster in einem mit erwärmter Luft gefülltem Ballon in die Höhe stieg. Nicht Leichtsinn, sondern hoher Mut war's, der zahlreiche Entdeckungsreisende seit Jahrhunderten in die Eiswüsten des hohen Nordens, in die Fieberlandschaften der Tropenländer, in die weiten öden Steppenlandschaften des inneren Asiens führte, um Unbekanntes für die menschliche Kenntnis zu erschließen.

Vom Leichtsinn im Fühlen müssen wir den Leichtsinn im Denken unterscheiden. Ihn nennen wir besser Gedankenlosigkeit. Wenn jemand mit einem Schießgewehr spielt, ohne genau zu wissen, ob es geladen ist oder nicht, und wenn er dabei sich oder einen andern schwer verletzt, so nennen wir das einen sträflichen Leichtsinn. Es ist ein Leichtsinn im Denken, oder Gedankenlosigkeit. Manchmal ist Leichtsinn im Fühlen und Leichtsinn im Denken vereinigt. Wenn sich jemand unnötigerweise in eine schwere Gefahr begiebt, so kann dies von einer Vereinigung des Leichtsinns im Denken und im Fühlen herrühren. Ein Leichtsinn im Denken ist's in diesem Falle, wenn man versäumt, über den Grad der Gefahr nachzudenken und die Mittel zur Abwendung der Gefahr zu erkunden; ein Leichtsinn im Fühlen ist's, wenn man sich sagt: ich kenne die Gefahr, in die ich mich begebe; aber was liegt mir am Leben?

Es giebt viele Fälle, wo die Ansichten darüber, ob etwas Leichtsinn ist oder nicht, ganz auseinander gehen. Feige Menschen werden überhaupt geneigt sein, jede

Handlungsweise eines Mitmenschen, die mit irgend einer Gefahr verbunden und nicht absolut nötig ist, als Leichtsinn zu bezeichnen. Vorsichtige werden jedenfalls eine viel größere Anzahl von Fällen Leichtsinn nennen, als die kühneren Naturen. Es muß aber Vorsichtige und Kühne geben. Und diese sollen sich dahin ergänzen, daß die Vorsichtigen von den Kühnen den Mut und diese von jenen die Vorsicht lernen.

Der Leichtsinn ist eine Eigenschaft, die den Menschen mit dem fortschreitenden Alter allmählich verläßt. Wenn alle Fünfzigjährigen so leichtsinnig wären, wie die Kinder durchschnittlich sind, gäb's Unglück über Unglück. Indem die Alten den Leichtsinn der Kinder fortwährend parieren und seine üblen Folgen zu beseitigen suchen, lernen die Kinder langsam, ihn durch Vorsicht und durch tieferes Empfinden zu ersetzen.

Der Leichtsinn ist auch flatterhaft. Da die im Denken oder im Fühlen oder in beidem leichtsinnigen Menschen nicht lang über etwas nachdenken, keinen tieferen Eindruck empfangen, schwärmen sie von einem Gedanken, von einem Eindruck oder Erlebnis zum andern. Sie wollen immer Neues und laufen dem Neuen nach, weil das Alte sie bald nicht mehr fesselt. Weil dem Leichtsinn ein tieferes Empfinden fehlt, kennt er weder treue Freundschaft noch treue Liebe. Er schwimmt auf der Oberfläche des Daseins dahin. Und wenn ein leichtsinniger Mensch auch wegen sonstiger guter Eigenschaften, die er ja haben kann, manchmal geliebt wird, nehmen ihn doch selbst die Menschen, die ihn lieben, nicht ganz ernsthaft. Er ist nicht verläßlich; er genießt kein Vertrauen.

Wahrhaftigkeit — Verlogenheit.

Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit — wie schön kleiden sie den Menschen!

Die Wahrhaftigkeit ist ein Grundzug, den die Natur in das Wesen des Menschen gelegt hat. Natürlich ist es ja, das Wirkliche zu sagen, zu geben. Erst durch das Zusammenleben der Menschen entsteht die Täuschung, die Lüge.

Das große Gebiet der Verlogenheit, welches der Gegensatz der Wahrhaftigkeit ist, beginnt mit der Verheimlichung der Wahrheit. Das ist noch keine entschiedene Unwahrheit, aber der Weg dazu. Leider wird der Mensch auf diesen Weg selbst durch die wohlmeinendsten Erzieher gedrängt.

Nehmen wir an, ein Kind, welches noch niemals die geringste unwahre Regung in seiner jungen Seele verspürt hat, werde von seiner Mutter über die Straße geführt. Der Mutter begegnet eine Bekannte, die zufällig etwas häßlich ist, unangenehm aussieht. Das Kind, dem die Begegnung nicht gefällt, wendet den Blick ab; die Mutter aber befiehlt ihm, der Bekannten schön guten Tag zu sagen und das Händchen zu geben. In diesem Augenblicke wird der Keim der Lüge in die Seele dieses

Kindes gelegt; es muß sein wahres Empfinden verschleiern und ein falsches heucheln.

Und so kommt für jede Kinderseele einmal der Augenblick, wo die Unwahrheit an sie herantritt. Aber die einzelnen Menschen haben eine sehr ungleiche Empfänglichkeit dafür. Manche nehmen die Unwahrheit sehr gern an und bringen es schon im Kindesalter zu einer Art Meisterschaft im Lügen; andre sträuben sich zeitlebens dagegen.

Man kann wohl behaupten, daß die Zufälligkeiten des Lebens sehr viel dazu beitragen, ob die Unwahrhaftigkeit in einem Menschen Boden gewinnt oder nicht. Der eine kommt eben früher, ein anderer später zu der Erfahrung, daß man sich aus manchen Verlegenheiten und unangenehmen Lagen herauslügen kann. Eben so verschieden wirkt die Erfahrung, daß man manchen Menschen geradezu einen Gefallen erweist, wenn man ihnen die Wahrheit verheimlicht.

Aber die Vorteile, welche in Tausenden von Fällen des menschlichen Lebens die Unwahrheit bringt, sind entweder nur scheinbare, oder sie sind vorübergehende oder verschwindend geringe; und neben diese Vorteile stellt sich immer der große häßliche dunkle Schatten, den die Lüge in das Leben wirft.

Auch die Erfahrungen, welche die Menschen hinsichtlich der nachteiligen Wirkungen der Unwahrheit machen, sind sehr verschieden. Manchmal mißlingen einem die ersten Lügen schon; er findet, daß die Wahrheit doch meistens, und oft schon in kürzester Zeit an den Tag kommt, und daß das Lügen nicht bloß verächt-

lich und gemein, sondern auch höchst unpraktisch sei. Bei einem andern, dessen Lügen entweder feiner gesponnen sind oder durch die Gunst des Zufalls nicht aufgedeckt werden, kommt diese Einsicht nicht zum Durchbruch. Und je öfter einem das Lügen gelang, umsomehr wird sein moralisches Gefühl dagegen abgestumpft.

Wir verachten die Lüge einerseits, weil sie immer eine Feigheit ist. Mangel an Mut ist es meistens, die Wahrheit nicht zu bekennen, wenn man sie weiß. Mangel an Mut ist die Ursache einer Unwahrheit oft auch dann, wenn wir uns überreden wollen, daß wir die Wahrheit verheimlichen aus Güte, um einem andern etwas Unangenehmes zu ersparen. So etwa in jenen Fällen, wo wir einen Tadel unterdrücken, den wir eigentlich aussprechen sollten, wo wir ein Lob äußern, mit dem es uns nicht Ernst ist.

Und anderseits verachten wir die Lüge deshalb, weil sie das Vertrauen untergräbt, das die Menschen notwendig zu einander haben müssen, wenn sie miteinander leben sollen. Wenn die Wahrheit aufhören würde, die Grundlage des menschlichen Zusammenlebens zu bilden: dann hinge unser ganzes Leben in der Luft; wir hätten keinen Boden mehr, von dem aus wir mit Menschen verkehren könnten. Jede Lüge, die uns im Leben begegnet, lockert und erschüttert diesen Boden; sie ruft ein berechtigtes Mißtrauen gegen die Mitmenschen hervor und damit verringert sie alle jene Eigenschaften, die das Zusammenleben der Menschen wohlthätig und wertvoll machen können. Die Lüge, wo sie uns aus

andern Munde begegnet, verringert unsere Achtung vor anderen, unsere Güte, unser Mitleid, unsere Hilfsbereitschaft. Und wo wir selber uns einer Lüge schuldig machen, schwächt sie unseren Mut, unser Ehrgefühl.

Es giebt ja Fälle, seltene Ausnahmsfälle, wo die Pflicht zur Wahrhaftigkeit in Widerstreit gerät mit einer andern Menschenpflicht. Wenn ein Arzt einem Schwerkranken Hoffnung auf Genesung macht, obwohl er überzeugt ist, daß der Kranke sterben muß, so lügt er. Aber er lügt aus Barmherzigkeit, und um die Lebenskraft des Kranken so lang als möglich zu erhalten. Da verzeiht man ihm die Lüge. Und so verzeiht man sie überall, wo sie einem Menschen irgend eine Hoffnung, einen Trost erhält und ihn dadurch vor Verzweiflung und Jammer behütet.

Der Hang zur Wahrhaftigkeit und jener zur Lüge kann im Lauf der Jahre einen beherrschenden Einfluß auf den ganzen Menschen nehmen, so daß wir von Menschen mit offenem und von solchen mit verlogenem, falschem Charakter sprechen.

Die verlogenen Charaktere bilden sich wiederum nach verschiedener Richtung aus. Die einen werfen sich auf das Gebiet der Schmeichelei, indem sie ihren Mitmenschen angenehme aber unwahre Dinge zu sagen suchen, um irgendwelche Zwecke zu erreichen, um sich unentbehrlich zu machen, oft auch bloß, um immer als liebenswürdige angenehme Menschen zu erscheinen. Die letzteren sind noch die harmlosesten unter den verlogenen Charakteren; aber auch sie können Unheil genug anrichten, namentlich wenn es ihnen gelingt, sich in die Gunst ein-

flußreicher mächtiger Menschen einzuschleichen, deren klaren Blick ihre Schmeichelei zu trüben weiß. Schlimmerer Art sind die Heuchler: jene gefährlichen Menschen, welche, um Achtung und Vertrauen zu erringen, Tugenden zur Schau tragen, die sie selber nicht besitzen. Es giebt so viele Arten von Heuchlern, als es menschliche Vorzüge und gute Eigenschaften giebt. Der eine heuchelt Frömmigkeit, Sittsamkeit; ein anderer Ehrlichkeit und Biederkeit; ein dritter Freundschaft und Zuneigung; ein vierter Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit. Die Heuchelei ist ungemein verbreitet, und zu allermeist in den gebildetsten Kreisen. Ja, man kann sagen: es ist ein Fehler der heutigen Gesellschaft, daß sie die Heuchelei geradezu kultiviert. Sie sieht ein, daß alle menschlichen Tugenden köstlich und verehrungswürdig sind, und darum veranlaßt sie den einzelnen, wenigstens tugendhaft und rechtschaffen zu thun, wenn er es auch nicht wirklich ist. Der einzelne Heuchler, der sehr wohl weiß, daß auch sein Charakter fleckig ist, sucht mit Vorliebe an seinen Mitmenschen diejenigen Charakterflecken auf, von denen er zufällig gerade frei geblieben ist und schilt dann voll moralischer Entrüstung über sie. Und wenn er das eine Zeit lang geübt hat, kommt er wohl auch dahin, die Fehler die er selber hat, an anderen zu bemerken und zu rügen. Seine eigenen Fehler aber sieht er entweder als abgestreift an; oder er hat ganz besondere Entschuldigungsgründe für sie; oder er kleidet sie in eine feinere Form. Es ist schwer, den Heuchler zu erkennen, schwer auch, sich selber von jeder Heuchelei fern zu halten. Denn man kann es nur den weisesten, lebenskundigsten und edelsten

Menschen zumuten, daß sie wirklich genau wissen, welche Fehler und welche Vorzüge sie haben. Aber das kann man von jedem ehrlichen Charakter verlangen, daß er sich keine Tugenden andichte, von denen er weiß, daß er sie selber nicht hat; und daß er keine Fehler an andern schmähe, von denen er sich bei der oberflächlichsten Selbstprüfung sagen muß, daß es auch seine Fehler sind.

Selbstbewußtsein.

Einen sehr starken Einfluß auf den Charakter des Menschen nimmt auch sein Selbstbewußtsein. Ist das Selbstbewußtsein eines Menschen unter durchschnittlicher Stärke, so nennen wir es Bescheidenheit; und wenn es ausnehmend zurückgedrängt erscheint, Demut. Ist es dagegen über das Durchschnittsmaß ausgebildet, so bezeichnen wir es als Stolz und bei besonders starker Entwickelung als Hochmut.

Als das Richtige erscheint eine edle Mischung von Bescheidenheit und Stolz, wenn beides im rechten Augenblicke zur Geltung kommt.

Dieses mittlere Maß des Selbstbewußtseins gewinnt der Mensch nur durch eine gerechte Würdigung seines eigenen Wertes gegenüber dem Werte anderer. Man darf diesen Wert nicht zu niedrig, aber auch nicht zu hoch anschlagen. Jeder darf sich selbst den Durchschnittswert der Menschen beimessen, so lange er nicht etwas gethan hat, das ihn unter diesen Durchschnitt hinabdrängt. Und er braucht andere nicht für mehrwertig zu halten, so lange sie nicht einen Beweis dieses größeren Wertes gegeben haben. Dies gilt für die erste Begegnung zwischen

Menschen. Wenn man nun bei näherer Kenntnis bemerkt, daß man in Bezug auf irgend ein Gebiet des geistigen oder sittlichen Lebens hinter dem andern zurücksteht, hat man alle Ursache, ihm gegenüber bescheiden zu sein.

Wenn man es bemerkt. Bemerkt man es aber immer?

Nun — viele haben eine so hohe Achtung vor ihrem eigenen Werte, daß sie es überhaupt nicht bemerken, wenn ein anderer eben so viel oder etwa gar noch mehr wert ist, als sie. Da ist es natürlich nicht möglich, bescheiden zu sein. Solche Menschen sehen sich selbst in einem so hellen Lichte, daß sie das Licht, welches von anderen ausgeht, nicht sehen können, weil ihr Blick von vornherein verdorben und unfähig ist, fremden Wert zu würdigen. Das sind die unheilbar Hochmütigen. Dieser Sorte Menschen gegenüber hätte die Gesellschaft das Recht und die Pflicht, sie immerfort auf die Ungehörigkeit ihrer Ueberhebung aufmerksam zu machen. Leider geschieht das nicht ausreichend.

Man findet diesen dünkelhaften Hochmut namentlich bei Angehörigen der gebildeten und wohlhabenden Klassen. Den einen beherrscht der Gedanke, daß er vermöge seiner Abstammung besser sei, als die andern und daß dieser Vorzug durch nichts ausgeglichen werden könne. Ein anderer sieht in seinem Beruf, in seinem Fache das Ausgezeichnetste, was der Mensch überhaupt leisten kann, und schaut vornehm herunter auf alle anderen Berufsarten und Leistungen, die nach seiner Meinung nur Spielerei, Handlangerei, niedrige Beschäftigungen sind. Wieder einer hat den Bildungsdünkel und meint, weil er ein

paar Jahre länger auf der Schulbank gesessen habe, sei er damit mehr wert geworden, als andre. Und eine große Anzahl von Menschen, die nichts voraus haben als Geld, ererbtes oder verdientes, sind vom Reichtumsdünkel besessen: die Geldprotzen, die jeden verachten, der keinen so großen Geldsack besitzt wie sie. Daneben giebt es auch eine Klasse, die den Grund ihres Hochmuts in ihrer Rechtschaffenheit, in der Vortrefflichkeit ihres Charakters und in ihren Tugenden findet und hochmütig herabschaut auf alle, die sich einmal irgend einen Fehler zu schulden kommen ließen. Diese Pharisäer denken nicht daran, ob sie auch denselben Prüfungen und Schicksalen ausgesetzt waren, wie die von ihnen Verachteten. Sie denken nicht daran, daß nur jene Tugenden einen Wert haben, die sich in den schwersten Prüfungen und Schicksalen des Lebens bewährten, und daß gerade die Eigentümer solcher Tugenden die bescheidensten Menschen sind.

So liefert uns das Leben eine reiche Sammlung von Hochmutsteufeln mannigfacher Art. Und je nachdem sich die eine oder andere Art des Hochmuts oder sein Gegensatz, die Bescheidenheit, mit den sonstigen Charakterunterschieden, mit den verschiedenen Temperamenten, vereinigen, muß das ganze Charakterbild des Menschen eine besondere Form annehmen.

Es giebt aber auch einen Hochmut bei Menschen, welche im Innersten sich dessen bewußt sind, daß sie nicht mehr wert oder sogar weniger wert sind als andere. Sie wissen indessen, daß es viele giebt, die sich durch Hochmut verblüffen lassen, und diesen gegenüber hängen sie ihren Hochmut heraus, um etwas Besseres zu scheinen

als sie sind, und dadurch Vorteile im Leben zu erlangen.

Wie der Hochmut, so läßt auch sein Gegensatz, die Bescheidenheit, mancherlei Schattierungen zu. Es giebt eine edle Bescheidenheit: diejenige, welche sich des eigenen Wertes wohl bewußt ist, aber es stolz vermeidet, diesem Werte durch irgendwelche kleinliche und unwürdige Mittel zur Anerkennung verhelfen zu wollen. Diese edle Bescheidenheit denkt bei sich: Ich habe meinen Wert; will ihn die Welt anerkennen, so freut es mich und ich bin ihr dankbar dafür; will sie ihn verkennen, so bin ich zu stolz, sie darauf aufmerksam zu machen!

Anders die gewöhnliche Bescheidenheit. Sie ist die Bescheidenheit derjenigen Menschen, welche sich eines geringeren Wertes gegenüber anderen bewußt sind. Sie kann aber wieder auf einer wirklichen oder auf einer bloß eingebildeten Geringwertigkeit der eigenen Person oder einer Eigenschaft oder Seite derselben beruhen. In ersterem Falle ist sie nur gerecht und billig. Kein Mensch ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Auch ein hervorragender Geist und Charakter kann mitunter in die Lage kommen, bekennen zu müssen: Von dieser Sache verstehe ich nichts; dies kann ich nicht; oder dies habe ich nicht gut gemacht! Dieses Bekenntnis ist ein Ergebnis dieser gewöhnlichen Bescheidenheit, welche man von jedem verlangen darf.

Zu weit aber geht jene Bescheidenheit, welche den eigenen Wert unterschätzt. Sie findet sich manchmal bei den vom Schicksal „verprügelten" Menschen, welche immerfort unverdiente Demütigungen erfahren haben und in

der Folge an dem eigenen Werte, an ihrem Können und Wissen zweifeln.

Endlich giebt es auch eine niedrige, eine gemeine Bescheidenheit. Das ist die derjenigen Menschen, welche überhaupt gar nicht daran denken, ob sie eigenen Wert besitzen oder nicht. Sie sind bescheiden aus Feigheit, um ja nirgends anzustoßen, um sich durch ihre Bescheidenheit einzuschmeicheln und Vorteile zu erringen. Das ist die Bescheidenheit der Niederträchtigen, der Kriecher und Wohldiener, der Bedientenseelen.

In dieses Kapitel gehört auch die Eitelkeit. Sie ist unter den menschlichen Eigenschaften am nächsten mit dem Stolze verwandt. Aber sie ist ein lächerlicher Stolz. Der Eitle möchte bewundert werden, aber bewundert wegen Kleinigkeiten, die kein vernünftiger Mensch bewundern kann. Eitel ist also, wer etwa im Besitz eines hübschen Gesichts ist und glaubt, deswegen bewundert werden zu müssen; oder wer durch Putz und modernes Gewand der Welt zu imponieren glaubt. Der Eitle ist beglückt über jedes Lob — gleichviel woher es kommt; auch gleichviel, ob das Lob ein ernsthaft gemeintes war oder nicht. Er ist entzückt von einem Lobe auch dann, wenn es aus dem Munde des niedrigsten Schmeichlers kommt. Und er trachtet danach, gelobt zu werden; er benützt alle Mittel, um sich Lob zu verschaffen und um andre darauf aufmerksam zu machen. Er möchte Anerkennung auch da, wo er nichts geleistet hat, und wenn ihm die Anerkennung versagt wird, macht ihn das unglücklich.

Hanswurste.

Man begegnet im Leben allerhand Hanswursten: Menschen, die lächerlich wirken; manchmal weil sie es wollen, manchmal auch obgleich sie es nicht wollen.

Die ersteren, die Spaßmacher aus Grundsatz, können oft recht angenehm sein. Sie finden das Vergnügliche, Komische im Leben heraus und machen andere darauf aufmerksam. Das ist ein Verdienst. Denn man soll das Spaßhafte, das im Leben ist, herausfinden und fühlen können, allein oder mit Hilfe anderer.

Spaßhaft ist es ja, wenn Dinge und Menschen, die absolut nicht zusammenpassen, durch Zufall oder durch Absicht zusammengebracht werden. Wie es uns komisch vorkommt, wenn ein sehr Großer mit einem winzig Kleinen, ein Dicker mit einem auffallend Mageren, ein Eleganter mit einem Zerlumpten auf der Straße daherkommt, so giebt es noch unzählige Zusammenstellungen. Wer mit einem scharfen Auge solche unpassende Zusammenstellungen findet und mit einem treffenden Wort auf sie aufmerksam macht, hat immer die Lacher für sich. Der Witzige muß aber auch Geschmack genug haben, seinen Witz schweigen zu lassen in solchen Fällen, wo ihm zwar etwas Komisches einfällt, wo es aber nicht hübsch wäre,

den Witz laut werden zu lassen. Wir wollen uns aber hier nicht mit jenen fröhlichen Spaßmachern beschäftigen, die absichtlich ihre Mitmenschen erheitern. Es giebt auch Hanswurste ohne Absicht. Ein solcher wird niemand sein wollen. Aber viele sind's doch, ohne es zu wissen. Und davor muß gewarnt werden.

Lächerlich sind alle Menschen, die etwas stark übertreiben — sei es Trauer oder Freude, Arbeit oder Genuß, namentlich aber Aeußerlichkeiten. In jedem Menschenherzen schlummern ja zahllose Triebe. Und sobald einer dieser Triebe über das richtige Maß hinauswächst, gewinnt er eine Gewalt über den Menschen, welche denselben je nach Umständen als abgeschmackt, gemein, widerwärtig, lasterhaft, verbrecherisch, im besten Fall als lächerlich erscheinen läßt.

Die Lächerlichkeit, von der hier allein die Rede sein soll, ist eine Strafe, welche die vernünftige Mehrheit über jene Menschen verhängt, die sie nicht härter bestrafen will. Nun muß man freilich sagen, daß die Mehrheit nicht immer vernünftig und einsichtsvoll ist. Man hat manchen verlacht, wo das Lachen gar nicht am Platze war. Christoph Columbus ward verlacht, als er seinen Plan zur Entdeckung neuer Seewege und Länder vorlegte. Und vor ihm und nach ihm ward mancher große Entdecker, Künstler, Erfinder, Feldherr und Staatsmann am Anfang seiner Laufbahn verlacht, um späterhin die Welt zur Bewunderung zu zwingen. Große Thaten und Gedanken, wenn sie völlig überraschend, unvorbereitet vor der öffentlichen Meinung auftreten, haben immer einen großen Teil der öffentlichen Meinung gegen sich. Die

Menge ärgert sich, daß plötzlich einer um so viel gescheiter sein will, als sie, und verlacht ihn.

Oft ist aber auch dieses Lachen gerechtfertigt. Gerechtfertigt ist es immer dann, wenn die Eigenheit, über welche gelacht wird, kein großer Gedanke oder Wille, sondern bloß irgend eine Absonderlichkeit ist, die überhaupt nicht imstand ist, der Menschheit Gutes und Bedeutendes zu bringen. Solche kleine und oft ziemlich harmlose Entartungen menschlicher Triebe sind's, welche die mit ihnen Behafteten zu Hanswursten der menschlichen Gesellschaft machen. Das sind die Gecken und Hasenfüße, die Steckenpferdreiter und Sammelnarren, die Pedanten und Wortklauber, die Wichtigthuer, Kleinigkeitskrämer und Topfgucker, die Wohldiener und Speichellecker, die Philister und die Protzen. Eine Gesellschaft, würdig, um in Lied und Bild zur Erheiterung zu dienen.

Fünfter Abschnitt.

Die Gesellschaft und ihre Kreise.

Der Mensch als Mitglied der Gesellschaft.

Jeder gebraucht hier und da den Ausdruck: Gesellschaft. Aber sehr verschieden kann es sein, was man sich darunter denkt.

Manche verstehen unter der Gesellschaft nur den engen Kreis der Menschen, mit denen sie umgehen: ihre Freunde, Kameraden, Verwandten, Bekannten und Nachbarn. Andre meinen, daß zum mindesten jedes Volk auch eine Gesellschaft sei; und wieder andre sind der Ansicht, daß man die ganze Menschheit als eine Gesellschaft betrachten müsse.

Wir wollen uns darüber, was die richtige Anschauung sei, nicht den Kopf zerbrechen, sondern bloß einen Blick werfen auf die Gliederung der Gesellschaft, auf die gesellschaftlichen Unterschiede und Regeln.

Die Gesellschaft ist nicht bloß ein Haufen Menschen, sondern sie ist gegliedert. Das heißt: innerhalb der ganzen Gesellschaft finden sich einzelne Gruppen, deren Angehörige sich näher stehen, engere Verbindung untereinander haben. Und die verschiedenen Gruppen stellen sich zu einander bald mehr unterstützend und freundlich; bald mehr abschließend oder gar feindselig, sind aber

immer aufeinander angewiesen und müssen sich bestimmen, nach welchen Regeln sie miteinander leben sollen.

Solche gesellschaftliche Gruppen oder Kreise sind die Familien und die Gemeinden, die Volksstämme und Berufsklassen, die Religionsgemeinschaften und Rassenverwandtschaften, die Vereine, Kollegien und Kameradschaften und so fort. Alles, was einer Anzahl Menschen zum Bewußtsein bringt, daß sie gemeinschaftliche Interessen haben, daß sie aufeinander angewiesen sind, macht sie zu einer solchen Gruppe. Sie können zur Gruppe vereinigt werden durch Blutsverwandtschaft und Heirat, oder durch fortdauernden nachbarschaftlichen Wohnsitz; durch gemeinsame wirtschaftliche Ziele oder durch religiöse Anschauung; durch gemeinsame Berufs- und Arbeitspflichten; durch angenommene gemeinsame Sitten und Anschauungen; durch gemeinsam erlebte Schicksale.

Es haben sich manche dieser gesellschaftlichen Gruppen schon in den Tagen der grauen Vorzeit gebildet; manche erst in neuerer und neuester Zeit. Die ersteren haben oft mannigfaltige und schwere Schicksale erlebt; sie sahen die einzelnen Menschen, welche zu ihnen gehörten, hinwegsterben, und andere dafür hinzuwachsen oder in die Gruppe eintreten. Manche dieser Gruppen haben ein gemeinschaftliches Eigentum, das ihnen gehört und ihnen Vorteile bietet. Manche halten Erinnerungen fest an einzelne hervorragende Menschen, welche ihnen angehörten, oder an Thaten, welche von ihnen gethan wurden, und begeistern sich daran.

Manche dieser Gruppen haben ein durch die Natur der Dinge bestimmtes Oberhaupt, welchem sie sich

fügen, wie die Familie dem Familienvater; oder sie wählen sich ein solches Oberhaupt, wie es die Gemeinden, Vereine, Korporationen thun; oder das Oberhaupt wird ihnen gegeben; manche bedürfen auch gar kein Oberhaupt. Manche sind durch geschriebene Satzungen zusammengehalten; andere durch dauernde oder bloß vorübergehend angenommene Gebräuche.

Das Verhältnis dieser gesellschaftlichen Gruppen untereinander und zu einem größeren Ganzen ist mitunter von diesem größeren Ganzen aus geregelt worden, um Zwistigkeiten und Reibereien zwischen den einzelnen Gruppen zu verhüten. Denn solche Reibereien hat es von jeher gegeben. Wie in der grauen Vorzeit, als noch die Menschen bloß von Jagd und Fischerei lebten, die einzelnen Familien und Horden um die Jagdgründe und Fischwasser kämpften: so kämpfen heute, freilich mit gesetzlichen Waffen, die einzelnen Erwerbszweige und Berufsklassen um ihre Interessen. Das Leben einer ganzen Volksgesellschaft ist um so gesünder und gedeihlicher, je schneller diese Kämpfe zu einem friedlichen Austrag gebracht werden.

Es muß und wird immer solche Gruppen in der Gesellschaft geben. Ohne sie ist keine Gesellschaft möglich. Und auch wenn die ganze Gesellschaft sich im Lauf der Zeiten vollständig ändern sollte, wird es immer wieder Gruppen in ihr geben.

Die Gesellschaft weiß von ihrem Dasein und von ihrer Gliederung; sie kennt ihre einzelnen Gruppen und jeden, der ihr angehört. Sie weist ihren Angehörigen gewisse Rechte zu und legt ihnen gewisse Pflichten auf.

Und der einzelne muß sich dem fügen, wenn er in der Gesellschaft und mit ihr leben will. Es geht nicht an, daß er den Anschauungen der Gesellschaft entgegen lebt. Wenn er das thut, straft sie ihn.

Und der einzelne kann auch einen Einfluß auf die Gesellschaft nehmen. Er kann die Anschauungen derjenigen Gruppen der Gesellschaft, in welchen er verkehrt, allmählich bearbeiten — wenn er genügende Begabung, Erfahrung und Willenskraft besitzt. Und mit den Anschauungen einzelner Gruppen ändern sich dann auch die Anschauungen der ganzen Gesellschaft. Es hat zu allen Zeiten führende Geister gegeben, denen eine solche Umgestaltung gelang. Manchmal ist aber auch die Umbildung einer gesellschaftlichen Anschauung oder Einrichtung im Bedürfnis der Gesamtheit gelegen und kein einzelner als Urheber zu erkennen.

In der Gesellschaft färbt der einzelne ab und nimmt von den anderen Farbe an; er schleift ab und wird abgeschliffen. Gutes und böses Beispiel machen unsäglich viel. Wie zwei Menschen, die häufig miteinander gehen, in ihrem Gang sich ähnlich werden, so werden sich die, welche häufig miteinander verkehren, auch in ihrem Gebaren, in ihren inneren Anschauungen ähnlicher. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“ Wer beständig in einem Kreise von Menschen verkehrt, gewöhnt sich die Ausdrucksweise dieses Kreises an. Wer mit Gecken umgeht, wird selber etwas Geckenhaftes annehmen; und wer mit Schmierfinken verkehrt, wird kaum besonders reinlich bleiben. Das gilt für äußere und innere Reinlichkeit. Unter Groben wird man

unfein und unter Heuchlern verlogen; das ist nicht aufzuhalten. Ob man mehr an die anderen abgiebt oder mehr von ihnen annimmt: das kommt darauf an, wer der Stärkere ist. Aber in der Gesellschaft sind immer viele um einen; und es müssen schon ganz starke Naturen sein, die mehr von ihrem Wesen auf die anderen übertragen, als sie umgekehrt vom Wesen der anderen in sich aufnehmen.

Herdentrieb.

Alle Menschen, die nicht ein ungewöhnliches Maß von Selbstbewußtsein, Willenskraft und Geistesgegenwart haben, lassen sich von einem Herdentriebe leiten. Das heißt: sie thun, wie die anderen thun, ohne sich klar zu machen, ob das, was die anderen thun, auch das Richtige ist. Den Herdentrieb beobachten wir deutlich bei vielen Tieren: bei den Ameisen wie bei den Heringen, bei den Wölfen und den Schafen, bei den Mücken, die abends als bewegliche Säulen in der Luft tanzen — und bei vielen anderen. Wo sich der Herdentrieb bei Menschen äußert, ist er oft ein Zeichen von Gedankenlosigkeit und Unselbständigkeit. Er kann aber auch durch die Notwendigkeit geboten sein, welche mitunter dem einzelnen sagt, daß er verloren ist, wenn er sich nicht eng an die anderen anschließt.

Wenn in den Tagen des Altertums, wenn zur Zeit der Völkerwanderung und auch noch später ganze Nationen auf einmal von einem unbegreiflichen Wandertrieb ergriffen wurden und mit vielen Tausenden von Menschen andere Länder überschwemmten: so waren das großartige weltgeschichtliche Aeußerungen des menschlichen Herdentriebes. Auch heutzutag äußert sich der Herdentrieb noch

oft genug — im Guten wie im Bösen. Herdentrieb mit Verstand und Ueberlegung gepaart wird zu einer für das Zusammenleben der Menschen sehr günstigen Eigenschaft: dem Gemeinsinn. Davon soll später die Rede sein.

Ohne vom Verstande und ruhiger Ueberlegung geleitet zu sein, erzeugt der Herdentrieb seltsame und schreckliche Verirrungen.

Der natürliche Herdentrieb der Menschen zeigt sich zunächst in ihrer Ansiedelung. Daß in den meisten Ländern die Menschen vorzugsweise in Dörfern und Städten beisammen wohnen; daß sie sich zu Horden, Volksstämmen und Völkern zusammengeschlossen haben, ist eine Folge des Herdentriebs. Dagegen ist nichts einzuwenden. Vieles, was die Menschheit überhaupt erreicht hat, konnte sie nur erringen, indem sie dem Herdentrieb folgte.

Wenn aber der Herdentrieb größere Massen von Menschen zugleich veranlaßt, Thörichtes oder Unrechtes zu thun, so können Thorheit und Unrecht leicht ins Furchtbare anwachsen. Die Geschichte zeigt uns, daß im Altertum und im Mittelalter, ja bis in die neuere Zeit herauf grausame und übermütige Tyrannen imstande waren, jahrelang große Völker unter einem unmenschlichen Joche zu halten. Das war nur möglich mittels des den unmündigen Völkern innewohnenden Herdentriebs, der jeden einzelnen aus solchen Völkern veranlaßte, widerstandslos das gleiche Unrecht zu erdulden, welches alle anderen erduldeten. Wenn dann solche Völker endlich sich empörten, gerieten auch, ebenfalls ihrem Herdentriebe folgend, die großen Massen in sinnlose Raserei und begannen, nicht

bloß gegen ihre wirklichen Feinde und Unterdrücker, sondern auch gegen Unschuldige und gegen vernünftige Einrichtungen und edle Schöpfungen des Menschengeistes ihre zerstörende Wut zu richten.

Und wenn irgend ein finsterer unheilvoller Aberglaube nicht bloß in einzelnen Köpfen spukte, sondern mitunter, wie etwa in der Zeit der Christenverfolgungen oder später bei den Geißlern, bei den Ketzer- und Hexenprozessen, ganze Volksmassen ergriff: so waren auch das jammervolle Auswüchse des Herdentriebs. In neuester Zeit zeigten sich solche Ausartungen noch bei Revolutionen, wenn es irgendwelchen selbstsüchtigen, fanatischen oder halbverrückten Anführern gelang, die Köpfe großer Menschenmassen zugleich in Verwirrung zu bringen. Dann ward gegen Schuldige und Unschuldige zugleich gewütet. Auch bei manchen plötzlichen zufälligen Ereignissen, die bei irgend einer größeren Menschenanhäufung eintreten, kann sich der Herdentrieb verderblich äußern, wenn etwa Furcht oder Schrecken die Menge ergreift und sie dahin bringt, in wilder Flucht sich selber totzudrücken und zu zertreten.

Der überlegende Mensch muß mit dem Herdentrieb rechnen. Er muß bedenken, daß auf die Massen Geschrei stärker einwirkt, als Vernunft; daß dieselben leichter zur Thorheit, als zur Ueberlegung gebracht werden können. Einen vernünftigen Rat kann man zehn Menschen erteilen, oder auch Hunderten, wenn sie ihn hören; nicht aber Tausenden, die sich wirr durcheinander drängen. Bedeutende Menschen der Geschichte haben es verstanden, den Herdentrieb auszunützen, sind aber auch mitunter Opfer desselben geworden.

Der Besonnene wird dem Herdentrieb der Masse immer nur insoweit Zugeständnisse machen, als dies vernünftig und gut ist. Wo die Masse nach Thörichtem schreit, wo sie Unrecht verlangt und Unrecht thut: da ist es nicht nötig, daß man um der eignen Sicherheit willen das Gleiche schreit und thut. Das alte Sprichwort „man muß mit den Wölfen heulen" ist ein Sprichwort für Schwächlinge. Der ehrliche, mutige und zugleich überlegende Mensch wird, wenn er sich in einer vernunftlosen, Unrecht oder Thorheit verlangenden Herde von Menschen befindet, erwägen, ob es ihm möglich ist, gegen den Trieb der Herde anzukämpfen. Und wo ihm dies nicht möglich ist, wird er sich rechtzeitig allein stellen, statt in das verkehrte Treiben und Schreien der Herde einzustimmen.

Dies gilt für eine Unzahl von Fällen, die im Leben vorkommen. Wenn irgend eine Neuerung von der großen Masse belacht oder angefeindet wird, ist das noch lange kein Grund für den einzelnen, sie auch zu belachen und anzufeinden. Und wenn die Masse irgend eine Person oder eine Sache bejubelt, ist das auch noch kein Grund, mitzujubeln. Sondern ob man etwas verurteilt oder anerkennt: das muß sich nach der eignen Prüfung und Erfahrung richten; und wo diese nicht ausreicht, nach der Prüfung und Erfahrung der als sachverständig und einsichtsvoll Anerkannten, wenn sie auch die Wenigeren sind. Alle unsinnigen Moden, alle thörichten Sitten, alle schädlichen Gerichte, alle Dummheiten der öffentlichen Meinung verdanken ihre Verbreitung nur dem Herdentrieb.

Sitten.

Sitte ist eine Summe von Lebensgewohnheiten, welche von der menschlichen Gesellschaft angenommen worden sind, nicht als ob sie unbedingt notwendig wären, aber weil man allgemein der Ueberzeugung ist, daß diese Gewohnheiten für das Zusammenleben der Menschen brauchbar und wertvoll sind.

Wir unterscheiden die Sitten nach ihrer Verbreitung in allgemein menschliche, die in der ganzen Welt verbreitet sind (wie etwa die Begrüßung, die Totenbestattung); in nationale, welche von den Angehörigen einzelner Nationen angenommen sind (z. B. Nationaltrachten, Nationalfeste, Nationalgerichte); in Standes- und Klassensitten, die sich nur bei den Angehörigen bestimmter Klassen finden (Bauernsitte, Studentensitte, Handwerkerbräuche, kaufmännische Gebräuche rc.); endlich örtliche Sitten (z. B. lokale Feste, Bauerntrachten).

Ferner unterscheiden wir die Sitten nach den Lebensgebieten, bei welchen sie zum Vorschein kommen. Ein solches Lebensgebiet ist die Wohnung des Menschen; hier führt die Sitte zu einem landesüblichen Häuserbau und ist auf dem Lande noch deutlich unterscheidbar, während in den Städten die früher verschiedenartigere

Bausitte mehr und mehr ausgeglichen wird. Ferner zeigt sich die Sitte in der gebräuchlichen Volksnahrung; und zwar sowohl in der Auswahl und Zubereitung der Nahrungsmittel, als auch in der Verteilung der Mahlzeiten über den Tag. Die Kleidung ist in ihren Haupteigentümlichkeiten der Sitte, in Nebensächlichem der Mode unterworfen. Die Sitte gebietet, daß die Männer andre Kleidung tragen, als die Frauen, sowie, daß man sich für den gesellschaftlichen Verkehr anders kleidet, als für Arbeit, Sport und häusliche Bequemlichkeit; sie gebietet auch, daß man für Festlichkeiten besondere Festgewänder anlegt. Schnitt, Stoff und Farbe der Kleidung aber sind nicht der Sitte, sondern der Mode unterworfen. Die Sitte zeigt sich ferner in jenen Gebräuchen, mit welchen man die Hauptabschnitte des Lebens, Geburt, Eheschließung und Tod, begleitet. Religiöses und menschliches Empfinden, gesundheitliche und juristische Erwägungen haben diese Gebräuche zusammengesponnen; zu ihnen gesellen sich auch manche Modethorheiten jedes Zeitalters. Sodann kommt die Sitte auch in Vergnügungen und Volksbelustigungen zum Vorschein. Diese sind teils bestimmten Orten und Landschaften eigentümlich, teils auch Gemeingut der meisten gesitteten Völker geworden. Endlich giebt es auch Arbeitssitten, die sich im Arbeitsleben der einzelnen Berufsklassen und Völker ausgebildet haben. Am entschiedensten mußten sich diese Arbeitssitten in jenen Berufszweigen erhalten, welche mit der verschiedenen Natur der Länder aufs engste zusammenhängen: in der Landwirtschaft, im Forstwesen, im Bergbau und im Transportgewerbe. Im

Kleinhandwerk waren sie zur Zeit der Zünfte viel wichtiger, als heute. Gewerbefreiheit und Maschinenbetrieb haben die örtlich verschiedenen Arbeitssitten jetzt mehr ausgeglichen.

Die Sitte ist nichts Unbewegliches. Sie verändert sich, auf manchen Gebieten langsam, auf andern rascher. Sie erhält sich um so dauerhafter, je mehr sie mit unveränderlichen Eigenschaften der Landesnatur, mit ehrwürdigen Erinnerungen der Geschichte oder mit dem Glaubensbekenntnis, mit der Volksgesundheit, dem Volkswohlstand, dem Sinn für Recht und Moral, für Ehre und Familie zusammenhängt. Nur wenn sie bloß ein für die Gegenwart nicht mehr verständlicher alter Brauch ist, weicht sie den Moden der Gegenwart.

So giebt es unter den Sitten manche veraltende. Aeltere Leute halten aus Gewohnheit noch an denselben fest; jüngere wollen nichts mehr davon wissen. Dabei ist's natürlich, daß die Aelteren alte Sitten auch dann noch festhalten, wenn es nicht mehr recht der Mühe wert ist, und daß die Jugend allzuleicht geneigt ist, mit wirklich veralteten und haltlos gewordenen Sitten zugleich Gutes und Wertvolles über Bord zu werfen.

Der einzelne muß sich einer noch in Geltung befindlichen Sitte fügen. Er kann sich nicht gegen dieselbe auflehnen, solang er nicht eine genügende Anzahl von Anhängern findet. Aber man muß daran denken, daß Sitte und Sittlichkeit sehr verschiedene Dinge sind. Eine Sitte kann etwas bloß Förmliches sein, das in gar keinem inneren Zusammenhang mit der wirklichen Sittlichkeit steht. So z. B. die Sitte des Hutabnehmens beim

Straßengruß. Aber auch gegen solche innerlich unbegründete Sitten kann der einzelne kaum ankämpfen; er würde entweder als ein Mensch angesehen, der die Sitten der gebildeten Gesellschaft nicht kennt oder als ein nicht ganz zurechnungsfähiges Original.

Indessen muß doch jeder einzelne nach Kräften dazu beitragen, solche Sitten, welche mit edlen und vernünftigen Zielen der Menschheit im Zusammenhange stehen, zu erhalten und die überflüssigen und innerlich haltlosen Sitten zu beseitigen. Hieran ist jeder als Mitglied der Gesellschaft interessiert. Und da der einzelne nicht allein steht, sondern meistens einem oder mehreren Kreisen der Gesellschaft angehört, ist es ihm auch nicht unmöglich, auf eine Umgestaltung unnützer und unbequemer Sitten, wenigstens in seiner Umgebung, hinzuarbeiten. Ebenso hat auch jeder Veranlassung, darnach zu trachten, daß etwas, das als gut und nützlich anerkannt ist, allmählich zur unanfechtbaren Sitte werde.

Dazu gehört ein gewisses *feines Gefühl*. Wer dasselbe nicht hat, oder wer nicht das Talent besitzt, für eine gute und gegen eine schlechte Sitte mit Nachdruck zu sprechen: der verzichte darauf und halte sich ruhig an das Hergebrachte. Dabei wird er am besten fahren und von niemandem Vorwürfe einstecken müssen. Die Sitte ist eine Art Bann. Manchmal ist es ein Verdienst, diesen Bann zu durchbrechen. Aber jeder, der das wagt, sehe sich wohl vor, ob es gerechtfertigt ist und ob er imstande ist, alle Folgen zu tragen.

Mode.

Alle Sitten haben einen festeren, dauerhafteren und einen beweglicheren, veränderlichen Teil. Den letzteren nennen wir Mode. Wie sich die Mode zur Sitte verhält, läßt sich an wenigen Beispielen zeigen.

Daß wir unsern Körper vollständig bekleiden, wenn wir überhaupt vor Leuten sichtbar werden, ist Sitte. Wie wir ihn bekleiden, ist eine Sache der Mode. Es ist Sitte, auf der Straße den Kopf mit einem Hute zu schützen; ob aber dieser Hut hoch oder niedrig, schmal oder breit ist: das bestimmt die Mode. Daß man in wohlhabenden Häusern Leute, denen man eine Artigkeit erweisen will, zu Tische lädt, ist Sitte; wie man die Tafel im einzelnen herrichtet, in welcher Form die Einladung erfolgt: das ist Sache der Mode.

Die Sitte ist immer fester begründet; die Mode ruht auf schwankender Laune. Denn die Sitte ist meistens in irgend einem Zusammenhang mit praktischen Bedürfnissen oder höheren Lebenszielen; der Mode fehlt dieser Zusammenhang.

Gemacht werden die Moden teils von dem Publikum, welches sie zur Schau trägt, teils von den Geschäftsleuten, die daran interessiert sind. Die letzteren machen wohl

die meisten Moden. Aber es giebt da gewisse Verschiedenheiten. Wenn z. B. in einzelnen Jahrhunderten von den Männern Bärte getragen wurden, während man zu andern Zeiten fast nur glatte Gesichter sah, so war das sicher nicht durch die Barbiere, sondern nur durch die Eigentümer der Gesichter bestimmt. Wenn dagegen in einzelnen Jahren bestimmte Stoffe, Farben und Formen der Damenkleider Mode sind, so sind hieran weniger die Damen selbst, als die Fabrikanten und die Modewarengeschäfte Ursache. Die neuen Formen der Herrenhüte werden sogar in jedem Jahre ausschließlich von den Hutfabrikanten bestimmt, und dabei immer wieder behauptet, jede neue Form sei die schönste. Die Geschäftsleute wollen eben immer Neues verkaufen; darum erfinden sie immer Neues und behaupten, das früher Gebrauchte sei altmodisch. Auf diese Weise wird das Publikum — soweit es das Geld dazu hat — genötigt, immer Neues zu kaufen.

Die Mode ist sehr eng verwandt mit dem Luxus; denn es können zwar die Gegenstände der Mode notwendige sein, z. B. Kleider und Hüte; aber daß sie gerade in einer neuen Form auftreten, ist überflüssig, also Luxus. Der Luxus, d. h. das Ueberflüssige, muß aber nicht immer Modesache sein.

Die Mode ist ferner immer neu. Neuheit geht ihr über Schönheit und praktische Brauchbarkeit. Darum ist sie so häufig etwas Thörichtes. Sie erlaubt dem Publikum nicht, zu prüfen, ob etwas Neues auch gut, praktisch, brauchbar, dauerhaft, wohlfeil ist. Blindlings muß es genommen werden, weil es eben Mode ist. Und das ist das furchtbar Lächerliche an der Mode. Dabei

hindert sie den Ersparnistrieb vieler Leute, welche glauben, eine Mode mitmachen zu müssen, obwohl sie die Mittel dazu eigentlich nicht haben. Auch bringt sie wertlose Aeußerlichkeiten obenauf — auf Kosten des Gediegenen und Guten, das ihretwegen weniger Beachtung findet.

Mit der *Phantasie* hängt die Mode eng zusammen. Ohne Phantasie, die beständig Neues erfindet, ist die Mode nicht zu denken. Aber es ist eine schlechte Anwendung der Phantasie, wenn man sie nötigt, wertlosen Tand, überflüssige neue Formen zu erfinden.

Die Mode hängt aber auch eng mit zwei sehr üblen Eigenschaften des Menschen zusammen: mit seiner *Eitelkeit* und mit einer gewissen *Verlogenheit*. Daß der Mensch mehr scheinen will, als er ist: das ist eine uralte Schwäche. Aber durch nichts andres wird diese Schwäche so sehr begünstigt, als durch die Mode. Der Hohlkopf, der immer das Modernste hat, tröstet sich über seine eigne Unbedeutendheit hinweg mit dem Gedanken: Ich habe, trage und thue das Neueste; also gehöre ich mit zu denen, die an der Spitze stehen, die obenauf sind! Was liegt daran, daß ich ein Schaf bin — wenn ich nur modern bin!

Wie hat man sich nun der Mode gegenüber zu verhalten?

Die Antwort hierauf ist im Grunde sehr einfach. Sie ist aber eine andre für Männer, als für Frauen.

Für Männer gilt: So lange die Mode nichts Thörichtes bringt, kann man sich ihr ruhig fügen.

Thörichte Mode ist aber alles, was weniger praktisch, weniger naturgemäß und gesund, weniger dauer-

haft, weniger wohlfeil, weniger schön, als das bisher Dagewesene ist.

Wer sich auf diesen Standpunkt stellt, wird sich mit der Mode ganz gut zurecht finden. Er wird gewisse Moden einfach an sich vorübergehen lassen, weil er sie für thörichte hält. Die übrigen wird er mitmachen, aber nicht als ob er dafür begeistert wäre, sondern weil es nicht der Mühe wert ist, sich dagegen aufzulehnen. Uebrigens ist das wichtigste Gebiet der Mode, nämlich die Kleidung, bei den Männern heutzutage so sehr von den Rücksichten auf praktische Brauchbarkeit beherrscht, daß dabei von eigentlichen Modethorheiten kaum mehr die Rede sein kann. Wie wir keine Perücken und Zöpfe mehr tragen, sondern kurzgeschnittenes Haar, so ist auch von unsrer Kleidung der unnötige und lästige Firlefanz, der ihr in früheren Jahrhunderten angehängt ward, verschwunden. Jene Gigerln aber, welche glauben, durch einen besonders neuen Schnitt ihrer Hosen, durch eine nie dagewesene Farbe ihrer Krawatte oder durch einen besonders kunstvollen Hemdkragen Hervorragendes zu leisten: sie wissen gar nicht, daß sie von allen vernünftigen Männern wohl belächelt, aber nicht im geringsten bewundert werden — wenn sie auch jeden Tag eine Stunde auf ihren Anzug verwenden.

An den Frauengewändern dagegen ist alles Modesache. Und so lange dies währt, dürfen die Frauen nicht hoffen, in irgend welchen ernsteren Dingen Gleiches leisten und erstreben zu können, wie die Männer.

Kameradschaft.

Freundschaft und Kameradschaft ist zweierlei. Es kann jemand mein Freund sein, aber nicht mein Kamerad. Und umgekehrt.

In die Kameradschaft wird der Mensch durch Lebensverhältnisse gebracht; die Freundschaft erhält er durch eigne Wahl. Wenn wir in die Schule eintreten, sind alle unsre Kameraden, die mit uns in einer Schulstube sitzen. Als Kinder haben wir Schulkameraden und Spielkameraden, von denen auch einer oder der andre unser Freund wird. Und wenn der junge Mann zum Militär kommt, gewinnt er dort seine Stubenkameraden und Regimentskameraden; später, wenn er mit andern zusammen zu arbeiten hat, werden diese seine Arbeitskameraden.

In neuester Zeit ist vielen der Ausdruck Kamerad nicht mehr fein genug. Sie sagen lieber „mein Kollege" statt „mein Kamerad". Nun — das ist Geschmackssache. Das Militär, auch die Offiziere, sind bei dem schönen Ausdrucke Kamerad geblieben. Und das ist für die meisten Berufe richtiger; denn der Ausdruck „Kollega" ist in den akademischen Kreisen üblich geworden und es bezeichnen sich vernünftigerweise damit diejenigen, die

miteinander in einem Kollegium sitzen. Mehrere Droschkenkutscher aber sitzen nicht miteinander in einem Kollegium, sondern jeder auf seinem Bock; daher ist es lächerlich, wenn sie von einander sagen: mein Kollega. Aber Kameraden sind sie, weil sie miteinander auf einem Halteplatz warten und miteinander Wind und Regen und Schnee und Kälte aushalten müssen. Das ist das Wesen der Kameradschaft, daß man miteinander leidet und miteinander arbeitet und manchmal auch miteinander lustig ist. Und weil man so mancherlei im Leben miteinander aushält und thut, wird man vertraut zu einander; man darf sich necken, ohne daß es übel genommen wird; man leistet sich gegenseitig kleine Gefälligkeiten. Aber auch größere ernsthaftere Dienste darf ein Kamerad dem andern nicht verweigern, wenn es sich um solche handelt, die von der Kameradschaft üblicherweise als kameradschaftlich betrachtet werden.

Wenn in einer Schule der eine seine Feder vergessen hat und ein andrer, der zwei Federn bei sich hat, weigert sich, jenem die eine davon zu leihen: dann wird jeder ein solches Benehmen als unkameradschaftlich bezeichnen. Und so kommt es nicht bloß in der Schule, sondern auch im Leben vor. Es giebt manchen Dienst, der einem Menschen recht leicht fällt und einem andern aus einer sehr unangenehmen Lage hilft. Solche Dienste dürfen unter Kameraden nicht verweigert werden. Ernsthafter als die Schulkameradschaft ist die Arbeitskameradschaft. Auch sie fordert gegenseitige Hilfeleistungen und beruht auf denselben. Die Leute, die in einer Werkstätte, an einem Werkplatze zusammen arbeiten, sind natürliche

Verbündete und müssen sich als solche fühlen. Und zwar wird dieses Gefühl um so inniger sein, je häufiger Leistungen vorkommen, die nicht einer allein, sondern nur mehrere im Verein bewältigen können. Bei manchen gefährlichen Arbeiten, bei der Zimmerei, in Steinbrüchen, bei der Seeschiffahrt, beim Holzfällen und anderwärts, kommt's oft genug vor, daß Leben und Gesundheit des einen von der Tüchtigkeit und Sorgfalt des andern abhängt. Solche Verhältnisse fordern Zuverlässigkeit und Vertrauen. Da wird die Kameradschaft zu einer Macht, die der Mensch gewohnheitsmäßig als etwas Selbstverständliches hinnimmt, deren Wert er aber erst erkennen lernt, wenn er sie einmal entbehren muß. Was die Arbeitskameradschaft mitunter trübt und stört, sind die ehrgeizigen oder habsüchtigen Bestrebungen einzelner, über ihre Kameraden hinaus eine begünstigte Stellung innerhalb des Unternehmens, in dem sie gemeinsam thätig sind, zu gewinnen. Nun ist's ja nicht zu vermeiden, daß überall, wo mehrere zusammen arbeiten, der Tüchtigere eine bevorzugte Stellung erhält. Hat er sie bloß wegen seiner Tüchtigkeit, so werden seine Kameraden — bis auf einen oder den andern Neidhammel — das ganz in der Ordnung finden. Ist es aber nicht Tüchtigkeit, was ihm diese Stellung verschafft, sondern Wohldienerei oder Heuchelei: dann giebt's einen Riß in die Kameradschaft.

Die Arbeitskameradschaft kann man sich am wenigsten aussuchen. Viel mehr die Kameradschaft zum Spiel und sonstigen Vergnügen. Eine Kameradschaft, die einem auch sehr oft vom Zufall aufgenötigt wird, ist die Reisekameradschaft. Sie war freilich in früheren

Zeiten, als das Reisen noch nicht so bequem war wie heutzutage, viel wichtiger. Bei unseren modernen Reisen auf Eisenbahnen und Dampfbooten hat man keine Reisekameraden mehr, sondern bloß „Mitpassagiere", die man ganz ignorieren kann, wenn sie einem nicht gefallen. Bei anderen Reisegelegenheiten aber tritt man den Mitreisenden schon näher. Durch gemeinsames Bestehen von angenehmen und unangenehmen Reiseerlebnissen wird man einander genähert, in eine Art von Bündnis gebracht. Das gilt besonders für Reisen in unkultivierten Ländern. Da ist eine treue Reisekameradschaft, in Gefahren gestählt, sehr viel wert.

Am höchsten steht wohl die Kriegskameradschaft. Mit seinen Kriegskameraden wird der Mann ganz durch den Zufall, ohne alle eigne Wahl, zusammengeführt. Man muß die Kameraden annehmen, die man bekommt, muß sich mit ihnen zurechtfinden, mit ihnen Not und Gefahr teilen. Oft mag einem ein solcher Kamerad von Anfang in der Seele zuwider sein. Aber der gemeinsame Dienst fürs Vaterland, das Stehen Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen Feind. das gemeinsame Aushalten von Sturm und Frost, von Sonnenglut und Regen, von Hunger und Durst: das bindet die Menschen aneinander — trotz aller Herzens- und Bildungsverschiedenheiten.

Die Kameradschaft ist ein Band, welches die Menschen oft stärker aneinander bindet, als selbst die Verwandtschaft, weil sie ihre Angehörigen oft und lang und im Ernste des Lebens zusammensein läßt. Und die kameradschaftliche Verbindung wird stärker nicht bloß mit jedem

Dienste, den man sich wirklich leistet, sondern auch mit jedem Tag, an welchem die Kameradschaft nicht durch schlechte Eigenschaften des einen oder des andern Kameraden gestört wird. Die Kameradschaft wird dem Menschen von seinem Lebensschicksal gegeben. Wie er sich in seine Mitmenschen schicken muß, so muß er sich in höherem Grade in seine Kameraden schicken, mit ihnen zurecht kommen, von ihnen lernen.

Unkameradschaftliche Menschen sind entweder Egoisten oder Unglückliche, die vom Schicksal in eine falsche Lebensstellung gedrängt worden sind und sich dann nicht zurecht finden können. Was an ihnen selber verfehlt ist, schieben sie dann ihren Kameraden als Schuld zu; ihr Los ist Einsamkeit, Mißerfolg und Verbitterung.

Freundschaft.

Unsere Freunde suchen wir uns selber. Selten suchen wir sie aus dem Kreise unserer Verwandten, häufig aus unseren Kameraden; manchmal auch aus anderen Kreisen. Freundschaft ist ein gegenseitiges aufrichtiges W o h l w o l l e n und u n b e g r e n z t e s V e r t r a u e n, verbunden mit einer innigen F r e u d e a m U m g a n g.

Eine gewisse Uebereinstimmung in wichtigen Lebensfragen gehört zur Freundschaft. Menschen, die Freunde sein sollen, brauchen keineswegs in allen Fragen einerlei Meinung zu haben. Nicht einmal in allen wichtigen Fragen. Es können zwei Männer in ihrer politischen Stellung Gegner und doch zugleich persönliche Freunde sein. Es können zwei Künstler in künstlerischen Fragen, zwei Gelehrte auf wissenschaftlichem Gebiet verschiedene Meinungen haben und doch Freunde sein. Es können zwei Menschen Freunde sein, von denen der eine an die Unsterblichkeit der Seele glaubt und der andre nicht. Aber niemals werden zwei Menschen Freunde sein können, welche verschieden denken über R e c h t s c h a f f e n h e i t und E h r e n h a f t i g k e i t.

Die Freundschaft — sagt der alte Römer Marcus Tullius Cicero — erstreckt sich über sehr viele Verhältnisse; wohin du dich wendest, ist sie zugegen, kein Ort schließt sie aus, niemals kommt sie ungelegen, nie wird sie zur Last. Er will damit sagen, daß die Freundschaft ein überaus inniges Verhältnis ist, welches durch die Verschiedenheit der Schicksale, Lebensstellungen und Aufgaben nicht gehindert wird, immer und überall anmutig zu sein.

Worin besteht nun der Wert der Freundschaft?

Zunächst in der gegenseitigen Unterstützung beim Kampf ums Dasein. Diese Unterstützung ist unter Freunden selbstverständlich; aber doch nur insoweit sie eine gegenseitige ist. Es giebt unter befreundeten Menschen welche, die bloß immer Dienste von ihren Freunden empfangen, keine geben. Und ebenso giebt es welche, die bloß immer Freundschaftsdienste gewähren und gar keine dafür empfangen. Das ist nicht das richtige Verhältnis. Denn es führt schließlich auch den edelsten Geber dazu, sich zu fragen, warum denn bloß er immer der Gebende sein soll. Und umgekehrt muß auch der edelste Empfänger von Freundschaftsdiensten schließlich eine zu große Last der Dankbarkeit als Druck empfinden. Sind aber die Freunde bloß Durchschnittsmenschen, dann wird der Gebende noch viel früher des beständigen Gebens satt; der Empfangende dagegen wird es allmählich bequem finden, viel mehr zu empfangen, als er giebt, und wird dadurch entweder in eigennützigen Regungen bestärkt; oder aber er wird das Wenige, was er seinerseits dem Freunde leistet, überschätzen.

Abwägen kann und soll man Freundschaftsdienste nicht. Es kann leicht geschehen, daß jemand einem Freunde Dienste leistet, die in Geld abgeschätzt werden können, und dafür solche empfängt, bei denen eine derartige Schätzung unmöglich ist.

Ein sehr reicher Mann, Besitzer einer prachtvollen Villa am Vierwaldstätter See, war von seiner Studienzeit her innig befreundet mit einem Künstler, der es wohl zu einiger Berühmtheit, aber niemals zu einem bedeutenden Einkommen gebracht hatte. Der Millionär hatte Familienunglück und war häufig krank; der Künstler dagegen eine gesunde, liebenswürdige und immer fröhliche Natur. Jener überhäufte seinen Freund mit Geschenken und behielt ihn in jedem Jahre monatelang als Gast bei sich; der arme Künstler dagegen hatte nichts zu bieten, als seine immer heitere Laune, seinen sprudelnden Geist, seinen warmherzigen Trost. Und doch pflegte der Millionär zu sagen, daß das, was er von seinem Freunde an Freundschaftsdiensten erhielt, hundertmal mehr wert war, als das, was er mit seinem glänzenden Reichtum zu bieten vermochte.

Und der reiche Mann hatte recht; denn bei den Leistungen zwischen Freunden entscheidet nicht der Geldwert, sondern jener innere Wert, den jeder dem beimißt, was er von seinem Freunde empfängt.

So bieten sich edle Freunde eine Reihe von Diensten und Gefälligkeiten, von denen nur der kleinste Teil einen berechenbaren Wert hat. Unberechenbar ist der Wert des Trostes im Unglück, anregender Erheiterung, aufrichtiger Belehrung. Und die letztere wird unter Freunden

immer in der zwanglosesten Weise gegeben, nicht in lehrhaftem Tone. Freundschaft giebt aber nicht bloß Belehrung in Dingen, die nur einfach wissenswert sind, sondern auch in solchen Fragen, die für das Leben von entscheidender Wichtigkeit sind. Ein wirklicher Freund ist der treueste Gewissensrat. Wenn wir im Zweifel wegen irgend eines entscheidenden Schrittes sind, dürfen wir den Freund befragen. Er wird uns immer, weniger befangen, als wir selber sind, sagen, was das Richtige ist. Und wenn es auch bloß seine Meinung ist, die wir damit erhalten, so ist es doch um eine Meinung mehr. Was gut und böse ist, muß jeder einzelne selber wissen. Aber über das, was nützlich oder schädlich ist, kann er manchmal im Zweifel sein. Und in solchen Fragen ist Freundesrat unendlich viel wert. Unser Freund weiß immer viel besser, als wir selber, wie die Menschen über uns denken, was sie von uns erwarten, was sie an uns auszusetzen haben.

Und wie vieles trägt die Freundschaft zum edelsten Lebensgenusse bei! Alles, was das Leben verschönt, gewinnt an Farbe, Vertiefung und Glanz, wenn wir's in Gesellschaft eines edlen Freundes genießen. In der Gesellschaft eines Freundes sehen und hören wir weit mehr von der Welt, als allein; die Aufmerksamkeit der Geister wird geschärft; die Laune zum Lebensgenuß gesteigert. Was an heitern Eindrücken in Dingen und Ereignissen liegt: zwei bemerken es immer leichter als einer.

Erworben werden Freunde am leichtesten in jungen Jahren. Aber viele Jugendfreundschaften haben nicht

die Bürgschaft steter Dauer in sich. Die Jugend ist leicht zu Freundschaftsbündnissen begeistert. Aber sie kennt das Leben noch nicht und täuscht sich sehr oft, wenn sie meint, gleichgestimmtes Wesen zu finden, während doch innerlich die größten Verschiedenheiten vorhanden sind. Entfernung, verschiedener Bildungsgang und verschiedene Berufsstellung wirken dann noch stärker trennend. So kommt's, daß manche Jugendfreunde in späteren Jahren zwar noch Du zu einander sagen und manchmal lachend sich der Zeit erinnern, wo sie sich in Hof und Garten herumgeprügelt haben. Innerlich aber sind sie sich fremd geworden; jeder fühlt, daß er den andern nicht mehr ganz versteht.

Es ist natürlich, daß man sich seine Freunde zunächst aus dem Kreise seiner Kameraden sucht: aus Schulkameraden und Arbeitskameraden. Denn da ist es der Ernst des Lebens, in dem man sich kennen lernt. Unter Kameraden offenbaren sich ja schon alle jene Eigenschaften, aus welchen Freundschaften entstehen können. Da erkennen die Menschen, ob sie zusammenpassen oder nicht.

Freundschaften, die in späterem Alter geschlossen werden, beruhen auf reiferer Prüfung und sind gewöhnlich dauerhaft, Freundschaften bis zum Tode. Im reiferen Alter geht der Mensch viel vorsichtiger an den Abschluß von neuen Freundschaftsbündnissen. Er schließt nur solche, von denen er voraussieht, daß sie dauerhafte sein werden. Solche im späteren Leben geschlossene Freundschaften sind empfindlicher. Denn von dem, mit welchem wir uns jung schon gebalgt haben, lassen wir uns auch später

leicht etwas Unüberlegtes gefallen. Aber die späteren Freundschaften sind deswegen dauerhaft, weil die Freunde, vom Leben geprüft, immer rücksichtsvoller gegeneinander sind, als die Jugendfreunde.

Echte Freundschaft bewährt sich in den **Proben**, die ihr aus mancherlei Lebensverhältnissen heraus zugemutet werden. Eine solche Freundschaftsprobe ist die Verheiratung. Wenn von Freunden einer sich verheiratet, schafft er sich ja einen neuen Kreis, der seine Liebe, seine Aufmerksamkeit und Sorge zu fordern berechtigt ist. Vor der Familie und ihren Pflichten muß die Freundschaft bescheiden zurückweichen. Wenn sie eine echte Freundschaft ist, wird sie dadurch keinen Schaden leiden.

Eine andre Freundschaftsprobe sind ungleiche Lebensschicksale. Auch durch sie können echte Freundschaften nicht gelockert werden. Ernsthafter greifen in den Bestand der Freundschaft tiefe Meinungsverschiedenheiten in wichtigen Lebensfragen, namentlich in politischen und religiösen Fragen. Solche Meinungsverschiedenheiten können, bei leidenschaftlichen Charakteren, selbst alte Freundschaften erschüttern. Das sollte aber nicht sein. Sondern, wenn solche Meinungsverschiedenheiten entstehen, soll die Freundschaft dieselben berücksichtigen. Sie kann sie nicht aufheben; aber sie kann fortdauern, indem jeder die Meinung des andern achtet und nichts thut und sagt, was die Meinung verletzen könnte. Und selbst wenn die Meinungsverschiedenheiten laut werden, kann man sie maßvoll zur Aussprache kommen lassen. Wird auch keine Einigung erzielt, so können echte Freunde immer am

Schlusse eines solchen Meinungsaustausches sagen: Wir werden in dieser Frage nicht einig; aber deswegen bleiben wir doch gute Freunde!

Trennung durch die Lebensverhältnisse kann auch eine innige Freundschaft allmählich einschläfern. Die Gewohnheit ist eben eine sehr starke Macht. Und die besten Freunde, wenn sie jahrelang getrennt sind, verlieren nach und nach das Verständnis für einander. Das ist traurig aber unabwendbar. Der Mensch muß ja zunächst mit denen leben, die ihn beständig umgeben; er muß vom Leben lernen und mit den Lebensverhältnissen weiterschreiten.

Als schwerste Freundschaftsprobe wird immer das Unglück des einen Freundes bezeichnet. Mit Recht sagt der Volksmund von jeher, daß im Unglück echte Freundschaft sich bewähre. Das muß aber wohl verstanden werden. Im unverschuldeten Unglück muß der Freund gehalten werden: das ist Freundespflicht. Und kein menschliches Thun steht höher und herrlicher, als das eines Freundes, der den Freund im Unglück nicht verläßt.

Anders freilich steht es mit dem selbstverschuldeten Unglück. Aber was ist selbstverschuldetes Unglück? Das hat eben der Freund anders zu beurteilen, als der Fremde. Ein edler Mensch muß an die Verschuldung des Freundes erst dann glauben, wenn es gar nicht mehr anders möglich ist. Er muß der letzte sein, der an sie glaubt. Er muß den Freund verteidigen und stützen, so lang auch nur der schwächste Halt für solche Verteidigung sich finden läßt. Und wenn die Verschuldung klar ist

wie die Sonne: dann sucht der echte Freund wenigstens noch alle Gründe ins Licht zu stellen, die seines Freundes Verschuldung mildern können. Nur wo geradezu ehrloses Thun vorliegt: da hat auch die Freundschaft ihre Grenze. Aber im Untergang noch läßt sie etwas Edles und Rührendes zurück: ein unvergängliches Mitleid.

Liebe.

Wenn von Liebe im allgemeinen die Rede ist, versteht man darunter nicht die selbstverständliche und naturnotwendige Liebe von Eltern zu Kindern, von Kindern zu Eltern, von Geschwistern untereinander. Sondern man versteht darunter die Liebe zwischen Mann und Weib, jene Liebe, welche den Menschen wie eine unverständliche geheimnisvolle Macht ergreift; welche nur zu oft stärker wird als der Verstand, die Pflichttreue und der Charakter des Menschen; welche für den einzelnen sein Schicksal, sein Fluch oder sein Segen werden kann.

Darf und soll in unserem Buch etwas über diese Liebe gesagt werden?

Nun — es sollte ein Buch werden nicht für Kinder, sondern für Leute, die mindestens zur reiferen Jugend zählen. In diesen Jahren aber denkt der Mensch schon mitunter über die Liebe nach, bald mehr, bald weniger verständig. Und deswegen darf und muß wohl auch in unserem Buche etwas über die Liebe gesagt werden.

Ist es aber auch von Nutzen, wenn etwas darüber

gesagt wird? Wohl nur für wenige. Aber um dieser Wenigen willen wurde dieses Kapitel über einen Gegenstand, der eigentlich kein Ende hat, aufgenommen.

Wenn wir dieses Kapitel damit anfangen, daß wir den Mann vor dem Weibe warnen, so ist damit nicht gesagt, daß man nicht auch umgekehrt das Weib vor dem Manne warnen soll. Ja, die letztere Warnung ist noch viel mehr berechtigt.

Beide, Mann und Weib, sind für einander gefährlich, sobald sie der Zufall zusammenführt, ohne daß jedes ein gewisses moralisches Rüstzeug bei sich hat. Männer und Frauen sind viel zu wenig geübt, sich gegenseitig ganz unbefangen, bloß als Menschen, als Arbeitskameraden, als Gesellschaftsmitglieder zu betrachten. Nur zu leicht drängt sich, wenn nicht große Alters- und Bildungsverschiedenheiten vorhanden sind, in den Verkehr zwischen Männern und Frauen der Geschlechtsgegensatz ein, der ein Gegensatz ist und zugleich ein zauberkräftiges Band.

Dem Manne, der ins Leben eintritt, begegnet das Weib in tausend Gestalten, in schönen und abschreckenden, in solchen, die ihn bethören, und in solchen, die ihn eiskalt lassen. Seine Natur zieht ihn mit unsichtbarer Kraft hin zu der einen oder der andern; und dieser Zug ist viel stärker, als der überlegende Verstand, welcher ihn eigentlich nötigen sollte, sich aufs eindringlichste zu fragen: Ist das Scherz oder Ernst? Ist es eine vorübergehende Wallung der Sinne oder ein dauerndes, das ganze Leben beherrschendes Gefühl?

Längst ehe man diese Fragen beantworten kann, hat man schon den halben Verstand verloren. Die Bethörung

oder die arglistige Berechnung des einen Teils wirkt auf den andern wie eine ansteckende Krankheit. Man fühlt etwas, das Liebe — oder auch etwas anderes sein kann; aber man stammelt sich selbst und dem geliebten Wesen vor, es sei Liebe. Und nur zu gern wird das geglaubt; gleichviel, ob es ganze oder halbe Wahrheit, ob es bewußte oder unbewußte Lüge ist.

Auch die Liebe gehört zur Lebenskunst. Aber doch nur die Liebe, welche imstande ist, zwei Menschen dauernd glücklich zu machen — oder wenigstens ein solches Ende zu finden, daß keins der beiden dauernd und tief unglücklich wird.

Die Liebe kommt über manche Menschen wie ein Feuer vom Himmel: plötzlich, alles Denken überwältigend. Für andere erwächst sie allmählicher, aus einer leichten Neigung, aus bloßem scherzhaftem Spiel hervorkeimend. Und wieder in andern entsteht sie noch langsamer; auf Grund langdauernder Wertschätzung aufgebaut.

Wo sie aber gekommen ist, da giebt es für ihn, den sie getroffen hat, zunächst nur eines: Schweigen und prüfen! Sich selbst prüfen und den Gegenstand seiner Liebe prüfen.

Die Selbstprüfung sollte uns darüber aufklären, ob es ein ernstes, dauerhaftes, tiefgreifendes oder ein vergängliches und oberflächliches Gefühl ist, das uns beherrscht. Sie sollte uns darüber aufklären. Aber Menschen mit lebhaften Gefühlen werden diese Prüfung kaum jemals gründlich und unbefangen genug vornehmen können. Denn die Liebe zieht uns einen Flor um das Bewußtsein. Nehmen wir nun an, es habe jemand bei der Selbst-

prüfung sein Gefühl nicht für ein ernstes und dauerndes erkannt. Dann mag er ihm wohl Ausdruck geben. Aber er soll es als das hinstellen, was es ist; nicht als etwas Tiefes und Ganzes. Das wäre ein schmählicher Betrug; leider kommt er im Leben oft genug vor.

Hat man aber sein Gefühl als ein wahrhaftiges und dauerndes erkannt, so ist immer noch zu prüfen, ob auf der andern Seite das Gefühl ein entsprechendes ist und ob die Neigungen, Ansichten und Lebensgewohnheiten derartige sind, daß sie durch Angleichung, durch Zugeständnisse, durch wechselseitiges Erziehen und Verzeihen in eine glückliche Uebereinstimmung gebracht werden können. Auch diese Prüfungen werden in sehr vielen Fällen täuschende Ergebnisse liefern, weil die Liebe blind ist und blind macht, vom Anfang bis zum Ende.

Und dennoch dürfen wir nicht auf das Prüfen und Erwägen verzichten, so gering auch die Hoffnung ist, durch dasselbe zu einer untrüglichen Erkenntnis zu kommen. Niemals ist der Mensch so sehr dem Zufall und der Laune des Augenblicks, dem Irrtum und der Täuschung ausgesetzt, als wenn die Liebe sein Herz ergriffen hat. Sie kann ihn zu lebenslänglichem Glücke und zu lebenslänglicher Knechtschaft führen; zu einem Dasein voll harmonischen Zusammenklangs oder voll beständiger quälender Widersprüche. Sie kann ihm zur Göttin werden und zur Teufelin. Sie ist das *größte Meisterstück* in der *Kunst des Lebens*; darum mißlingt sie auch am leichtesten.

Es kann auch eine ernsthafte und tiefe Liebe ein Ende nehmen, während die beiden, die sie einst empfanden,

fortleben. Wenn sie dieses Ende finden muß: dann ist es immer die Aufgabe zweier Herzen zugleich, dieses Ende schonend und edel zu gestalten, so daß man wenigstens die Achtung, vielleicht sogar Freundschaft als Erinnerung an die Liebe bewahren kann.

Die Familie.

Die Familie ist jener Kreis von Menschen, mit welchem Blutsverwandtschaft und Ehe den einzelnen umgeben. Es giebt Menschen ohne Familie: Waisen, deren Eltern gestorben sind und die sonst keine Verwandten haben. Solche familienlose Menschen sind aber Ausnahmen. Die Regel ist, daß der Mensch im Schoß einer Familie heranwächst und darin verbleibt, bis er wirtschaftlich selbständig ist.

Durch die Natur ist dem Menschen ein gewisser Familiensinn eingepflanzt: ein Streben, innerhalb der Familie Schutz und Förderung zu suchen und dafür der Familie dankbar zu sein, indem man zu ihr hält und ihren Interessen dient. Der Familiensinn wird um so stärker sein, je schwächer sich überhaupt ein Mensch fühlt, je weniger allgemeine, staatliche, künstlerische, religiöse, wissenschaftliche Interessen ihn außerhalb seiner Familie in Anspruch nehmen, je stärker und länger der Familiensinn in ihm durch die Familie und durch die Lebensschicksale gepflegt und gekräftigt worden ist.

Es giebt Menschen, die eine Familie haben, aber durch ihren Lebensgang von dieser Familie so weit entfernt worden sind, als ob sie überhaupt keine hätten.

Aus Bauernfamilien gehen mitunter begabte Kinder hervor, welche studieren und hervorragende Gelehrte, Künstler, Staatsmänner werden. Ein solcher Bauernsohn braucht seine Familie nicht zu vergessen. Er wird das Haus, aus dem er hervorgegangen ist, achten und verehren, so lang es achtbar bleibt. Und er wird es lieben, so lang diejenigen leben, denen er Dank und Treue für seine Erziehung schuldet, und so lang die Erinnerungen an seine Kindheit in ihm wach sind. Wenn er aber die Erfahrung macht, daß man in seiner Familie gar kein Verständnis mehr für ihn hat, daß man sich gar nicht bemüht, seinen erweiterten Anschauungen und Aufgaben einigermaßen zu folgen: dann wird er fühlen, daß das geistige Band zwischen ihm und seiner Familie lockerer wird. Die Leute verstehen sich nicht mehr.

Und so geschieht es sehr häufig, daß durch den Gang des Lebensschicksals einzelne Familienglieder aus ihrer Familie losgelöst werden: durch gründlich verschiedene Berufs- und Vermögensstellung, durch lange Abwesenheit in fernen Weltteilen. Es kommt aber auch vor, daß einzelne Familienglieder durch grobes Verschulden aus ihrer Familie herausfallen: durch unehrenhafte Handlungen oder liederlichen Lebenswandel. In solchen Fällen ist es allein Sache der Familienglieder, wie lang sie einen solchen Entarteten als ein Mitglied der Familie betrachten wollen. Wer in eine ehrenhafte Familie einen Flecken bringt, kann nicht verlangen, daß sie an ihm festhalte, ihn nicht ausstoße. Stößt sie ihn nicht aus, so darf man ihr deshalb keinen Vorwurf machen, so lange sie nicht sein Verhalten geradezu verteidigt.

So lang jemand seiner Familie angehören will, muß er sich auch gewissen Anschauungen und Sitten derselben fügen, kann aber seinerseits in friedlicher Weise dahin wirken, daß sich diese Anschauungen und Sitten allmählich ändern. Es giebt aber verschiedenerlei Angehörigkeit zur Familie: innigere und losere. Die innigste Familienangehörigkeit ist jene, wobei die Familienglieder auch Haus- und Tischgenossen sind. Da ist der Wille des Familienvaters oder der Familienmutter maßgebend. Wo in einer solchen innigen Familiengemeinschaft die Willensrichtungen bei ernsten Dingen auseinander gehen, ist der Keim zur Familienzerrüttung gegeben.

Nun ist es freilich ein großer Unterschied, ob Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten sich ergeben zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern. Wo zwischen Mann und Frau unversöhnliche Gegensätze von vornherein da waren oder später sich ausbildeten: da kann in der Regel niemand helfen und versöhnen, als die Beteiligten selber.

Es ist möglich, daß in einer Ehe die beiden Gatten von Anbeginn vortrefflich zu einander paßten, daß aber mit der Zeit der eine Teil oder beide Teile ihre Anschauungen und ihre Lebensführung in gründlicher Weise ändern. Dann kann es geschehen, daß die Ziele und Charaktere nicht mehr zusammenstimmen. In diesem Falle ist eine Heilung des zerrütteten Verhältnisses noch denkbar, wenn die verschiedene Wege Wandelnden sich rechtzeitig daran erinnern, daß sie einst einen Weg gingen; wenn derjenige, der am weitesten von diesem gemeinsamen Wege abgewichen ist, zur Einsicht davon kommt

und wenn der andere Teil in verzeihender Güte ihm entgegenkommt.

Schwerer mag eine Versöhnung dann gelingen, wenn die Gatten von Anfang der Ehe schon sich täuschten in dem Gedanken, daß sie zu einander paßten. Es kann ja in der Unerfahrenheit der Jugend geschehen, daß ein Paar zum Herzensbunde sich vereinigt, das in den wichtigsten Lebensfragen nicht zusammenstimmt. Dann ist es die schwere Aufgabe dieser beiden, sich verstehen zu lernen, Härten und Unvollkommenheiten abzustreifen, gegenseitig sich anzupassen. Wo an dieser Aufgabe nicht mit größter Geduld und selbstverleugnender Liebe fortwährend gearbeitet wird: da entfernen sich die ungleichen Seelen mehr und mehr voneinander, bis sie einen grellen unversöhnlichen Gegensatz bilden.

Tiefwurzelnde Meinungsverschiedenheiten zwischen Eltern und Kindern kommen in der Familie auch vor und sind ebenfalls geeignet, den Familienfrieden zu stören. Aber so bedenklich sind sie nicht, wie jene zwischen Ehegatten. Denn die Kinder sind von ihren Eltern selten so verschieden, wie es Ehegatten von Anbeginn sein können. Auch bleiben die Kinder ja lange abhängig von den Eltern und werden, wo sie nur halbwegs erzogen werden, in Achtung und Gehorsam gegenüber den Eltern erzogen. Gegensätze zwischen Eltern und Kindern sind daher seltener und weniger brennend. Am leichtesten entstehen sie, wenn die Eltern ihre vormundschaftliche Herrschaft über die Kinder zu lange festhalten und sich mit der fortschreitenden Weltanschauung, welche die jüngere Generation beseelt, nicht verständigen können; und wenn

die Kinder ihrerseits zu früh zu selbständiger Lebensführung gelangen wollen oder wenn sie der Dankbarkeit vergessen, die sie dem Alter immer schuldig sind.

Ob an solchen Gegensätzen die Kinder oder die Eltern mehr Schuld tragen, werden die Beteiligten niemals ganz unbefangen zu beurteilen wissen. Beide Teile mögen es ernsthaft prüfen. Aber die Kinder sollen überhaupt ihren Willen dem der Eltern nur dann gegenübersetzen, wo es ihre Zukunft gilt, und wo sie sich nach ernsthaftester und sorgfältigster Prüfung sagen dürfen, daß ihr Wille zu ihrem wirklichen dauernden Glück führen werde. Und selbst wo sie zu dieser Ueberzeugung gekommen sind, dürfen sie ihren Willen nur mit Achtung und Bescheidenheit dem der Eltern entgegensetzen.

Und wenn dann die Eltern bedenken, daß in solchen Fragen, wo es die ganze Zukunft der Kinder gilt, doch die letzteren auch ein Recht haben, mitzusprechen: dann werden Gegensätze zwischen Eltern und Kindern kaum auftreten, oder, selbst wenn sie vorhanden sind, doch den Frieden und das Glück der Familie nicht zu stören vermögen. Eltern und Kinder sind ja aus verschiedenen Zeiten. Es ist ein heranwachsendes und vergehendes Geschlecht; jedes hat Rücksichten und Verpflichtungen gegen das andere; jedes ist auch berechtigt, seine eigenen Lebensansichten zu haben. Keines darf seine Anschauungen übermäßig betonen und schroff zum Ausdruck bringen.

Jene Fragen, die am häufigsten Gegensätze zwischen Eltern und Kindern hervorrufen, sind die Berufswahl und die Eheschließung der Kinder, deren gesellschaftlicher

Umgang, aber auch religiöse und politische Ansichten. In allen diesen Fragen müssen einsichtsvolle Eltern bedenken, daß ihre Kinder einer anderen Zeit entwachsen sind als sie selber, und daß sie innerhalb gewisser Grenzen zu einem selbständigen Willen berechtigt sind.

Gegensätzliche Anschauungen zwischen Geschwistern sind am wenigsten gefährlich für den Familienfrieden. Denn solche Gegensätze unterliegen dem richtenden Willen der Eltern. Vernünftige Eltern gestatten, daß ihre Kinder verschiedene Anschauungen haben und diese Anschauungen auch vertreten, so lang der Familienfriede dadurch nicht gestört wird. Werden die gegensätzlichen Meinungen zu heftig und rücksichtslos geltend gemacht, so hat das Wort der Eltern Frieden zu gebieten; und dieser muß dann auch gehalten werden. Im übrigen sollen Geschwister die treuesten Kameraden und Freunde sein. Unter gewöhnlichen Verhältnissen werden sie es auch immer sein. Es ist etwas Naturwidriges, wenn Geschwister sich nicht verstehen oder gar feindlich gesinnt sind. Wo man dergleichen findet, darf man stets irgend eine krankhafte Entartung des Gefühlslebens annehmen. Die Geschwisterliebe ist teils angeboren und naturnotwendig, teils aber auch ein Ergebnis der gemeinsam durchlebten Kindheit.

Die Familie im weiteren Sinne des Wortes umfaßt alle, die sich einer verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit bewußt sind, aber nicht in einer Hausgemeinschaft zusammenleben. Man kann sie auch mit dem schönen deutschen Worte Sippe bezeichnen. Die verschiedenen Mitglieder einer Sippe können ihre Zusammengehörigkeit stärker oder schwächer empfinden. Am stärksten wird sie

empfunden von Kindern, welche schon ihren eignen Hausstand haben, sich aber doch noch vollständig als Kinder des elterlichen Hauses fühlen, bei ihren Eltern verkehren, dort Rat und Trost und Hilfe finden. Es ist völlig in der Ordnung, daß ein junger Haushalt sich an elterliche Haushalte anlehnt, in ihnen eine moralische und wirtschaftliche Stütze findet. Auch zwischen Geschwistern, die schon in getrennten Haushalten leben, sollte immer noch ein schönes verwandtschaftliches Einvernehmen fortbestehen, eins im andern seinen Spiel- und Arbeitskameraden aus der Jugendzeit lieben. Lockerer sind die verwandtschaftlichen Bande der Vetternschaft und Schwägerschaft. Da steht man sich nicht so nahe, daß man sich auch unter großen Opfern Schutz und gegenseitige Hilfeleistung schuldig wäre, wie im Kreis der engeren Familie. Aber auch die fernere Sippe ist immerhin noch eine moralische und gesellschaftliche Stütze für den einzelnen, der ihr angehört. Sie ist es wert, daß man ihre Ueberlieferungen achtet und mit ihr in gutem Einvernehmen bleibt, so lang nicht grundverschiedene Anschauungen und Lebensweise unübersteigliche Schranken zwischen den Mitgliedern aufrichten.

Was kann nun in der einzelnen Familie geschehen, um den Familienzusammenhang aufrecht zu erhalten?

Leider hängen die Vorzüge eines geordneten Familienlebens und eines dauernden treuen Einvernehmens sehr bedeutend vom Familienschicksal ab. Frühzeitiger Tod der Familienhäupter muß notwendig den Bestand der Familie lockern, ihre Glieder zerstreuen und voneinander entfernen. Wo aber den Familienhäuptern ein langes

Leben vergönnt ist: da liegt es hauptsächlich in ihrer Hand, den Familienzusammenhang zu erhalten.

Die Familienhäupter haben mit Gerechtigkeit und Treue den Familienfrieden zu wahren. Ihre Aufgabe ist es, bei Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheiten der Familienglieder auszugleichen und zu versöhnen. Sie sollen ihr Haus so gestalten, daß es allen Familienmitgliedern immer als schützende trauliche Heimat erscheint. Familienfeste werden immer, besonders wenn die Kinder dabei die Hauptsache sind, ein dauerndes festes Band schönster Erinnerungen schaffen. Menschen, die als kleine Kinder um einen Weihnachtsbaum getanzt haben, behalten bis in ihre spätesten Tage die Erinnerung daran und mit ihr die Liebe zur Familie, welcher jener Baum seine Lichter glänzen ließ.

Weiterhin ist es eine Aufgabe der Familienhäupter, die Familie beisammen zu halten, so lang nicht unüberwindliche Verhältnisse eine Trennung nötig machen. Dieses Festhalten in der Familie soll freilich nicht so weit gehen, daß die heranwachsenden Familienglieder unselbständig werden und einen engen Blick erhalten, sodaß sie schließlich nur die Lebensweise ihrer Familie für die einzig richtige ansehen. Sie sollen auch lernen, sich in der großen Welt zurechtzufinden, nicht bloß im Familiennest. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man sie vorübergehend aus dem Familienheim entläßt, damit sie sich in der Welt umsehen; oder ob man sie dauernd fortläßt, um nicht mehr für sie sorgen zu müssen.

Ein weiterer Zusammenhalt der Familie ist die Familienzucht; die Herrschaft der Familienhäupter

über ihre Glieder. Keine Herrschaft wird mit so viel Selbstaufopferung, mit so viel Liebe, Geduld und verzeihender Güte geübt, als die Herrschaft edler Familienhäupter. Ihr zu gehorchen ist eine Freude für die, welche ihr unterworfen sind. Und solche Familienhäupter werden bis in ihre spätesten Tage einen Schatz von liebevoller dankbarer Treue ihr eigen nennen.

Familienüberlieferungen sollen aber auch bestehen. Auch diese zu pflegen ist eine Sache der Familienhäupter. Das heißt: die Familienhäupter sollen ihre Angehörigen in Kenntnis von den Familienschicksalen erhalten. Vor allem soll jedes Familienglied wissen, wer seine Vorfahren waren, wo und als was dieselben lebten, was sie etwa für die Welt leisteten. In manchen Familien vererben sich Familienstücke von den Großeltern auf die Kinder und Enkel. Solche Familienstücke sind Schmucksachen, Hausgeräte, ganze Häuser und Besitzungen, auch Bücher und schriftliche Aufzeichnungen oder Aktenstücke. Jedes Familienhaupt sollte es als seine heilige Verpflichtung ansehen, seinen Nachkommen einen kleinen oder größeren Schatz an solchen Familienstücken zu hinterlassen. Durch sie wird die Erinnerung gefestigt, eine dankbare Treue der Nachkommen gegen die Vorfahren gepflegt, freundliche Beziehungen mit fernen Familiengliedern erhalten und dem einzelnen zum Bewußtsein gebracht, daß auch er, wenn ihn der Tod dahinrafft, nicht völlig verschwunden und vergessen ist. Der Rückblick auf eine Reihe von Vorfahren, von deren Leben und Schicksalen man einiges kennt, giebt auch wieder Halt und Stolz im Leben. Man sieht dabei, daß man nicht bloß

ein zufälliges vergängliches Dasein ist, sondern ein Glied aus einer langen Kette.

Am vollkommensten werden solche Familienüberlieferungen, wo sie zu ganzen Familienbüchern sich gestalten, in denen die Geschichte einer ganzen Familie niedergelegt und von liebender Hand immer wieder Aufzeichnungen nachgetragen werden.

Alter und Jugend.

Jeder rechnet sich entweder zu den Alten oder zu den Jungen, oder aber in gewissen Fällen und Verhältnissen zu den Alten und in andern Fällen zu den Jungen. Dabei macht die Anzahl der Jahre vieles aus; aber doch nicht alles. Es kann ein Fünfziger in mancher Hinsicht jünger sein, als ein Dreißiger.

Das Leben zehrt nämlich an uns. Es bemüht sich, unsere Jugend aufzuzehren; und hierbei können manche ihre Jugend fester halten, während andre sie rascher aufzehren lassen.

Die allgemeinen Merkmale des Alters bei den Menschen sind Reife, Besonnenheit, Erfahrung; aber auch eine gewisse Müdigkeit und später Verknöcherung, Unbeweglichkeit. Und die allgemeinen Merkmale der Jugend sind Frische, Uebermut, Unerfahrenheit, Kraft. Im Leben reibt sich die Jugend am Alter und das Ergebnis sollte sein, daß die Jugend vom Alter lernt, was dasselbe Gutes an sie abgeben kann; und daß sie dem Alter dankbar ist für das, was es ihr geschaffen und mitgeteilt hat. Alter und Jugend werden sich stets vertragen, wenn das Alter immer daran denkt, daß sich Welt und Menschen vorwärts bewegen und sich ändern

müssen; und wenn die Jugend sich immer vor Augen hält, daß sie auf dem Boden steht und wirkt, den ihr die Alten geschaffen haben — und daß sie auch einmal alt wird.

Wo diese Gedanken nicht walten, werden sich leicht Reibereien zwischen Alten und Jungen ergeben. Da werden die Alten den Jungen vorwerfen, daß sie grün und unreif seien, keine Erfahrung hätten und über Dinge redeten, von denen sie nichts verstehen. Und die Jungen werden den Alten entgegenhalten, daß sie mit ihren Anschauungen zurückgeblieben seien und über die Dinge noch gerade so urteilten, wie man eben früher urteilte, wie es aber jetzt veraltet sei.

Die ganze Gesellschaft, welche aus Menschen der verschiedensten Altersklassen zusammengesetzt ist, vertraut aber immer mehr auf die Erfahrung der Alten, als auf den ungestümen Willen der Jungen. Das liegt in der Natur der Dinge. Wenn das Menschengeschlecht sich sehr schnell vervollkommnen würde: dann wäre ja immer die Jugend dem Alter überlegen. Aber die Menschheit wird nur sehr langsam weiser und besser; ja es wird von vielen bezweifelt, ob sie überhaupt besser wird. Da ist es nun jedenfalls natürlich, daß sich das Ganze nicht von den Jungen regieren und belehren, seine Gesetze machen, seine Sitte und seine Weltanschauung bestimmen läßt, sondern daß man den Jungen sagt: lernt und arbeitet; aber die Herrschaft soll das Alter haben, welches jedenfalls Maß und Ueberlegung gelernt und Erfahrung gesammelt hat.

Die Regeln der Lebenskunst gestalten sich einiger-

maßen anders für die Jungen, als für die Alten. Aber um das zu verstehen, muß man doch zuerst wissen, ob man zu den Alten oder zu den Jungen gehört. Das ist ja sehr einfach, wenn man bloß mit einem oder wenigen Leuten zu thun hat. Da zeigt sich's ja schon äußerlich, wer der Aeltere ist; da ist es nicht schwer, daß die Jüngeren den Aelteren eine gewisse Ehrerbietung wegen ihres Alters zollen, ihnen den Vorrang einräumen, rücksichtsvoll sind. Und sind die Altersunterschiede äußerlich nicht bemerkbar: nun, dann behandelt man sich als gleichalterig.

Aber es giebt auch Umstände im Leben, wo man nicht mit einzelnen bestimmten Menschen zu thun hat, sondern wo man sich für sich selber die Frage vorzulegen hat, ob man sich zu den Jungen oder zu den Alten zu rechnen hat. Da ist die Entscheidung schwieriger. Sie ist am einfachsten, wo sich's bloß um körperliche Zustände und Leistungen handelt. Man darf und soll sich zu den Jungen rechnen, solang man körperlich das leisten kann, was die Jugend durchschnittlich leistet.

An Geist und Seele kann man aber viel länger jung bleiben, als am Körper. Es giebt achtzigjährige Greise, die im Herzen noch Jünglinge sind. Und es ist eine der beglückendsten Lebenskünste, auch in grauen Haaren noch innerlich jung bleiben zu könnnn. Aber wie macht man dies?

Edle Gedanken und gerechte Handlungen sind der einzige Jungbrunnen der Seele. Wer sich den Gewalten der Habsucht und des Ehrgeizes, dem Neid und schnöder Genußsucht gefangen giebt, der altert schnell

und wird vorzeitig zum Greise. Ein Herz, das bis in späte Jahre jung bleiben soll, muß ein Kinderherz bleiben bis in die Mannesjahre hinein. Und ein Geist, der frisch bleiben soll, muß sich beständige Nahrung suchen an allem, was der Wandel der Zeit ihm in den Weg bringt. Er muß Interesse haben für alles, was er lernen und erfahren kann; und wenn er sieht, daß die Zeit die Gedanken der Menschen verwandelt, muß er suchen, ein gerechtes Urteil über diese Verwandlungen zu gewinnen. Er darf nicht auf das Alter pochen, bloß weil es alt ist; und wenn ihm das Neue unreif scheint, darf er es nicht verwerfen ohne zu prüfen; denn alles Neue muß irgend einen Grund haben. Die Zeit ist rastlos und die Welt ist es auch; und nur wer in seinem Denken auch rastlos ist, wird geistig jung bleiben, wenn auch sein Haar ergraut. Dann werden auch die Jüngsten ihn verstehen und ihn achten; und er kann ihnen Ratgeber und Leiter sein. Das ist die richtige Versöhnung von Alter und Jugend.

Gesellschaftliche Klassen.

Es giebt mancherlei menschliche Eigenschaften und Lebensumstände, durch welche die ganze Gesellschaft in gewisse Klassen gegliedert wird. Während aber diese Klassen in früheren Jahrhunderten scharf voneinander geschieden waren und jede derselben in Staat und Gesellschaft gewissermaßen eine Welt für sich bildete, ist die Scheidung der Klassen jetzt immer weniger bemerkbar geworden; immer leichter ist es für den einzelnen geworden, aus einer Klasse in die andre überzugehen; immer mehr sind die Vorrechte geschwunden, welche eine Klasse vor den andern beanspruchte.

Jene Klasse, welche in früheren Zeiten die hervorragendste war, der Adel, begründete seine Vorrechte auf seine Ahnen, auf seinen großen Grundbesitz, auf kriegerische und politische Leistungen, auf Bildung. Da aber heutzutage Grundbesitz, kriegerisches und politisches Verdienst, höhere Bildung auch von Nichtadligen erreicht werden können, ist die ausschließende Stellung der Adelsklasse geschwunden. Jener Adlige, der nichts hat, als seine Ahnen, bedeutet heutzutag auch nichts mehr. Viel wichtiger, als er, ist im Staat und in der Gesellschaft der Militäradel, der Amtsadel und der Geldadel geworden, in den

aber Leute von hervorragenden Verdiensten und von bedeutender Arbeitskraft auch aus andern Gesellschaftsklassen aufrücken können.

Der Offiziersstand bildet ebenfalls eine Klasse für sich, mit einem stark ausgesprochenen Klassengeist. Aber abgeschlossen wie mit Mauern gegen die andern Klassen ist er doch nicht, weil kein Mensch in diesen Stand hineingeboren wird. Der Offiziersstand erhält ja immer Nachschub aus bürgerlichen Kreisen, freilich nur aus solchen, wo Mittel vorhanden sind, um die Heranbildung eines Sohnes zum Offizier zu bestreiten. Was dem Offiziersstande sein Klassenbewußtsein giebt, ist die Waffenehre und das besonders ausgebildete Pflichtgefühl; ein Pflichtgefühl, welches nicht bloß die eigentlichen Berufspflichten, sondern auch die Pflichten gebildeter Umgangsformen und ehrenhafter Lebensführung enthält. Und dieses Klassenbewußtsein wird gesteigert durch den rücksichtslosen Ausschluß des Pflichtvergessenen aus dem Stande, sowie durch die Pflege des kameradschaftlichen Geistes.

So bildet auch der Beamtenstand eine Klasse für sich, die wieder geschieden ist in den Stand der höheren und der niederen Beamten. Unter den höheren verstehen wir diejenigen, welche durch Studium und Prüfungen die Vorbedingungen erfüllt haben, welche notwendig sind, um bis zu den höchsten Aemtern im Staate aufzurücken. Auch hier herrscht ein nach allen Richtungen hin ausgebildetes Pflichtgefühl; ein starker Sinn für die Unterordnung der Person unter die Ziele des Staats und des Rechts. Da gilt kein Erwerbtrieb, sondern

bloß die Pflichterfüllung. Man sieht den Stand, dem man angehört, als einen bevorzugten an, weil er wichtige und ernste Angelegenheiten der Gesamtheit zu besorgen hat, ist aber auch für diese Angelegenheiten mit aller Aufopferungsfähigkeit thätig.

Auch der „Geldadel" bildet eine der bevorzugten Klassen der Gesellschaft. Reichtum für sich sollte durch die Gesellschaft nicht auch noch geehrt werden; er ist ohnedies schon ein genügender Vorteil für seinen Eigentümer. Aber man respektiert ihn, wenn er auf redliche Weise, durch Arbeit, Sparsamkeit und geschäftlichen Scharfblick, ohne schadenbringende Ausnützung anderer, entstanden ist und wenn er mit Bescheidenheit und mit allen Rücksichten auf das Gemeinwohl angewandt wird.

Jede dieser bevorzugten Klassen verdient überhaupt nur dann zu existieren, wenn sie für jeden Vorzug, den sie beansprucht, auch eine entsprechend stärkere Last von Pflichten zu tragen gewillt ist.

An sie reiht sich als eine breitere Klasse das Bürgertum an: die große Zahl der selbständigen kleineren und größeren Unternehmer. Was sie zu einer gemeinsamen Klasse stempelt, ist das Geschäftliche, die Erwerbarbeit auf eigne Gefahr, auf die sie angewiesen sind; das Verhältnis zu einer Kundschaft; der Wohnsitz in Städten, Märkten und größeren Dörfern.

Wieder eine andre deutlich unterscheidbare Klasse ist die der landwirtschaftlichen Grundeigentümer. Sowohl die Art ihrer Arbeit, als auch ihr Besitz, ihr Wohnort und die mit demselben verbundene einfache und naturgemäße Lebensweise unterscheiden sie sichtlich von

den vorher genannten Klassen. Sie ist zugleich jene Klasse, welche die breite gediegene Grundlage der ganzen Gesellschaft bildet, zeigt aber wesentliche Unterschiede, da sie aus großen, mittleren und kleinen Grundbesitzern besteht und da jede dieser Unterklassen wieder ihre besonderen Eigentümlichkeiten hat.

Ebenfalls sehr zahlreich ist auch die Arbeiterklasse — das heißt diejenigen, welche ausschließlich oder größtenteils von einem nicht dauernd gesicherten Arbeitslohne leben, indem sie für denselben Handarbeit verrichten. Ihr gemeinsames Merkmal ist die unselbständige Thätigkeit im Dienste von Unternehmungen; dabei eine fühlbare Unsicherheit des Erwerbs. Große Unterschiede innerhalb der Klasse sind noch vorhanden, da sie sich wieder in gewerbliche und in ländliche (land- und forstwirtschaftliche) Arbeiter spaltet, ferner in Arbeiter mit und solche ohne fachmäßige Schulung; sodann in solche Arbeiter, welche Aussicht haben, selbständige Unternehmer zu werden und in solche, denen diese Aussicht fehlt.

Die meisten Menschen gehören einer dieser Klassen an. Man kann aber auch mehreren zugleich angehören. Und es giebt auch manche, die zu keiner dieser Klassen eigentlich gehören, wohl aber je nach ihrer Bildung und ihrem Einkommen zur einen oder der andern gerechnet werden, in der sie ihren gesellschaftlichen Umgang finden. Und es giebt leider auch manche, die unter allen diesen Klassen stehen: das sogenannte Lumpenproletariat oder die bedenkliche Klasse: Arbeitsscheue, Vagabunden, Bettler, Gauner und dergleichen, die manchmal aus einer der vorgenannten Klassen herausgefallen sind, manchmal

auch von klein auf in ihre schlimme gesellschaftliche Stellung gedrängt wurden.

Ein Klassenunterschied, der neben den Genannten auch manchmal gemacht wird, ist der Unterschied von gebildeten und ungebildeten Klassen. Er ist aber nicht genau abzugrenzen. Wir wissen wohl, welche Art von Menschen wir entschieden zu den Gebildeten, welche wir zu den Ungebildeten zählen dürfen; aber zwischen diesen stehen sehr viele in der Mitte, die man weder hier noch dort einreihen kann. Man spricht deshalb auch von „Halbbildung"; aber niemand kann es wagen zu entscheiden, wo die Halbbildung von der vollen Bildung und wo sie von der Unbildung abzugrenzen sei.

Und ebensowenig läßt sich der Unterschied von besitzenden und nichtbesitzenden Klassen feststellen. Etwas besitzt jeder Mensch; wenigstens die Kleider, die er auf dem Leibe trägt. Es kann sich also, wenn man von einem solchen Gegensatze spricht, nur um ein Mehr oder Weniger von Besitz handeln. Und kein Mensch kann feststellen, bei welcher Größe des Vermögens dann der „Besitz" anfängt.

Jeder ist zunächst auf das Zusammenleben mit seiner Klasse angewiesen. Er hat nach den Sitten und Anschauungen seiner Klasse zu leben — soweit dieselben nicht unrichtige, verfehlte, veraltete sind. Es hat sich die Anschauung ausgebildet, daß einzelne dieser Klassen höher, andre tiefer stünden. Diese Anschauung sollte niemals schroff betont werden; denn dies führt zum Klassenneid und Klassenhaß. Jede Klasse — mit Ausnahme der „bedenklichen" — mag und darf ein be-

rechtigtes Klassengefühl haben; aber Hochmut einer Klasse gegenüber der andern ist ebenso tadelnswert, wie der Hochmut des einzelnen Menschen.

Wer zu einer andern Klasse hinaufschaut, als sei sie besser als diejenige, der er bisher angehörte: der mag immerhin trachten, von jener aufgenommen zu werden. Er wird es, wenn die Klasse findet, daß er die Eigenschaften besitzt, die sie von ihren Mitgliedern verlangt. Aber wenn er diese Eigenschaften nicht hat, muß er sich auf eine zurückweisende Behandlung gefaßt machen. Und darin täuschen sich die bevorzugten Klassen nicht leicht. Es soll eben jeder zuerst trachten, in der Klasse, in welcher er durch Geburt und Erziehung steht, Vorzügliches zu leisten und sich eine geachtete Stellung zu erwerben. Und wenn er in eine Klasse aufsteigen will, die ihn höher dünkt, darf er nicht etwa glauben, daß das mit dem Mindestmaß von Bildung, Leistung und Besitz, welches Mitglieder dieser Klasse haben, schon leicht zu erreichen sei. Jede Klasse weiß, welche ihrer Mitglieder an ihrer unteren Grenze stehen; und sie wünscht nicht, die Zahl gerade dieser Mitglieder zu vermehren.



Sechster Abschnitt.

Der Einzelne in seinem Kreise.

Eigennutz und Gemeinsinn.

Unter Eigennutz oder Egoismus versteht man die Gesinnung und die Handlungsweise eines Menschen, der immer bloß an sich und sein eigenes Wohlergehen denkt. Denkt er dagegen nicht bloß an sich, sondern auch an andre, und strebt er, neben der eigenen auch die Wohlfahrt anderer zu fördern, so nennen wir diesen Grundzug seines Wesens Gemeinsinn. Eigennutz und Gemeinsinn kommen überall zum Vorschein, wo der einzelne Mensch in Verkehr mit andern Menschen tritt. Vielfach spielen Eigennutz und Gemeinsinn ineinander. Es kann sogar vorkommen, daß Handlungen vollbracht werden, bei welchen man nicht mehr unterscheiden kann, ob der Eigennutz oder der Gemeinsinn dabei vorherrschend war.

Der Eigennutz und der Gemeinsinn sind beide dem Menschen von der Natur eingepflanzt. Der Eigennutz ist die ältere dieser Eigenschaften; er wurzelt noch tiefer. Er geht unmittelbar aus dem Trieb der Selbsterhaltung hervor. Aber auch der Gemeinsinn ist etwas Naturnotwendiges. Er ist die vom Menschen gefühlte Notwendigkeit, daß man sich an andre Menschen anschließen muß, weil sie die gleichen Lebensziele verfolgen.

Der Gemeinsinn fängt schon in der Familie an, als Familiensinn. Kindesliebe, Elternliebe, Geschwisterliebe sind seine Aeußerungen. In der Familie wird der Mensch zum Gemeinsinn erzogen. Durch das Beispiel seiner Eltern lernt der heranwachsende Mensch, daß man seine Leiden und Freuden mit andern, zunächst mit den blutsverwandten Familiengliedern zu teilen hat. In der Familie lernt man zuerst die Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit, der gegenseitigen Unterstützung. Man lernt, den Eigennutz in Schranken zu halten. Aber schon in der Familie zeigen sich Verschiedenheiten, Abstufungen des Gemeinsinns. Fast in jeder Familie, wo mehrere Kinder sind, ist eins oder das andre, das stets nach dem besten Stücke greift; während andre bescheiden zurückstehen und ihren Geschwistern das Beste gönnen. Der Gemeinsinn ist eben nicht gleich ausgeteilt; aber die Eltern haben darauf zu achten, daß eine Gleichheit und Gleichberechtigung herrsche.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß man in der Familie den Gemeinsinn lernt, und daß man ihn später in einem erweiterten Kreis von Menschen thätig werden läßt. Für den heranwachsenden Menschen sind es zunächst seine Schul- und Spielkameraden, später seine Arbeitskameraden und Freunde, in deren Kreis er seinen Eigennutz, sowie seinen Gemeinsinn bethätigen kann.

Wenn man herangewachsen ist, wird man durch Beruf und Wohnsitz, sowie durch andre Lebensverhältnisse zur Mitgliedschaft noch weiterer gesellschaftlicher Kreise geführt. Man wird Angehöriger einer Gemeinde, Mitglied von mancherlei Korporationen, Vereinen, Gesell-

schaften. Auch in diesen Kreisen kann der Gegensatz von Eigennutz und Gemeinsinn fühlbar werden.

Eine noch höhere Stufe des Gemeinsinns ist vorhanden, wenn jemand seinen Eigennutz überwindet aus Rücksicht auf die Ziele und die Wohlfahrt des ganzen Volkes, dem er angehört. Diese Stufe des Gemeinsinns bezeichnen wir mit dem Ausdruck Patriotismus. Aber auch damit hat der Gemeinsinn noch keine Grenzen. Es giebt einen Gemeinsinn, der an die Wohlfahrt der ganzen Menschheit denkt und für sie thätig wird.

Am schönsten und edelsten ist der Gemeinsinn dann, wenn er in allen Kreisen, in welche der Mensch versetzt wird, thätig wird. Aber die Kräfte des einzelnen sind ja zu gering, als daß sein Gemeinsinn sowohl in der Familie, als auch in weiteren und weitesten Kreisen zugleich mit bemerkbarem Erfolg thätig werde. Die verschiedenen Begabungen und Schicksale des Menschen, seine Berufsstellung und andres sind's, was den Gemeinsinn bald mehr in einem engeren, bald mehr in einem weiteren Kreise seiner Umgebung thätig werden läßt. Ein Mann, der keine Familie hat, für deren Wohlfahrt er sorgen könnte, wird schon durch sein Lebensschicksal darauf angewiesen, seinen Gemeinsinn in weiteren gesellschaftlichen Kreisen zu bethätigen. Mancher, den das Vertrauen seiner Mitbürger frühzeitig zur Beratung von gemeindlichen Angelegenheiten berief, lebt sich in diese so vollständig ein, daß er ihnen den größten Teil jener Thätigkeit widmet, die sein Gemeinsinn ihn vollbringen läßt. Mancher andere opfert seine Zeit und seine Arbeit irgend einem Vereine, der ein gemeinnütziges Ziel verfolgt; und

wieder andre werden von ihrem Gemeinsinn zu einer opferwilligen Thätigkeit für ihr Vaterland in parlamentarischen Körperschaften oder in einem aufreibenden und schweren Amte veranlaßt. An jeden aber, der Gemeinsinn besitzt, treten zahllose Gelegenheiten heran, wo er denselben thätig werden lassen kann: gemeinnützige Unternehmungen aller Art, öffentliche und private Wohlthätigkeit, öffentliche Notstände, Wahlkämpfe; die Pflicht jedes einzelnen, bei jeder Gelegenheit das Seinige zur Erhaltung der öffentlichen und rechtlichen Ordnung beizutragen.

Man kann dem Menschen keine Vorschriften machen, wie er seinen Gemeinsinn bethätigen soll. Darin ist er frei. Und ein gewisser Egoismus wird sich auch bei den gemeinsinnigsten Menschen fühlbar machen. Denn jeder wird dasjenige, was er als dem Gemeinwohl dienlich ansieht, für das Richtige halten. Er drängt also doch immer seine Anschauungen, seine Erfahrungen, seine Person in das Gemeinwohl hinein. Er kann gar nicht anders. Er kann die Welt in keinem andern Lichte betrachten, als in dem, welches von seinen Gedanken, von seiner Erfahrung ausgeht. Aber gerade wer die meiste Fähigkeit und Gelegenheit hat, dem Gemeinwohl zu dienen, hat auch die ernsteste Pflicht, sich vor Vorurteilen zu hüten und immer wieder zu prüfen, ob das, was er will, auch wirklich dem Gemeinwohl und nicht etwa bloß den Interessen einzelner Kreise oder Parteien dient.

Anderseits kann auch der Eigennutz nicht ganz aufhören, seine Mitwelt zu berücksichtigen. Auch der ärgste Egoist muß, wenn er überhaupt unter Menschen erzogen und herangewachsen ist, um seiner selbst willen

der Gemeinschaft, in welcher er lebt, gewisse Dienste leisten. Wenn er Erfolg und Gewinn begehrt, muß er bedenken, daß die Gesellschaft ihm das am ehesten bietet, wenn er ihr bedeutende Dienste leistet. Der einzelne steigt empor, indem er den andern hilft. Man kann aus Egoismus seiner Mitwelt dienen; und man kann ihr schaden aus irre geleitetem Gemeinsinn.

Interessen.

Wer das Gute für sich und seine Familie und zugleich auch für seine Mitwelt wirklich will, der findet immer die richtigen Wege, sobald er sich nur darüber klar ist, daß er nicht wegen seiner Wohlfahrt allein in der Welt ist.

Wenn mir beim Nachhausekommen gesagt wird, Herr Müller oder Herr Schulze wäre dagewesen und habe nach mir gefragt, so ist mein erster Gedanke: Was führt den Herrn Müller oder Schulze zu mir? Welches Interesse treibt ihn dazu? Wenn Müller oder Schulze ein alter Freund von mir wäre, würde ich natürlich nicht so denken, sondern wissen, daß der Mann bloß gekommen wäre, um mich wieder einmal zu sehen. Aber ein halb oder ganz Fremder, den ich kaum kenne und der mich aufsucht — er muß unbedingt irgend ein Interesse haben.

Wenn ich abends zum Fenster hinaussehe und eine Gestalt bemerke, die eine Stunde lang in der Straße auf und ab wandelt, dunkel und schattenhaft: dann frage ich mich auch wieder: was für Interesse hat dieser Mensch daran, hier in der Nacht auf und ab zu gehen? Will

er jemanden bestehlen, prügeln oder wartet er auf jemand? Wird ihm das eine oder andre gelingen?

Diese Fragen bringen uns auf das Wesen der Interessen.

Alle Menschen haben ihre Interessen, d. h. Dinge, an welchen ihnen etwas liegt. Und zwar sehr mannigfache Interessen; edlere und gemeinere, seltene und alltägliche. Sie haben geschäftliche und persönliche, manchmal auch politische, künstlerische, wissenschaftliche Interessen.

Die Interessen sind die treibenden Gewalten in der Gesellschaft. Sie sind's, die den einzelnen veranlassen, bestimmte Personen oder Gesellschaftskreise aufzusuchen. Und wer, selbst wenn er nicht darauf ausgeht, ein gründlicher Menschenkenner werden zu wollen, doch eine gewisse Weltklugheit lernen will, muß sich angewöhnen, die Interessen der Menschen zu beobachten.

Dabei werden wir zunächst aufmerksam auf den Unterschied von offenen und versteckten Interessen.

Sehr viele Interessen treten ganz offen zu Tage. Es giebt Interessen, die gar keinen Grund haben, sich zu verstecken, weil es edle oder wenigstens durchaus verzeihliche Interessen sind. Solche Interessen sind namentlich unsere Pflichten: Amtspflichten, Berufspflichten, Freundschaftspflichten. Das sind Interessen, die niemand zu bekennen sich scheut. Im Gegenteile: sehr häufig werden sie geheuchelt; sie dienen oft dazu, um andre weniger edle Interessen zu verschleiern. Wie oft kommt es uns im Leben vor, daß wir einen Bekannten begegnen und ein paar Worte mit ihm reden wollen; er aber entschuldigt sich: Ich hab's furchtbar eilig, muß in mein

Geschäft! Es ist aber gar nicht wahr, daß er in sein Geschäft muß; es treibt ihn vielleicht bloß ins Wirtshaus. Aber er schämt sich, das gemeinere Interesse seines Durstes einzugestehen, und schützt das edlere Interesse der Berufspflicht vor.

Die gemeineren Interessen, jene Interessen, welche in häßlichen Eigenschaften des Menschen ihren tieferen Grund haben, werden meistens versteckt. Manche Menschen haben sogar eine große Kunstfertigkeit darin, solche Interessen zu verstecken. Was sie aus Habsucht, aus Eitelkeit, aus Gehässigkeit oder aus Neid gegen andre thun, wissen sie so darzustellen, als geschehe es aus allgemeiner Menschenliebe, aus Patriotismus, aus religiösem oder wissenschaftlichem Eifer oder aus irgend einem andern edlen Beweggrunde.

Das ist eine ganz schnöde Heuchelei. So verwerflich dieselbe ist, zeigt sie doch immer die Kraft der edlen Interessen.

Wenn wir uns nun sagen müssen, daß die Beobachtung und Prüfung der Interessen anderer ein Notwendiges zur Menschenkenntnis ist, so müssen wir uns doch fragen: wie erkennen wir denn die treibenden Interessen unserer Mitmenschen?

Nun — es giebt gewisse bei allen Durchschnittsmenschen vorzufindende Interessen. Der Erwerbstrieb, der Trieb sich im Kreise seiner Umgebung geltend zu machen, der Trieb sich möglichst viele Lebensgenüsse zu verschaffen, sich irgend etwas Lästiges, Unangenehmes zu ersparen oder zu erleichtern: das sind solche allgemein verbreitete Interessen. Sie sind begreiflich und verständlich; wir werden sie, ehe

wir einen Menschen näher kennen, als seine Interessen vermuten dürfen. Aber auch Liebe, Freundschaft, Familiensinn, Pflichtgefühl, Patriotismus schaffen Interessen, von denen der Mensch sich treiben läßt.

Zu diesen häufigsten Interessen kommen aber auch sehr häufig ungewöhnlichere hinzu: allerhand Neigungen und Abneigungen des Menschen, die in seiner Erziehung, in seiner Thätigkeit, in seinen Lebensschicksalen wurzeln.

Wenn ich einen Menschen sehe, der den andern aus dem Wege geht: wie mannigfach können die Interessen sein, die ihn dazu veranlassen! Er kann die Einsamkeit suchen, weil er irgend etwas Ernsthaftes auszudenken hat. Oder, weil er in übler Stimmung ist und das nicht merken lassen will. Oder auch, weil er irgend etwas begangen hat und sich nicht verraten will. Vielleicht auch bloß, weil ihm die andern zu dumm sind — oder aus irgend einem andern Grunde. So können die allereinfachsten Handlungen von sehr verschiedenen Interessen veranlaßt sein.

Ueber die Interessen anderer Leute nachzudenken: dazu kann ich natürlich nur dann einen Grund haben, wenn die Personen und ihre Handlungen mich angehen oder berühren. Sonst habe ich in der Regel keine Zeit, mich um die Interessen anderer zu bekümmern; die gehen mich ja nichts an.

Aber wenn sich jemand mir nähert, wenn ich angesprochen werde; wenn ich höre, daß man von mir spricht; wenn ich merke, daß man mich beobachtet: dann bin ich berechtigt, nachzudenken: welche Interessen sind's, die das veranlassen?

Es begegnet dir jemand, den du kennst, mit dem du aber lange nicht gesprochen hast. Ihr habt euch bloß immer höflich gegrüßt; aber nun spricht er dich auf einmal auf der Straße an. Was ist der Grund? Ist ihm plötzlich eingefallen, daß du doch ein netter Mensch bist, mit dem man hie und da reden soll? Oder will er dich nächstens um ein Darlehen von zwanzig Mark ersuchen? Oder hast du es sonst in der Macht, ihm irgend eine Gefälligkeit zu erweisen? Oder — hatte er etwa einen neuen eleganten Anzug an und wäre gern in demselben bemerkt worden? Oder ist er etwas geworden und hat den Wunsch gehegt, du möchtest ihm gratulieren? Lauter mögliche Interessen!

So lang man nicht geradezu um etwas angegangen wird, ist es nicht notwendig, sich um die Interessen anderer zu kümmern — es sei denn, daß man den Beruf verspürt und die Zeit dazu hat, bloß seine Menschenkenntnis zu erweitern. Allzu häufiges Nachspüren nach den Interessen anderer ist eine Sache mißtrauischer Seelen und macht auch mißtrauisch und unbeliebt.

Leistung und Gegenleistung binden die Menschen aneinander. Man soll keine Leistung von anderen verlangen, wenn man nicht auch Gegenleistungen machen kann, zu machen bereit ist, oder schon gemacht hat. Wer zu Gegenleistungen nicht imstande ist, der ist bloß aufs Bitten angewiesen. Wir dienen unseren Interessen, wenn wir für die Interessen anderer sorgen; denn dadurch erwerben wir uns Rechte; wir machen uns die Menschen verpflichtet.

Freilich sagt ein altes Sprichwort: Undank ist der

Welt Lohn. Und wer etwas für andere thut in der Hoffnung auf eine Gegenleistung, muß sich immer klar darüber sein, daß die Gegenleistung sehr häufig ausbleibt, weil der, welcher sie leisten sollte, entweder nicht konnte, oder nicht mochte. Auf beides muß man gefaßt sein. Sowohl sehr edle, als auch sehr mißtrauische, an schlimmen Erfahrungen reiche Menschen thun oft etwas für andere, ohne irgend einen Dank zu erwarten. Sie sind sogar verwundert, wenn ihnen doch durch Wort und That gedankt wird. Dank zu ernten, wo man keinen mehr erwartet, ist eine der angenehmsten Enttäuschungen des Lebens. Aber Dank entbehren zu müssen, wo man ihn erwartet, ist um so bitterer. Daran gemahnt uns eine kleine, aber sehr lehrreiche Geschichte.

Ein alter Mann hatte Haus und Hof seinen Kindern übergeben und sich nichts zurückbehalten. Als die undankbaren Kinder das Eigentum des Vaters besaßen, begannen sie ihn schlecht zu behandeln, gaben ihm die elendeste Kost und ließen ihn in einer kalten Dachkammer schlafen. Ein erfahrener Freund, dem er sein Elend klagte, lieh ihm eine kleine Summe Geldes und riet ihm, dieselbe hie und da nachts laut zu zählen. Er selber, der Freund, wußte sodann im Orte zu verbreiten, der Alte habe noch ein hübsches Kapital in seiner Truhe. Kaum hörten die Kinder davon, als sie begannen, den Alten besser zu behandeln. Das Klingen des Geldes in seiner Stube steigerte ihre schnöde Hoffnung auf weiteres Erbe. Aber der Alte sagte eines Tages lächelnd: was ich in meiner Truhe habe, wird euch noch einmal recht von Nutzen sein. Er sperrte die Truhe nicht auf, sondern

freute sich der guten Verpflegung, die er nunmehr erhielt, und eines warmen Zimmers. Als er dann endlich starb und seine geldgierigen Kinder die Schatztruhe aufrissen, lag in derselben nur eine Holzkeule und daneben ein Zettel, auf welchem geschrieben stand:

Wer seinen Kindern giebt das Brot
Und leidet nachmals selber Not,
Den soll man schlagen mit der Keule tot!

Es war eine gerechte Strafe für das gemeine Interesse.

Wenn man sich mit dem nötigen Eifer und doch ohne übertriebenen Eigennutz um seine Interessen beschäftigt, bleibt wenig Zeit, sich um fremde Interessen zu bekümmern. Aber so viel Zeit sollte man dafür doch haben, daß man bei jedem Menschen, mit dem man verkehrt, sich frägt, welches seine wichtigsten Interessen sind; daß man dieselben berücksichtigt und sich scheut, sie zu verletzen. Das ist eine Regel nicht bloß der Klugheit, sondern auch der Billigkeit und Herzensgüte.

Ehre.

Ehre ist nichts anderes, als die gute Meinung, welche vom einzelnen seine Mitmenschen haben, welche namentlich jener Teil der Gesellschaft, in dem er zumeist verkehrt, von ihm hat.

Die Ehre ist demnach ein geistiger Besitz des Menschen. Ein Besitz, welcher erworben wird dadurch, daß man solche Handlungen thut, welche die Achtung der Welt verdienen, und dagegen jene Handlungen unterläßt, welche Mißachtung erzeugen. Ebenso kann die Ehre verloren gehen sowohl durch unehrenhafte Handlungen, die man begeht, als auch durch fortwährende Unterlassung jener Handlungen, die als ehrenhaft gelten und zu welchen man die Gelegenheit oder gar die Pflicht hat.

Man erwirbt die Ehre in der Regel nur ganz allmählich. Sie ist etwas, das mit dem Menschen großwächst. Ausnahmsweise kann jemand durch eine einzelne bedeutende That schon Ehre erwerben. Jene Ehre dagegen, die man sich durch Unterlassung unehrenhafter Handlungen erwirbt, kann sich nur im Laufe langer Jahre bilden. Von einem Menschen, der nie etwas Unehrenhaftes gethan hat, erwartet man, daß er überhaupt nichts dergleichen thun kann.

Die durch positive Leistung erworbene Ehre kann bei sehr hervorragender Leistung zum Ruhme werden. Der Ruhm ist nur eine gesteigerte Ehre. Solche gesteigerte Ehre nach einer Richtung hin ist imstande, vergessen zu lassen, daß ihr Träger nach einer anderen Seite hin etwa Unehre auf sich geladen hat. Dem gottbegnadeten Künstler, der in seiner Kunst Unvergängliches schafft, verzeiht man es, wenn er einmal Schulden nicht bezahlen kann; dem siegreichen Helden vergißt man's, wenn er gelegentlich eine That beging oder geschehen ließ, die man als Rücksichtslosigkeit oder Härte verurteilen muß. Kleine Schatten in großen Lichtern können eben aufgezehrt werden.

Der Verlust der Ehre vollzieht sich fast immer in jäher Schnelligkeit; obwohl es auch vorkommt, daß ein Mitglied der Gesellschaft seine Ehre nicht durch eine einzige wirklich unehrenhafte Handlung verliert, sondern durch eine lang fortgesetzte Reihe von kleineren Fehlern oder Unterlassungssünden. Den einzelnen Fehler dieser Reihe würde ihm die Gesellschaft leicht verzeihen; die fortgesetzte Reihe dagegen vergilt sie ihm durch eine allmählich schwindende Achtung vor seiner Person.

Es giebt eine Durchschnittsehre. Sie kann jeder beanspruchen, der nichts für seinen Stand und seinen Gesellschaftskreis als unehrenhaft Geltendes auf sich sitzen hat. Jeder Gesellschaftskreis hat einen anderen Ehrbegriff für diese Durchschnittsehre. Durchschnittsmenschen sind mit der Durchschnittsehre ihres gesellschaftlichen Kreises zufrieden; die Ehrgeizigen wollen mehr. Und sie wollen dieses Mehr erreichen teils durch wirkliche

Leistungen, teils durch den Schein von Leistungen, durch Reklame. Der höhere Ehrgeiz verschmäht die Reklame; er läßt nur seine Leistungen für sich sprechen. Gemeiner Ehrgeiz spricht selbst für sich oder veranlaßt seine Freunde zum Trommeln.

Jene Ehre, die über die Durchschnittsehre hinausgeht, ist der berauschendste Trank, den das Leben reichen kann. Die Besten berauscht er nicht; aber viele, die nach den Besten kommen und hoch über dem Durchschnitt stehen.

Die Durchschnittsehre dagegen ist notwendig wie das tägliche Brot. Wer sie verlor, ist gesellschaftlich im Banne, im Elend. Sie zu erhalten ist eine gesellschaftliche Pflicht und nicht schwierig. Sie wieder zu gewinnen, wo sie verloren ging, ist die sauerste Arbeit des Lebens.

So ist die Ehre ein Interesse, das wir beständig im Auge haben müssen. Jede Handlung müssen wir auf ihre *Ehrenhaftigkeit* prüfen, ehe wir sie thun. Das ist aber nicht so schwer und belästigt den Menschen nicht so sehr, als mancher vielleicht denken möchte. Die Ehre ist *keine Kette*, die wir mit uns schleppen müssen und die uns überall belästigt; sondern sie ist eine *Zier*, die leicht zu tragen und leicht zu wahren ist für den, der sich einmal daran gewöhnt hat, sie zu tragen.

Wer unsre Ehre kränkt, ist unser schlimmster Feind. Solche Kränkungen können nicht bloß mit Wissen und Willen geschehen, sondern auch aus Leichtsinn und Unüberlegtheit. In unzähligen Fällen wird die Ehre von Menschen geschädigt durch unbedachtes Weitererzählen von ehrenrührigen Dingen. Es ist eine schmähliche

Schwachheit des Durchschnittsmenschen, daß er seine Ehre steigen fühlt, wenn er wahrnimmt, daß die Ehre andrer sinkt. Und darum erzählen so viele Menschen gedankenlos und herzlos Dinge nach, welche die Ehre anderer verkleinern. Das ist's, woraus das ehrenrührige Gerücht, die Verleumdung, sich beständig nährt, die Ehre des Mitmenschen befleckend, Haß und Zwietracht säend. Und darum giebt es auch nichts, was den Durst des Menschen nach Rache in solchem Grade weckt, als die Kränkung der Ehre.

Macht.

Das andre soziale Ziel ist die Macht. Macht über die Gesellschaft, in der man lebt, wenigstens über einen Teil von ihr.

Macht ist heutzutage auch verschieden, wie alles. Es giebt Macht über die Seelen, Macht über die Gedanken, Macht über die Leiber der Menschen. Macht über Zustände, Macht über Naturkräfte und über leblose Dinge. Es ist eine andre Macht, die der Staatsmann über die staatlichen Zustände ausübt, als jene, die dem Musiker oder Schauspieler über die Empfindung seiner Zuhörer, die dem Schriftsteller über seine Leser, dem Redner über sein Auditorium, dem Arzt über seine Patienten, dem Kommandeur über sein Regiment gegeben ist.

In manchen Fällen ist die Macht genau begrenzt und bestimmt; für abgemessene Zeit gegeben. In andern Fällen ist niemand im stande zu sagen, wo und wann sie ihre Grenzen hat. Die Macht der großen Religionsstifter über die Geister währt heute noch fort wie vor Jahrhunderten; die Macht großer Künstler, Gelehrter und Schriftsteller währt, so lange sie ein Publikum haben, so lange ihre Schulen, ihre Werke Wert und Geltung haben.

Was wir heutzutage an Machtstellungen sehen, ist historischen oder modernen Ursprungs.

Historisch ist nur mehr die Macht der Dynasten in Monarchien, die Macht der herrschenden Geschlechter in aristokratisch regierten Staatswesen.

Alle übrigen Machtstellungen sind Ergebnisse persönlicher Thätigkeit, die begünstigt werden kann durch natürliches Genie, durch Wagemut und Rücksichtslosigkeit, durch den Zufall, welcher dem einen die Gelegenheiten schafft, die er dem andern versagt, welcher hier Berge von Hindernissen hinwegräumt, um sie anderwärts aufzutürmen.

Was Macht ist im Staats- und Völkerleben, hat keinen größeren Feind, als die fortschreitende Civilisation. Sie gestaltet die Zustände mehr und mehr derartig, daß die einzelnen Mächte sich das Gleichgewicht halten. Die fortschreitende Civilisation duldet Machtstellungen; aber sie sorgt immer mehr dafür, daß kein Mißbrauch mit denselben getrieben werden kann. Sie beschränkt die Macht der Monarchen durch ihre verantwortlichen Ratgeber und durch die Parlamente; sie stellt den geistlichen die weltlichen Autoritäten gegenüber, der Beamtenhierarchie die freie Presse, den Parteien andere Parteien, dem Genius des einzelnen die Wucht der Masse. Und wo Machtstellungen übermäßig anwachsen wollen, werden sie durch die Entwickelung der Dinge nur selten plötzlich zerbrochen; meistens erwachsen ihnen innere Schwächen; sie geraten in Stillstand, bröckeln ab und vergehen endlich mit hellerem oder dunklerem Glanze.

Die Hebung des Durchschnitts läßt die Machtent-

wickelung des einzelnen immer schwieriger werden. Die steigende Massenkultur engt dem Zufall, dem günstigen wie dem ungünstigen, seinen Spielraum beständig ein und erschwert dadurch rasches Aufsteigen zu Machtstellungen, mildert aber auch allzujähen Sturz. Wenn im Altertume ein Usurpator vom Throne gestürzt war, konnte er sicher sein, daß Dolch und Strang seiner warteten; in neuerer Zeit schickt man gestürzte Machthaber nicht einmal nach St. Helena; sie erhalten einen anmutigen Aufenthalt in Wilhelmshöhe angewiesen.

Politische Macht ist heutzutage recht vergänglich — mit Ausnahme der Macht der Dynasten in unseren Erbmonarchien. Das ist das Vernünftige an der erblichen Monarchie, daß sie die höchste Macht im Staate dem ringenden Strebertum entrückt. Das Höchste an Machtstellung, was dem einzelnen heute noch zugänglich ist, mag wohl in der Geschichte eine dauernde Erinnerung finden; aber wie selten erscheint es! Politische Machtstellungen, wie sie die Geschichte einem Sully, Richelieu, Mazarin, einem Washington, Robespierre, Peel, Gambetta oder Bismarck vergönnt hat, fordern außer dem höchsten staatsmännischen Genie immer auch noch eine besondere Verkettung der Umstände und, bei den modernen Verhältnissen, auch noch eine ausnehmend gute Körperkonstitution wegen der ganz ungewöhnlichen Arbeitslast.

Eine gewisse Macht ist jedem Menschen gegeben. Eltern haben Macht über ihre Kinder; die älteren Geschwister über die jüngeren; der Lehrer über seine Schüler; der Unteroffiziere über seine Rekruten; der Meister über seine Gesellen und Lehrlinge; der Hirt über seine Herde;

der Schiffskapitän über seine Mannschaft. Die Machtbefugnis wird um so weiter und größer, je zahlreicher und je höher in gesellschaftlicher Stellung die Untergebenen sind. Und das unmündige Kind sucht seinem Machtbedürfnis wenigstens gegenüber leblosen Dingen Geltung zu verschaffen.

Was aber die Macht in der Gesellschaft betrifft: sie ist immer schwerer zu erringen. Die Gesellschaft ist so klug und aufgeklärt geworden, daß sie immer höhere Ansprüche stellt an den, dem sie eine Macht über sich einräumen will. Sie hat sich immer mehr daran gewöhnt, Machtbefugnisse nicht mehr bedingungslos zu verleihen, sondern nur mehr gegen genau festgesetzte Bedingungen und Beschränkungen. Und sie hat auch immer mehr Mittel und Wege gefunden, um dem Inhaber einer Macht dieselbe zu nehmen, ohne zu Gewaltmaßregeln, zu Mord und Totschlag greifen zu müssen.

Die andern Interessen und ihr Wettstreit.

Ehre und Macht sind die eigentlichen gesellschaftlichen Interessen; das heißt diejenigen, welche in einem größeren Kreise und für einen solchen Bedeutung haben. Dazu kommen aber die zahllosen Interessen des Einzelmenschen: jene Ziele und Wünsche, die in buntem Wechsel während des Tageslebens aufsteigen und den Menschen in Thätigkeit setzen, zwischen Begehren und Genießen ihn hin und her zerren.

Alles, was unser Leben erhalten und fördern kann, schafft uns solche Interessen. Es gehört zu unseren Interessen, daß wir unsern Hunger und unsern Durst stillen, wenn uns hungert und dürstet; daß wir jede Kraft, die in uns liegt, stärken und entfalten, weil wir wissen, daß die Stärkung und Entfaltung unserer Kräfte allen unsern Interessen dient. Es liegt in unserem Interesse, alles von uns abzuwehren, was unsrer Existenz, unsrer Gesundheit, unsrer Ehre, unserem Glücke Nachteil bringen könnte. Unsere Interessen lassen den Vergeltungstrieb in uns thätig werden, der uns veranlaßt, dankbar zu sein gegen diejenigen, die uns Gutes thun und mit unsrer Rache und unsrem Hasse diejenigen zu

verfolgen, die uns Böses wollen oder zugefügt haben. Unsere Interessen sind's, wenn wir streben, denjenigen, die wir lieben, Vorteile zu verschaffen, ihre Ehre und ihre Besitztümer wie die unsrigen zu wahren. Unsere Interessen sind's, wenn wir bestrebt sind, die rein tierischen Lebensbedürfnisse in uns zu läutern und zu veredeln; wenn wir dem in uns gelegten und ausgebildeten Schaffensdrang einen möglichst freien Spielraum verschaffen wollen; wenn uns nach beständiger Erkenntnis dürstet; wenn wir Besitz ansammeln wollen zur Sicherung unsrer Zukunft oder zur Erweiterung unsrer Lebensgenüsse; wenn wir das, was uns häßlich, niedrig, unwürdig erscheint, abwehren und verurteilen, und dagegen dasjenige loben, hervorheben und zur Geltung bringen wollen, was uns als schön und edel scheint. Unsere Interessen sind's, wenn wir mitten in den Pflichten und Kämpfen des Lebens auch mitunter nach einer wohlverdienten Ruhe, nach einer erheiternden Lebensthätigkeit begehren.

Alle diese Interessen bewegen den einzelnen und lassen ihn oft genug fühlen, wenn ein Interesse dem andern hinderlich im Wege steht oder wenn man die Wahl hat zwischen verschiedenen Interessen. Und wo ein solcher Widerstreit der Interessen vorhanden ist, muß immer entschieden werden, welches man zunächst verfolgen will. Da muß entschieden werden, ob man ein kleineres Interesse fallen läßt, um ein größeres zu verfolgen; und ob man es für immer fallen läßt oder nur zeitweilig zurückstellt. Es giebt ja im Leben manche Gelegenheiten zu dem oder jenem, was uns angenehm oder vorteilhaft ist; Gelegenheiten, die vielleicht in dieser

Weise niemals wiederkehren. Soll man eine solche Gelegenheit vorübergehen lassen wegen etwas anderem?

Da muß beim einzelnen Menschen immer sein Pflichtgefühl entscheiden. Pflichten sind auch Interessen; aber sie sind die wichtigsten Interessen. Wo Pflichten mit andern Interessen in Widerstreit geraten, müssen immer die andern Interessen zurückstehen. Wo aber keine Pflichten im Spiele sind, dürfen die verschiedenen menschlichen Triebe in freiem Wettkampf darum streiten, wer von ihnen das mächtigste Interesse ist. Nur selten wägt der einzelne seine Interessen sorgfältig ab; nur selten frägt er sich: wie viel ist mir dieses und wieviel jenes Interesse wert? Er nimmt sich keine Zeit dazu. Er könnte ja leicht sein ganzes Leben damit vertrödeln, die Wichtigkeit seiner verschiedenen Interessen zu vergleichen, gerade so wie jener Esel zwischen zwei Heubündeln, der sich zu keinem entschließen konnte und darüber verhungerte. Immerhin giebt es manche, die bei den Entschließungen über ihre Interessen langsamer sind, als andre. Die Schnelleren machen mitunter wohl einen Fehlgriff, versäumen aber weniger Zeit. Auch hier ist's die Gewohnheit, die uns über langes Zweifeln und Klügeln hinweghilft.

Häufig gehen unsere Interessen mit denen andrer Hand in Hand. Dann giebt's gemeinschaftliche Interessen, zu deren Verfolgung sich mehrere vereinigen.

Sehr oft aber sehen wir auch entgegengesetzte Interessen. Die Menschen haben dieselben und streiten um sie widereinander. Sie streiten um Liebe und Freundschaft, um Ehre und Eitelkeit, um Macht und Einfluß,

um Hab und Gut, um Erwerbsgelegenheit und Einkommen. Sie streiten um Großes und Kleines, um Edles und Gemeines; sie streiten mit mehr oder weniger Rechtsgefühl, mit edlen und mit schmutzigen Werkzeugen und Mitteln. Immer aber sind's ihre tausendfältig verschiedenen Interessen. Jeder hat über diesen Interessenstreit andre Erfahrungen und andre Anschauungen; und es giebt keinen andern Wegweiser in diesem Streite, als den Grundsatz, ihn immer nur mit Rechtsgefühl und Anstand zu führen.

Streberei.

Man hört heutzutag viel von Streberei und Strebertum reden. Man versteht darunter die Bemühung, an Macht, Einfluß, Ehre und Stellung in der Gesellschaft emporzukommen und hierzu alle gesetzlich erlaubten Mittel anzuwenden, auch wenn dieselben moralisch nicht ganz sauber sind.

Der Streber geht darauf aus, sich selber immerfort vorwärts zu schieben. Das ist sein unablässiges Thun und Denken. Nur vorwärts drängen, ohne Gewalt, ohne Geräusch, aber vorwärts. Steht ihm ein Besserer, Tüchtigerer im Wege, so schlängelt er sich um denselben herum; schwächere Vorleute werden zur Seite geschoben. Eine gewisse Schlauheit und Durchschnittsleistung gehört immer zur Streberei. Der Streber ist immer höflich, ja unterwürfig gegenüber denen, die über ihm stehen. Einem Vorgesetzten widerspricht er nie, auch wenn er Grund dazu hätte. Gegen alle, die ihm einmal nützen oder schaden könnten, ist er freundlich und zuvorkommend. Was er leistet, weiß er immer in ein möglichst günstiges Licht zu stellen; jede Kleinigkeit, die ihm im Leben begegnet, sucht er für sich auszubeuten. Unmerklich drängt er sich immer an die Bedeutendsten heran. Er

sucht sich zu Freunden nicht diejenigen, welche liebenswürdig sind und inneren Wert haben, sondern immer nur jene, die er zum Vorwärtskommen brauchen kann. Denen ist er ein Freund, so lange sie ihm nützen können; wenn sie das nicht mehr vermögen, läßt er sie links liegen. Seine Zeit ist ihm nur für die Streberei; ein Nachdenken über die letzten und höchsten Dinge liegt ihm fern; er bleibt immer der verkörperte kühle Eigennutz.

Die meiste Gelegenheit zum Strebertum bieten jene Berufsklassen, wo es eine aufsteigende Reihe von Aemtern giebt: die Laufbahn des Beamten und des Militärs. Aber auch außer diesen Berufszweigen giebt es Gelegenheit zur Streberei. Ein Streber kann jeder Geschäftsmann werden, der sich eifrig bemüht, auf geraden und krummen Wegen irgend eine Ehrenstelle, die Mitgliedschaft in einem Stadtrat, in einer Provinzialvertretung, in einer parlamentarischen Körperschaft zu erreichen, einen Orden oder Titel zu bekommen, ohne daß er mehr Verdienste hätte, als andre, denen solches nicht zu teil wird. Ein Streber kann jeder niedere Bedienstete, jeder Arbeiter werden, wenn er sich bemüht, seine Leistungen, seine Brauchbarkeit bei seinem Vorgesetzten oder Arbeitgeber in ein besseres Licht zu setzen, als sie wirklich verdient.

Habsucht, Ehrgeiz und Machtgelüste beseelen den Streber. Das erste, was er im Auge hat, ist zumeist ein genügendes Einkommen; aber darüber hinaus gehen seine Bemühungen auch auf Ehre und gesellschaftlichen Einfluß. Das wären ja an sich keine verwerflichen Bestrebungen; aber sie werden verwerflich durch die Mittel, welche der Streber benützt: dadurch, daß er sich selber immer künstlich

in das beste Licht setzt, seine Mittelmäßigkeit vordrängt, namentlich auf Kosten jener Tüchtigeren und Besseren, welche zu bescheiden und zu stolz sind, um sich selber ununterbrochen vorzudrängen.

Es ist eine häßliche Erscheinung, das Strebertum. Keine Staatsform sichert dagegen; es ist eine Krankheit unsrer heutigen Gesittung, und hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem Größenwahn. In Schranken gehalten wird es nur durch die guten Instinkte der Gesamtheit, welche den allzufrechen Streber zurückweisen. Der gar zu talentlose Streber kommt nicht über einen gewissen Punkt hinaus; und die talentvollsten unter den Strebern werden, je weiter sie emporkommen, immer mehr genötigt, ihren Mitmenschen wirkliche Dienste zu leisten, weil sie fühlen, daß sie durch die Blicke ihrer Mitwelt beobachtet werden.

Oeffentliches Leben.

Irgendwie soll sich jeder Mann am öffentlichen Leben beteiligen. Er soll nicht bloß für sich und seine Familie allein leben, sondern soll auch Interessen verstehen und verfolgen, welche über diesen engsten Kreis hinausgehen. Er soll Verständnis zu gewinnen suchen für die wichtigsten Fragen, welche seine Mitmenschen bewegen.

Der einzelne hat dabei eine sehr große Freiheit, für welche dieser Fragen er sich hauptsächlich interessieren und in welchem Kreise er dieses Interesse an den Tag legen will. Zunächst ist es seine Aufgabe, sich über öffentliche Angelegenheiten zu belehren. Das ist heutzutage sehr leicht gemacht durch die Zeitungen und durch eine Unzahl von populär gehaltenen Büchern, welche über die Fragen des öffentlichen Lebens Aufschluß geben.

Was die Zeitungen betrifft, so muß man bei denselben die Tagesblätter, die Fachzeitschriften und die übrigen Zeitschriften unterscheiden.

Tagesblätter liest heutzutage jeder Mensch. Aber nicht jeder versteht es, sie zu lesen. Wer eine Tageszeitung liest, muß immer daran denken, daß jede Zeitung eine bestimmte Richtung verfolgt. Das heißt: sie bevorzugt gewisse Meinungen, Anschauungen und Grundsätze.

Der Leser wird von der Zeitung, die er täglich liest, in ihr geistiges Fahrwasser hineingezogen, in ihrer Anschauung bestärkt. Sieht er in mehreren Zeitungen verschiedener Richtung nach, was dieselben über eine und dieselbe Sache berichten, so bemerkt er, daß die Berichte verschieden gefärbt sind, daß manche Zeitungen eine Sache breit behandeln, über welche andere flüchtig hinweggehen. Nun kann man unmöglich die Tagesblätter der verschiedenen Richtungen alle lesen. Um aber doch ein selbständiges Urteil zu gewinnen und sich seine Meinungen nicht bloß von einer und derselben Zeitung eintrichtern zu lassen, ist es notwendig, daß man ab und zu auch eine Zeitung andrer Richtung, und daß man überhaupt hier und da etwas andres liest, als Zeitungen. Ein vollständig unabhängiges Urteil wird freilich nur der gewinnen, der zum Zeitunglesen schon einen hohen Grad von allgemeiner Bildung mitbringt. Das kann man aber nicht von jedem Menschen verlangen. Wer keine bedeutende allgemeine Bildung hat, wird durch das Lesen der Tagesblätter einer Richtung immer befangen. Diese Befangenheit wird freilich zu einem guten Teile unschädlich gemacht dadurch, daß man über alle wichtigeren Fragen, welche die Gesellschaft beschäftigen, nicht bloß in den Zeitungen liest, sondern auch mit allerlei Leuten spricht.

Fachzeitschriften, die nur bestimmte Gebiete des Lebens und der Arbeit behandeln, können sich nur Leute mit größerem Einkommen halten. Doch sind solche Zeitschriften durch Vereine und öffentliche Bibliotheken auch dem minder Bemittelten zugänglich und sollten, wo es möglich ist, fleißig benützt werden, weil sie aus den

Gebieten, auf welche sie sich erstrecken, immer das Neueste und Beste bieten.

Unter den Zeitschriften, welche weder Tagesblätter noch Fachzeitschriften sind, haben die meiste Verbreitung einzelne Wochen- und Monatsschriften gefunden, die einen aus Belehrung und Unterhaltung gemischten Inhalt haben. Regeln darüber, welche dieser Zeitschriften man wählen soll, lassen sich nicht leicht aufstellen. Das kommt auf den Geschmack des einzelnen an, auf seine Vorbildung, auf die geistige Frische, die er zum Lesen mitbringt und auf die Gelegenheit, die er hat, eine oder die andre Zeitschrift zu bekommen. Ein bildungsdurstiger Mensch kann sich heutzutage ein sehr reiches Bildungsmaterial ohne Schwierigkeit verschaffen.

Ohne zu lesen kann man sich für öffentliches Leben nicht interessieren und keine vernünftige Meinung darüber haben. Man könnte aber hier fragen: was ist überhaupt öffentliches Leben? Nun — öffentliches Leben sind alle Meinungen und Ereignisse, welche öffentlich bekannt werden und von weiteren Kreisen für wichtig gehalten werden.

Zum öffentlichen Leben gehört alles, was Politik heißt, und worüber weiter unten die Rede sein soll. Zum öffentlichen Leben gehören jene religiösen und wirtschaftlichen Fragen, welche ganze Völker oder ganze Klassen des Volks interessieren. Zum öffentlichen Leben gehören alle größeren Erfolge der Wissenschaft und Technik; alle Aufsehen erregenden Erscheinungen der Kunst und Litteratur und des gesellschaftlichen Lebens; die Angelegenheiten der Gemeinden und Vereine; die Thätigkeit und die Schicksale größerer wirtschaftlicher

Unternehmungen, wie Eisenbahnen, Schiffahrtsunternehmungen, Banken, Fabriken, Bergwerke; endlich öffentliche Feste, Verbrechen, Unglücksfälle und dergleichen mehr. Kurz — das Gebiet des öffentlichen Lebens ist ein unendlich reiches und ewig fortfließendes.

Wer wenig Bildung und wenig Bildungsdurst besitzt, wird sich hauptsächlich für solche Erscheinungen des öffentlichen Lebens interessieren, welche ohne ernstes Nachdenken begriffen werden können und dabei doch auffallen: für Verbrechen und Unglücksfälle, für Skandalgeschichten und für Begebenheiten, welche einzelne Personen betreffen. Dadurch erhält man aber nur einen sehr unvollständigen Einblick in das, was öffentliches Leben heißt.

Warum aber soll man sich um das öffentliche Leben kümmern? Darauf soll die Antwort nicht mit Gründen, sondern mit einer kurzen Geschichte gegeben werden.

Es war einmal eine kleine schwarze Ameise. Die hatte tausend Ameisenschwestern; und sie alle sollten einen großen kunstvollen Bau bewohnen und denselben bewirtschaften. Die eine kleine Ameise sollte, als sie aus dem Ei gekrochen war, sich in die Ordnung der anderen fügen und für den gemeinsamen Bau arbeiten. Aber sie sagte zu ihren Schwestern: Was geht ihr mich an? Damit lief sie ihre eignen Wege. Und es kamen fünf rote Ameisen; die fielen die kleine schwarze Ameise an. Da wandte sich dieselbe rasch nach dem Bau der schwarzen Ameisen zurück und sprach zu ihren Schwestern: Helft mir gegen diese fünf Roten! Aber die schwarzen Ameisen sagten: Wir gehen dich nichts an — was gehst du uns an? Und die kleine schwarze Ameise ward von den roten tot gebissen.

Vereinswesen, Gemeindeangelegenheiten, Politik.

Drei Gebiete sind's, auf denen man sich am öffentlichen Leben beteiligen kann: das Vereinswesen, die Gemeindeangelegenheiten und die Politik. Manche Menschen haben Zeit und Lust, auf diesen drei Gebieten thätig zu werden; manche widmen sich bloß dem einen oder dem andern, entweder als wirklich thätig und eifrig, oder bloß als Mitläufer.

Sehen wir uns zunächst die Vereine an.

Man könnte unser Jahrhundert das Jahrhundert der Vereine nennen. Ueberall, wohin wir sehen, erblicken wir Vereine. Für alle Zwecke des menschlichen Daseins giebt es Vereine: Vereine für Arbeitszwecke und für Vergnügungen, für künstlerische, wissenschaftliche, sportliche, politische, finanzielle Ziele, für Bauern und Bürger, Arbeiter und Bummler, Gelehrte und Beamte.

Die Vereine haben die Aufgabe, es möglich zu machen, daß Ziele erreicht werden, welche der einzelne allein nicht erreichen kann. Vereine, die bloß den Zwecken des Vergnügens dienen, sind eigentlich überflüssig. Sein Vergnügen soll sich der Mensch selber suchen können. Da es aber viele giebt, welche selbst dazu zu dumm sind,

bestehen auch Vergnügungsvereine. Dagegen müssen wir eine große Anzahl von Vereinszwecken als geradezu notwendig, andre wenigstens als nützlich und wertvoll erkennen. So die Vereine für öffentliche Wohlthätigkeit und Volksgesundheitspflege, für Volksbildung, die wissenschaftlichen und technischen Fachvereine; die Vereine für Pflege der Künste und die politischen Vereine.

In allen Fällen haben die Vereine das Gute, daß sie kleine zersplitterte Kräfte sammeln und stärken, daß sie dem einzelnen bei seinen gemeinnützigen Bestrebungen Halt und Richtung verleihen; das Interesse der Massen für edle Ziele zu reiflicher und vielseitiger Beratung bringen. Mancher, der sonst seine Abende bloß mit Trunk und Kartenspiel verthun würde, wird durch die Teilnahme an einem Verein wenigstens hier und da veranlaßt, freie Zeit zu etwas Besserem zu verwenden.

Verkennen darf man nicht, daß das Vereinsleben auch manche Schattenseiten hat. Es liegt im Vereinsleben eine gewisse Ausnützung der Tüchtigen, Leistungsfähigen durch den Verein; über manche Dinge, die besser von einzelnen gefördert werden, wird unnötig viel geredet; mancher vielgeschäftige Mensch weiß sich mit Hilfe eines Vereins eine Wichtigkeit zu geben, die ihm eigentlich gar nicht zukommt; etwas zu viel Aufwand mit Stiftungsfesten und Jubiläen wird getrieben; mancher Verein, den irgend ein ehrgeiziger Streber gegründet hat, um sich in schönes Licht zu setzen, geht nach etlichen Jahren zu Grabe, nachdem er Geld und Zeit seiner Mitglieder verpulvert hat.

Aber diese Nachteile sind doch nicht so schwerwiegend,

wie die Vorzüge des Vereinswesens, machen sich auch nur wenig geltend, wenn tüchtige Menschen einem Verein ihre Dienste widmen. Und die Vereine sind denen, die etwas für sie leisten, meist auch recht dankbar; sie führen nicht selten zu dauernden uneigennützigen Freundschaften.

Ein andres wichtiges Gebiet des öffentlichen Lebens sind die Gemeinde-Angelegenheiten.

Schon seit vielen Jahrhunderten ist es eingeführt, daß mehrere Nachbarfamilien zusammen eine Gemeinde bilden. Verwandtschaft und Schwägerschaft, nachbarliche Hilfeleistung, gewisse gemeinsame Besitztümer, mancherlei gemeinsame Interessen sind's, die jede Gemeinde zusammenhalten. Die Gemeinden haben sehr häufig ein Gemeinde-Vermögen, welches verwaltet werden muß; unter den Aufgaben der Gemeinden stehen die Sorge für gemeindliche Verkehrswege (Straßen, Brücken), für Armenwesen, Schulverwaltung, Spitäler, öffentliche Sicherheit obenan; dazu kommen in Städten noch zahlreiche andre Aufgaben, wie Wasserversorgung, Baupolizei, Beleuchtung.

All' diese Fragen müssen jeden, der in einer Gemeinde dauernd wohnt, interessieren; er hat ja Vorteile von den dafür bestehenden Einrichtungen; er hat auch zu den Kosten beizutragen. Und natürlich ist's, daß er selber oder durch gewählte Vertreter sich an den gemeindlichen Angelegenheiten beteiligt. Das ist um so notwendiger, je kleiner die Gemeinde ist und je weniger deshalb diese Angelegenheiten durch bezahlte Beamte verwaltet werden müssen.

Durch die Beschäftigung mit Gemeinde-Angelegenheiten lernt der Mensch den Bürgersinn. Er kommt zu der Erkenntnis, wie viel berechtigte Interessen noch

neben den seinigen vorhanden sind. Er gewinnt an Menschenkenntnis; an Einblick in andere Lebenskreise und Lebenskämpfe. Er lernt, seine Meinung unterzuordnen, wo sie unberechtigt ist; er lernt auch, seine Gedanken in bestimmtere Formen zu bringen, seine Anschauungen über das, was der Allgemeinheit frommt, zu vertiefen, zu erweitern und zu berichtigen.

In noch höherem Grade geschieht das durch die Beschäftigung mit dem politischen Leben. Der Mann darf und soll sich mit Politik beschäftigen; aber erst dann, wenn er eine gewisse Reife hat, wenn er sich eine gewisse politische Bildung angeeignet hat, und in der Weise, zu der er am besten befähigt ist. Wer ohne alle politische Bildung an der Politik sich beteiligen will, ist immer bloß ein Werkzeug in den Händen derjenigen Agitatoren, denen er zuerst ins Garn gerät. In politischen Versammlungen lernt man keine Politik; da hört man bloß die Meinungen einer Partei. Was die politische Bildung durch das Zeitungslesen betrifft, so ist davon schon oben die Rede gewesen. Die Grundlage aller politischen Bildung bleibt immer das Studium der Geschichte, weil man ohne dasselbe nicht begreifen kann, wie die gegenwärtigen politischen Zustände aus der Vergangenheit herausgewachsen sind. Wer sich nicht die Mühe geben will, die Geschichte, namentlich die Geschichte seines eignen Vaterlandes zu studieren, der kann es zu keiner politischen Bildung bringen, selbst wenn er es lernt, mit den Schlagworten der heutigen Parteien umherzuwerfen.

Wer heutzutag Politik treiben will, muß einer Partei angehören. Nicht als ob die Parteiangehörigkeit

zum Verständnis der Politik notwendig wäre. Notwendig ist sie nur für den, der politische Ziele fördern will. Das geht nur mit Hilfe einer Partei.

Zu seiner politischen Partei wird der einzelne geführt teils durch Abstammung, Erziehung und Glaubensbekenntnis, teils durch freundschaftliche kameradschaftliche Beredung, durch Beruf und Erwerbsverhältnis, am seltensten durch selbständiges eigenes Studium. Sehr viele schließen sich an eine Partei als gedankenlose Mitläufer, ohne alles selbständige Urteil an, ohne sich genauer zu unterrichten, was die Partei überhaupt will. Die Ziele jeder Partei sind aber nicht schwer zu erfahren; denn die Parteiführer geben sich ja unablässig Mühe, die Parteiziele bekannt zu machen und nach allen Richtungen hin zu erläutern: in Zeitungen, Broschüren, Vereinen, Wahlversammlungen, Wahlplakaten u. s. f.

Die meisten Menschen kommen in ihrer politischen Thätigkeit nicht über die Abstimmung bei Wahlen hinaus. Aber selbst dazu, so einfach es ist, gehört politische Ueberzeugung. Eine solche Ueberzeugung hat man gewöhnlich noch nicht, wenn man sich einer Partei anschließt. Hat man sich ihr aber angeschlossen, so bleibt man meistens dabei, weil man einseitig beeinflußt wird und weil man den politischen Glaubenswechsel scheut.

Jede Partei muß in jedem Orte, wo sie überhaupt Anhänger hat oder haben kann, einen Kreis von Gesinnungsgenossen ansammeln, um möglichst stark zu werden. Daher ist für den einzelnen reichliche Gelegenheit geboten, mehr als ein bloßer Mitläufer zu sein, sobald er sich etwas mehr als das Mindestmaß an politischer Bildung an-

eignet, sobald er den politischen Angelegenheiten etwas Zeit und Arbeit widmet und seine Gedanken klar auszudrücken lernt. Dann kann er ohne Schwierigkeit in dem örtlichen Kreise der Parteigenossen auch als Redner auftreten und wird damit aus einem bloß zuhörenden und gehorchenden zu einem thätigen Partei-Angehörigen. Die Gewandtheit, in politischen Dingen zu reden und andere zu überzeugen, steigert sich rasch mit der zunehmenden Uebung.

Jeder aber, der anfängt, sich um politische Dinge zu kümmern, sollte es sich zum Grundsatz machen, nicht bloß einen blinden urteilslosen Mitläufer abgeben zu wollen, sondern immer wieder zu prüfen, ob die Sache, der er sich angeschlossen hat, die richtige sei und richtig geführt werde. Er hüte sich vor blindem Parteihaß, vor dem Mitbrüllen als Herdentier, und bedenke stets, daß das Wohl des ganzen Vaterlandes höher steht, als die Interessen der einzelnen Parteien.

Es ist natürlich und begreiflich, daß diejenigen Parteien, welche mit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung unzufrieden sind, leicht einen starken Zulauf von neuen Anhängern bekommen. Unzufriedene Menschen giebt es ja immer in Masse, und tadeln ist viel leichter, als besser machen. Aber wer sich einer Partei anschließt, die mit den bestehenden Staats- und Gesellschaftszuständen unzufrieden ist, sollte nicht bloß prüfen, worüber und warum man unzufrieden ist. Viel eingehender sollte er prüfen, was die Partei zur Verbesserung der Zustände in Vorschlag bringt; ob diese Vorschläge durchführbar sind; ob das, was durch sie

herbeigeführt würde, nicht Nachteile mit sich brächte, die ebenso arg oder noch ärger wären, als die Nachteile derjenigen Einrichtungen und Zustände, die man abändern will. Und er sollte auch immer bedenken, daß keine Politik das Rechtsgefühl und das sittliche Bewußtsein des Volkes in seinen Grundfesten erschüttern darf. Er sollte bedenken, daß es nie und nirgends möglich war, mit einemmal alle Uebel aus den Staats- und Gesellschaftszuständen zu entfernen; und daß dies auch nie und nimmer möglich sein wird. Aber langsamer und geduldiger Fortschritt zur Verbesserung ist möglich, wenn an ihm gearbeitet wird ohne Haß und Neid, ohne schwindelhafte Hoffnungen, mit ruhig prüfendem Verstand und unerschütterlicher Menschenliebe, nach den leitenden Fäden, welche uns die Weltgeschichte zeigt.

Siebenter Abschnitt.

Erwerb und Haushalt.

Der Beruf.

Jeder Mensch, der körperlich und geistig im stande ist, etwas zu leisten, sollte einen Beruf haben. Das heißt: er soll, was er thut und schafft, sich nicht bloß vom Zufall anweisen lassen, sondern sich von Jugend auf für ein bestimmtes Arbeitsfeld vorbereiten und dann eine Aufgabe seines Lebens darin sehen, vorzugsweise auf diesem Arbeitsfeld sein Bestes zu leisten.

Die Wahl des Berufes ist eine entscheidende That fürs Leben, bei den meisten Menschen sogar die entscheidendste That. Und diese That muß vollbracht werden in einem Alter, in welchem der Mensch eigentlich noch viel zu wenig Erfahrung besitzt, um beurteilen zu können, welcher Beruf am besten für ihn tauge und ob er die Fähigkeiten habe, einen gewählten Beruf auszufüllen.

Es giebt junge Leute, die so glücklich sind, die eigentliche Berufswahl bis in reifere Jahre hinausschieben zu können, etwa bis zum zwanzigsten Jahre. Bis dahin können sie sich allgemeine Bildung aneignen und im Leben umsehen, welches Arbeitsfeld ihnen am besten zusagt. Man möchte vielleicht meinen, das sei ein unberechenbarer und nicht mehr einzuholender Vorteil. Aber man soll diesen Vorteil doch nicht überschätzen. Söhne aus wohl-

habenden Häusern, die mit ihrer Berufswahl so lange warten können, büßen dabei leicht an Willenskraft ein, wiegen sich zu lang in Zweifeln und lassen schließlich doch irgend eine Zufälligkeit über ihren Beruf entscheiden.

Die meisten müssen diese Entscheidung früher treffen. Und welche Mächte sind es dann, die diese Entscheidung herbeiführen?

Zunächst die Mittel der Eltern oder Ernährer. Sind diese Mittel nur bescheiden, so schließen sie von vornherein gewisse Berufsarten aus. Der Sohn eines armen Arbeiters wird gut thun, sich nicht etwa den Beruf eines Offiziers oder eines Diplomaten einzubilden. Ausnahmsweise ist es vorgekommen, daß auch aus der Arbeiterklasse Söhne zu hohen militärischen und staatlichen Würden aufgestiegen sind. Feldmarschall Derfflinger war ein Bauernsohn; Feldmarschall Ney, Herzog und Pair von Frankreich, hatte einen Böttcher zum Vater; Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten, war der Sohn eines bescheidenen Farmers und in seiner Jugend Bootsteurer. Solcher Beispiele ließen sich zahllose anführen.

In Deutschland ist es für den Sohn armer Eltern insofern schwierig, emporzukommen, als die höheren Berufstellungen eine langwierige Ausbildung auf mittleren und höheren Schulen voraussetzen. Dafür ist auch dem Aermsten, wenn er besonderes Talent und Fleiß mitbringt, diese Vorbildung mit Hilfe der allerorts bestehenden Stipendien ermöglicht. Dies geht soweit, daß selbst junge Leute mit nur mäßiger Begabung mittels dieser Hilfe durch alle Schulen sich hindurcharbeiten können.

Ein andres, was sehr häufig den Beruf des angehenden Mannes bestimmt, ist der Beruf des Vaters. Wo nicht eine besondere Lust oder Befähigung für einen neuen Beruf im Sohne liegt, scheint es als das Vernünftigste, daß er den Beruf des Vaters wählt. Aber doch nur dann, wenn dieser Beruf ein solcher ist, der dem Sohne gestattet, wirtschaftlich oder gesellschaftlich emporzusteigen. Der Sohn eines Geschäftsmanns, welcher neben dem Geschäfte auch die ganze geschäftliche Erfahrung des Vaters erben kann, wird, wenn er nicht besondere Ausnahmstalente besitzt, in keinem andern Berufe so rasch vorwärts kommen, als im väterlichen, wo ihm eine Lebensstellung schon aufgebaut wird, ehe er selbständig zu denken anfängt.

Aber es darf nicht bloß aus Trägheit, aus Mangel an Spürkraft und an eignem Willen der väterliche Beruf ergriffen werden. Dies führt sonst leicht dazu, daß der Sohn stehen bleibt, statt vorwärts zu kommen. Und das Altersverhältnis zwischen Vater und Sohn spielt hierbei auch mit. Ist der Sohn reif genug, um selbständig ein Geschäft zu führen, so wird es ihm auf die Dauer schwer erträglich, unselbständig zu bleiben; während man es auch dem Vater, der sich noch rüstig fühlt, nicht verdenken kann, wenn er selber noch Herr seines Geschäftes bleiben möchte.

Dem Sohn eines Taglöhners wird es niemand verdenken, wenn er was andres werden will, als sein Vater war. Das liegt in dem Gesetz der Entwickelung, welches alles Leben beherrscht. Der Junge will mindestens um eine oder ein paar Staffeln höher hinauf auf der gesell-

schaftlichen und wirtschaftlichen Stufenleiter. Ebenso wird auch der Sohn eines Schreibers, eines untergeordneten Beamten sich nicht damit begnügen, den Beruf seines Vaters zu ergreifen. Denn in diesen Fällen stellt ja dieser Beruf nicht wie bei dem Sohne eines Geschäftsmanns eine schon zugerichtete Grundlage einer gesellschaftlichen Existenz vor, die ausgebaut werden kann.

In manchen Fällen ist's auch der bloße Zufall, der über die Berufswahl entscheidet: die Not oder Verlegenheit des Augenblicks. So bei jenen jungen Leuten, die eines Tags im Leben ohne Ernährer dastehen, oder deren Eltern die Mittel nicht mehr haben, um ihr Kind einen begonnenen Bildungsgang fortsetzen zu lassen. Da heißt es dann, die nächste Gelegenheit zu benützen, die sich darbietet, um in irgend einen Beruf hineinzukommen. Da ist's ein Verwandter, ein Freund der Eltern oder irgend ein Wohlthäter, der dem jungen Menschen einen Beruf empfiehlt und ihm Gelegenheit bietet, sich darin auszubilden.

Eine unumschränkte freie Berufswahl giebt es für die wenigsten Menschen. Auch die Söhne wohlhabender Eltern sind bei weitem nicht so frei in der Wahl ihres Berufes, als man gewöhnlich meint. Auch bei ihnen sind's immer gewisse Fäden, die sie stark nach dem einen oder andern Berufe hinziehen: der elterliche Besitz, die genossene Erziehung, Standesvorurteile und dergleichen. Rechnet man dazu noch die Möglichkeit, daß auch der wohlerzogene Sohn wohlhabender Eltern sich in der Wahl seines Berufes irren kann, so schrumpfen jene Lebensvorteile, die aus der freien Berufswahl erwachsen,

erheblich zusammen. Das heißt: derjenige, welcher glaubt, seinen Beruf frei wählen zu können, ist durchaus nicht unter allen Umständen demjenigen voraus, dem das Schicksal einen bestimmten Beruf zugewiesen hat.

Wirkliches Genie schafft sich neben oder aus seinem Berufe heraus eine ihm entsprechende Thätigkeit und Lebensstellung. Dafür giebt es Gelegenheit genug. Wer zum Redner, zum Leiter öffentlicher Angelegenheiten wirklich befähigt ist, findet, auch wenn ihn sein Lebensschicksal in irgend eine Werkstatt oder in ein kleines Geschäft gestellt hat, später immer Gelegenheit, seine politische Begabung vor den Augen seiner Mitbürger thätig werden zu lassen. In Vereinen, Gemeindevertretungen, Landtagen kann er an öffentlichen Angelegenheiten genugsam Anteil nehmen.

Und wen etwa das Geschick in irgend ein prosaisches Geschäft warf, während er den inneren Beruf zum Künstler oder Dichter verspürt: auch der vermag diesem inneren Berufe zu folgen, falls er ein wirkliches Genie und nicht bloß ein halbes Talent ist. Der Nürnberger Schuster Hans Sachs ist heute und für alle Zeiten ein berühmter deutscher Dichter geblieben, während die Schuhe, die er machte, längst zu Staub zerfallen sind. Und wie viele große Maler, Musiker und Schriftsteller waren in ihren Knabenjahren Lehrlinge bei irgend einem Handwerker oder Kleinkaufmann!

Freilich — wer seinen *Beruf wechseln* will, darf doppelt achthaben, ob er für den neuen Beruf ausreichende Geistesgaben in sich trägt; denn er verzichtet ja auf etwas, das er gelernt hat, zu Gunsten von etwas

Neuem. Nicht mit Unrecht sagt ein altes deutsches Sprichwort: Sieben Handwerke und das letzte ist Betteln, Berufswechsel ist eine höchst verantwortliche That. Um so zweifelhafter ist sein Erfolg, in je spätere Jahre er fällt. Aber verdammen darf ihn niemand im voraus. Die besten Namen, welche die Geschichte kennt, waren in ihren späteren Jahren in ganz anderen Berufen thätig, als in ihrer ersten Wirkungszeit. Der Beruf ist ein Teil des menschlichen Schicksals; aber kein unabänderlicher.

Wirtschaft.

Zu wirtschaften fängt man an, sobald man sich den Lebensbedarf erwirbt. Das geschieht nicht plötzlich. Viele Menschen verdienen sich in jüngeren Jahren schon einiges, aber noch nicht soviel, als sie brauchen. Sie erhalten noch Zuschüsse aus dem Elternhause; oder sie leben im Elternhaus und geben von ihrem Verdienst etwas dafür an die Eltern ab. Sie kommen also allmählich zu einer eigenen Wirtschaft.

Das Wirtschaften setzt sich aus mancherlei Thätigkeiten zusammen. Denn man wirtschaftet nicht bloß, wenn man Dinge herstellt und Leistungen thut, welche brauchbar sind und für die man bezahlt wird. Man wirtschaftet auch, wenn man Besitz und Arbeitskraft zu vergrößern, zu erhalten und zu sichern sich bemüht und wenn man sich bemüht, den Verbrauch so zu ordnen, daß mit einem möglichst geringen Aufwand an Gütern und an Arbeitsleistungen möglichst viel erreicht werde.

Der einzelne Mensch wird also allmählich ins Wirtschaftsleben eingeführt. Und wenn er eine eigene Wirtschaft führt, muß er doch sehen, daß dieselbe nicht vereinzelt, sondern durch mancherlei Fäden mit anderen Wirtschaften verbunden ist. Ein Einsiedler, ein Robinson

kann für sich allein leben, der Kulturmensch nicht. Der braucht tagtäglich seine Mitmenschen und muß ihnen dafür Dienste erweisen. Er steht mit seinen Mitmenschen in einem beständigen Geschäftsverkehr, wobei es heißt: Geben und nehmen, und das Gegebene wie das Genommene nach seinem rechten Werte zu schätzen. Und bei diesem Geben und Nehmen waltet immer der Eigennutz des einzelnen, der ihn veranlaßt, möglichst viel zu nehmen und möglichst wenig zu geben, der aber geleitet und gezügelt werden muß durch Rechtsgefühl und Billigkeit. Das Verhältnis jeder einzelnen Wirtschaft zu den anderen Wirtschaften darf kein beständiges Streben nach Uebervorteilung sein, sondern es muß dahin gerichtet sein, daß immer beiderseitiger Vorteil erzielt werde.

Wirtschaft und Gewerbe ist wohl zu unterscheiden. Jeder, der ein Gewerbe treibt, wirtschaftet auch; aber nicht jede wirtschaftliche Handlung ist eine gewerbliche. Gewerbe nennt man nur jene wirtschaftlichen Thätigkeiten, welche dauernd, regelmäßig, berufsmäßig, zum Zweck von Erwerb und Gewinn ausgeübt werden.

Haushalten ist auch etwas andres als Wirtschaften. Aber vom Haushalt soll erst an späterer Stelle geredet werden. Alles Wirtschaften setzt sich zusammen aus Erwerben und Haushalten.

Beim Erwerb können wir wieder einen wichtigen tief einschneidenden Unterschied wahrnehmen.

Ein Erwerb kann herrühren aus einem Unternehmen, aus einem Geschäfte, d. h. aus einer wirtschaftlichen Thätigkeit, welche mit einem Wagnis verbunden ist,

welche Gewinn oder Verlust bringen kann. Nur ein Teil der Menschen besteht aus selbständigen Unternehmern; ein sehr großer Teil ist darauf angewiesen, in den Unternehmungen anderer für Lohn zu arbeiten. Zum Erwerb durch eigene Unternehmung gehören geschäftliche Einsicht und Kenntnis, richtige Berechnung, Selbstthätigkeit, wagender Mut, schneller Entschluß, Ausdauer, Befähigung zum Einrichten und Leiten, Kapital und Kredit. Diese Fähigkeiten schaffen eine besondere Klasse wirtschaftender Menschen: die Klasse der Unternehmer. Sie zeigt aber wieder erhebliche Unterschiede, je nachdem es sich um solche Unternehmungen handelt, die neu begründet werden oder bei denen wenigstens immer wieder die geschäftlichen Unternehmer-Eigenschaften beansprucht werden, oder um solche, die an einen dauernden Besitz geknüpft sind und in altherkömmlicher Weise betrieben werden, wie die mittlere und kleine Landwirtschaft, wobei von einem geschäftlichen Wagnis kaum mehr die Rede ist.

Ein Erwerb kann ferner herrühren daraus, daß man für Lohn in den Unternehmungen anderer oder in öffentlichen Diensten thätig ist, Arbeit leistet. Auch aus dieser Art des Erwerbs hat sich eine besondre Klasse gebildet, die Arbeiterklasse. Sie weist erhebliche Abstufungen auf, je nachdem es sich um eine geringere oder um eine sorgfältigere Ausbildung der Arbeitskraft handelt, womit Lohn und Lebensstellung zusammenhängen.

Endlich kann ein Erwerb herrühren aus dem Besitze von liegendem oder beweglichem Kapital, welches gegen Entgelt (Zins, Miete, Pacht) verliehen werden kann. Auch diese Art des Erwerbs hat eine besondre wirt-

schaftliche Klasse entstehen lassen: die Klasse der Kapitalisten.

Es ist wünschenswert für das Zusammenleben der Menschen, daß diese Erwerbsklassen möglichst wenig in gegensätzliche Stellung zu einander geraten, daß es möglichst leicht sei, aus einer Klasse in die andre überzugehen, mehreren der Klassen zugleich anzugehören und innerhalb seiner Klasse aufzusteigen. Ausschließende Gegensätze zwischen den Klassen bestehen nicht; man kann ohne Schwierigkeit ein kleiner Unternehmer und ein Lohnarbeiter zugleich sein; durch Ersparnis rückt der Lohnarbeiter in die Stellung eines kleinen Kapitalisten ein; hochbezahlte Lohnarbeiter stehen gesellschaftlich und wirtschaftlich höher als kleine Kapitalisten und kleine Unternehmer.

Es ist falsch und verkehrt, wenn die Grenzen zwischen diesen Klassen als unübersteigliche dargestellt werden. Der einzelne Mensch wird zwar durch Geburt, Erziehung und Besitz meistens in eine, manchmal auch in mehrere dieser Klassen gesetzt; aber bei wirtschaftlicher Einsicht, Vorsicht und Sparsamkeit ist es ihm keineswegs unmöglich, die Klasse zu wechseln oder gleichzeitig mehreren Klassen anzugehören. Darüber war aber schon früher die Rede, als die gesellschaftlichen Klassen geschildert wurden.

Ueber den Erwerb muß hier aber doch noch folgendes bemerkt werden. So wichtig er für den Menschen ist, darf man sich nicht von ihm beherrschen lassen. Man darf nicht bloß daran denken, daß man erwirbt, sondern auch wozu man erwirbt. Der Erwerb wird nur geheiligt und geadelt durch die höheren Ziele, denen er zu dienen hat.

Reichtum und Armut.

Reichtum nennen wir's, wenn jemand ein Vermögen besitzt, welches bedeutend größer ist, als die meisten andern Vermögen, welches so groß ist, daß sich sein Besitzer auch die teuersten Lebensgenüsse verschaffen kann. Die Vorstellungen, welche die Menschen vom Reichtum haben, sind sehr ungleich. Ein schlesischer Weber, ein Waldarbeiter aus dem Rhöngebirge oder ein Tiroler Schafhirt wird leicht einen Mann, der ein Vermögen von fünfzigtausend Mark hat, schon einen sehr reichen Mann nennen, während in unseren großen Städten niemand daran denkt, ein Vermögen von fünfzigtausend Mark Reichtum zu nennen.

Wer einen Einblick ins Wirtschaftsleben der Gegenwart haben will, der muß sich klar darüber sein, was man unter Reichtum und Armut versteht. Das gehört mit zur Kunst des Wirtschaftens und das Wirtschaften gehört mit zur Kunst des Lebens.

Also was ist Reichtum? Wo fängt er an? Mit 50 000 oder mit 100 000 Mark oder mit einer Viertelmillion?

Man kann keine bestimmte Vermögenssumme nennen, bei welcher der Reichtum anfängt, weil die An-

schauungen über die Lebensbedürfnisse und die Sitten überall andere sind. In einem schlichten Gebirgsdorf fängt sicherlich der Reichtum schon bei einer viel geringeren Summe an, als in einer großen Handelsstadt.

Einen Millionär nennen wir mit Recht einen reichen Mann. Aber auch den nennen wir reich, der etwa bloß eine halbe Million besitzt, mit den Zinsen derselben aber vollständig ausreicht. Und den Millionär nennen wir auch dann reich, wenn ihm selber die Zinsen seiner Million zu wenig sind. Sie sollten ihm eben — nach vernünftigen Begriffen — genug sein.

Reichtum für sich allein soll dem gebildeten und ehrlichen Menschen nicht imponieren. Er soll nur als Mittel zu edlen Zwecken betrachtet werden; und wenn ein Reichtum nicht in edler Weise verwendet wird, ist er es wert, daß man ihn verachtet. Wo freilich der Reichtum mit Geist und Bildung, mit innerer und äußerer Gesittung sich vereint: da trägt er zum Glück des Menschen bei, neben andern Dingen, die viel mehr dazu beitragen können.

Der Reichtum an sich erweckt im Reichen keine andern Vorzüge, als die, daß der Reiche das Eigentum respektiert, weil er selbst Eigentümer ist; daß es ihm leichter wird, sich feine und edle Bildung zu verschaffen, als dem Armen; und daß er sich keinen rohen Lebensgenüssen hinzugeben braucht, weil er sich feine erkaufen kann. Im Armen aber erweckt der Reichtum Neid und Mißgunst; umsomehr, je weniger ein Reichtum verdient ist.

Der Reiche wird nur darum reich genannt, weil man sieht, daß andre nicht so viel haben als er. Wenn

alle Menschen gleich viel besäßen, hätte man die Ausdrücke reich und arm überhaupt nicht erfinden können. Dann wäre derjenige, der sagte: wir sind alle gleich reich! ebenso im Recht, wie der andre, welcher behauptet: wir sind alle gleich arm. Wenn heut' aller Besitz ausgeglichen würde, so daß jeder genau soviel besäße, wie jeder andere: dann würden wir uns alle arm vorkommen, weil der Reichtum der Reichen, auf alle Armen verteilt, jedem einzelnen nur einen sehr bescheidenen Zuwachs brächte. So viel, daß er ein paar Wochen lang herrlich und in Freuden leben könnte — hernach wäre es zu Ende und man wäre nicht nur ebenso arm als vorher sondern noch ärmer, weil man die Freuden des Reichtums verkostet hat und wieder aufgeben mußte.

Das Beste am Reichtum ist, daß er ein Ziel des menschlichen Strebens ist; daß er eine Unzahl von Menschen, die keine edleren und höheren Ziele begreifen, doch veranlaßt, ihre Kräfte anzustrengen, etwas zu leisten. Indem diese Kräfte zwar nicht um edler Ziele willen arbeiten, arbeiten sie doch und müssen innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung zu deren Bestem thätig werden. Ohne das Ziel des Reichtums gingen diese Kräfte einfach verloren.

Vom Reichtum abwärts bis zum Zustande äußerster Armut giebt es mancherlei Abstufungen.

So sprechen wir von Wohlstand und verstehen darunter einen Stand des Vermögens und Einkommens, der zwar nicht die Verhältnisse des Reichtums, aber doch beträchtlich mehr bietet als durchschnittlich die Menschen haben und genießen. Die Familie, die im

Wohlstand lebt, leidet keine Not. Selbst nicht in schwierigen Zeiten. Sie kann ihren Kindern die feinste Erziehung geben, kann in jeder Hinsicht ein angenehmes Leben führen. Nur gewisse Ausgaben, die ausschließlich dem Reichtum zustehen, sind ihr versagt.

Der Wohlstand ist in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung mindestens eben so vorteilhaft als der Reichtum. Es ist nicht möglich, daß aus der Klasse der Reichen mehr Bildung, mehr menschlicher Fortschritt, mehr gute Sitte hervorgehe als aus der Klasse des Wohlstands. Aber Faulheit und Ueppigkeit, Hochmut und Verschwendung finden mehr Begünstigung im Reichtum als im Wohlstand.

Steigt man etwas tiefer auf der Stufenleiter des wirtschaftlichen Glücks, so kommt man zum Zustande des Auskommens. Sein Auskommen sollte jeder haben; was darunter ist, ist schon vom Uebel. Der Zustand des Auskommens geht noch an. Man kommt aus; das heißt: man wird gerade fertig mit dem, was man hat. Unglücksfälle dürfen nicht kommen; sonst wird man genötigt, sich einzuschränken. Es gehen aber tüchtige und vortreffliche Leute aus den Familien hervor, die bloß ihr Auskommen haben; Leute, die für den Kampf ums Dasein mehr gestählt sind, als die im Schoße des Wohlstands Erwachsenen. Denn sie wissen von klein auf, daß sie in Zukunft von ihrer Arbeit leben müssen: das läßt sie so angestrengt arbeiten, als der Mensch überhaupt arbeiten kann. Nicht bloß die Söhne, auch die Töchter einer solchen Familie müssen notwendig einen Beruf erlernen. Manchmal sitzt die Sorge mit zu Tisch; aber im ganzen

ist diese wirtschaftliche Lage an sich kein Unglück; und die nächste Generation kann schon zum Wohlstande aufsteigen.

Tiefer steht der Zustand der Dürftigkeit. Das ist jener Zustand, wo man zwar die notwendigen Lebensbedürfnisse befriedigen kann, aber nicht immer und nicht vollständig, und auch nur mit dem Wohlfeilsten. Die stärkeren Naturen können aus der Klasse der Dürftigkeit in die Klasse des Auskommens, ja selbst des Wohlstands und des Reichtums kommen; aber nur bei vorzüglicher wirtschaftlicher Begabung und nur bei zähester Ausdauer. Das sind dann harte, kampfgeübte Menschen. Feine Bildung haben sie nicht; man wird ihnen zeitlebens den Kampf mit der Dürftigkeit anmerken.

Einen noch mangelhafteren Zustand bezeichnet der Ausdruck Armut. Im Zustande der Armut können selbst die notwendigsten Lebensbedürfnisse nicht sicher und nicht dauernd befriedigt werden. Vom Zustande der Armut spricht man dort, wo eine Unterstützung durch andere notwendig ist. Das ist dann der Fall, wenn der regelmäßige Arbeitsverdienst aufhört; sei es wegen Mangel an Arbeitsgelegenheit, sei es wegen Arbeitsunfähigkeit. Riesenstarke, an unglaubliche Anstrengungen gewöhnte Naturen können sich aus diesem Zustande zu höheren Stufen wirtschaftlicher Wohlfahrt emporarbeiten.

Die tiefste Stufe wirtschaftlichen Glücks bezeichnet man als Elend. Elend ist jene Armut, welche nicht einmal mehr kärglichen Arbeitsverdienst hat, welche durchaus auf fremde Hilfe angewiesen ist und neben wirt-

schaftlichem Unvermögen zugleich körperliche und seelische Verkommenheit zeigt. Dem Elend fehlt es an allem; es ist eine Armut, die keine Hoffnung hat und keine Aussicht auf Besserung. Das Bild des Elends hat nur Schatten. Der im Elend Lebende kommt nicht zum Bewußtsein seiner Menschenwürde; denn als Kind schon muß er arbeiten oder betteln. Er kann keinerlei Bildung sich aneignen, ist auf die niedrigsten Genüsse beschränkt, teilnahmslos für den Fortschritt des Menschengeschlechts. Und sein letztes Los ist, als arbeitsunfähiger Bettler zu sterben, im Straßengraben oder in einer Zufluchtstätte, in die ihn das öffentliche Mitleid gebracht hat.

So die Abstufungen von Reichtum und Armut. Da keine bestimmten ziffermäßigen Grenzen für diese verschiedenen Zustände angegeben werden können, ist es Sache jedes einzelnen, seine Einkommensstellung in eine dieser Abstufungen einzuschätzen. Dabei wird es vorkommen, daß sich mancher für arm hält, der eigentlich sein gutes Auskommen hat und daß mancher, der sich für wohlhabend hält, in die Klasse der Dürftigen gehört. Natürlich sind jene Leute vergnügter, welche ihr Einkommen für ein bedeutendes halten, weil sie nicht denken, daß es eine große Zahl von viel bedeutenderen giebt. Für das Glück des Menschen kommt es nicht darauf an, ob er wirklich reich ist oder arm, sondern ob er sich für reich hält oder für arm. Es kommt auch sehr darauf an, ob man sich und seine Familie auf der Stufenleiter des Reichtums aufsteigen oder absteigen sieht. Das Richtige ist die aufsteigende Bewegung; und diese kann jeder durchführen, der nicht zu frühzeitig eine

Familie begründet und nicht von besonderen Unfällen, wie Krankheit, heimgesucht wird. Jeder kann es in seinen Bekanntenkreisen beobachten, wie einzelne Familien auf der Stufenleiter des Wohlstands aufsteigen, während andre abwärts gehen. Reichtum und Wohlstand sind nicht festgenagelt, sondern in beständiger Bewegung: ein Lohn für das Streben, für Klugheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit; aber auch ein Quell des Neides und der Unzufriedenheit, der Gewinnsucht und der Täuschungen, sobald das Streben nach klingenden Schätzen übermächtig wird gegenüber dem inneren Werte des Menschen und seiner Thaten.

Habsucht.

Die Habsucht ist nicht anderes als der Eigennutz in wirtschaftlichen Angelegenheiten. Der Habsüchtige will seinen Besitz vermehren, ohne alle Rücksicht darauf, ob diese Vermehrung ihm gebührt oder nicht. Er denkt gar nicht daran, ob andere haben oder nicht; wenn nur er hat. Ob er mehr besitzt, als andere, die dessen viel mehr würdig wären: das kümmert ihn gar nicht.

Die Habsucht erscheint als eine der niedrigsten, häßlichsten Eigenschaften des Menschen, weil sie das Gerechtigkeitsgefühl abstumpft, ohne welches ein gedeihliches Zusammenleben der Menschen unmöglich ist. Sie läßt das Gefühl der Selbstachtung verkümmern; denn dem Habsüchtigen wird es allmählich gleichgültig, ob er auf anständige oder auf unanständige Manier zu seinem Erwerb kommt. So lang er klug ist, hütet er sich wenigstens, in seiner Habsucht ein Unrecht zu begehen, welches ihn vor Gericht bringen könnte. Aber die Habsucht wächst, je länger sich der Mensch von ihr beherrschen läßt; und schließlich wächst sie ihm über den Kopf; wütende Goldgier wird in ihm zur Leidenschaft und zuletzt geht er zu Erwerbshandlungen über, welche ihn in den

Augen anständiger Menschen verächtlich machen und ihn mit dem Strafgesetz zusammenstoßen lassen.

Aber auch die edlen und menschenwürdigen Empfindungen des Mitleids und der Barmherzigkeit werden durch die Habsucht erstickt und der Sinn für alles Edle und Schöne zurückgedrängt durch die einzige ungeheure Leidenschaft nach dem Gelde.

Wenn man der Habsucht näher in ihr abscheuliches Gesicht schaut, erkennt man, daß sie sich wieder in zwei Triebe spaltet: in den Trieb, zu bekommen und in den Trieb, zu behalten. Sie sind gewöhnlich vereinigt; aber man kann doch beobachten, wie in manchen Menschen der eine, in andren der zweite dieser Triebe besonders vorherrscht.

Der Trieb, zu bekommen, kann auch in einem bescheideneren Maße auftreten. Dann nennen wir ihn Erwerbssinn. Ihn finden wir nicht tadelnswert. Aber wer Erwerbssinn besitzt, hüte sich sehr, daß derselbe nicht in Habsucht ausartet. Dazu muß man die Grenzen zwischen Erwerbssinn und Habsucht immer deutlich vor Augen haben. Wo liegen die aber?

Nun — der Erwerbssinn geht darauf aus, zu erwerben; aber nur in der Weise, wie es unter anständigen Menschen üblich ist. Der Erwerbssinn sieht daher nicht bloß auf das, was man erwirbt, sondern ebenso sehr auf das, was man dafür leistet. Der achtbare Erwerbssinn läßt sich niemals eine Leistung besser bezahlen als sie es verdient; und er nimmt zum Maßstabe für den Wert seiner Leistung nicht bloß das, was sie ihn selbst gekostet hat, sondern er achtet auch darauf, wie andere

ihre gleichwertigen Leistungen vergütet bekommen. Dadurch unterscheidet sich der Erwerbssinn von der Habsucht. Die Habsucht sackt ein, ob sie das Eingesackte verdient hat oder nicht; der Erwerbssinn nimmt nur das, was er nach redlicher Prüfung verdient zu haben glaubt. Das aber nimmt er nicht bloß, sondern verlangt es auch, wenn es ihm vorenthalten wird. Der Erwerbssinn geht darauf aus, Tüchtiges zu leisten, damit man dafür gut bezahlt werde; die Habsucht geht nur darauf aus, sich gut bezahlen zu lassen.

Wer sich diesen Unterschied immer deutlich macht, der wird nicht in die Gefahr kommen, daß sein Erwerbssinn in Habsucht ausarte.

Eine edle Eigenschaft ist auch der Erwerbssinn nicht; aber er ist notwendig im Kampf ums Dasein, wenigstens für Familienväter, die ihre Angehörigen nicht mittellos zurücklassen wollen.

Etwas anderes als der Trieb, zu bekommen, ist der Trieb, zu behalten. Dieser Trieb wird, wenn er entartet, zum Geiz, wenn er sich dagegen in den Schranken der Vernunft hält, zur Sparsamkeit.

Die Grenzen zwischen Sparsamkeit und Geiz sind noch schwerer zu ziehen, als die zwischen Habsucht und Erwerbssinn. Gewöhnlich nennen wir geizig den, der aus Angst vor der Zukunft und in der Sucht, sein Geld zu behalten, solche Ausgaben unterläßt, die jedermann für vernünftig und gerechtfertigt hält. Sparsam dagegen erscheint uns derjenige, der verschwenderische Ausgaben unterläßt und nicht alles verbraucht, was er verbrauchen könnte.

Heutzutage sehen wir den Geiz bei weitem nicht so stark hervortreten wie die Habsucht. Jene Geizhälse, von denen ältere Lustspiele und Romane erzählen, daß sie nachts vor ihren Geldschränken sitzen, Geld zählen und sich am Klang und am Glanz der aufgehäuften Münzen erfreuen, sind seltene Ausnahmen geworden. Das hat seinen Grund darin, daß es durch die Fortschritte des Kredits und des Bankwesens für denjenigen, den überhaupt habsüchtige und geizige Anschauungen beherrschen, viel vorteilhafter geworden ist, sein Geld in Wertpapieren oder Hypotheken anzulegen und die Zinsen davon einzukassieren, als es im Kasten aufzuheben. Die Leichtigkeit, mit welcher heute Geld sicher und verzinslich angelegt werden kann, hat die eigennützigen Seelen dahin gebracht, die Habsucht ersprießlicher zu finden als den Geiz. Die Habsucht äußert sich bei den Fragen des Geldeinnehmens, der Geiz bei denen des Geldausgebens. Egoistisch und niedrig sind sie beide.

Wir müssen aber auch bei den Handlungen des Geizigen noch einen Unterschied machen. Man kann an sich selber geizen oder an andern. Wer an sich selber geizt, braucht noch nicht ohne weiteres ein schäbiger Charakter zu sein. Es hat immer Leute gegeben, die sich selbst keinen anständigen Anzug und keinen feinen Tisch vergönnten, dabei aber offene großmütige Hände hatten, wo es galt, Werke der Mildthätigkeit oder der öffentlichen Wohlfahrt zu unterstützen. Das ist nicht Geiz, sondern Bedürfnislosigkeit; das ist auch nicht schäbig, sondern groß und bewunderungswürdig. Schäbiger Geiz aber ist es, wenn man bei Ausgaben,

die man zu machen hat, denjenigen, der die Ausgaben zu empfangen hat, verkürzen will. Das ist der schmutzige Geiz, der mit der Zahlung zurückhält, in gemeiner Weise um den Kaufpreis feilscht und den Mitmenschen um den wohlverdienten Erwerb zu bringen sucht.

Arbeit.

Arbeit nennen wir jede mühsame Thätigkeit, welche auf Befriedigung von Lebensbedürfnissen gerichtet ist. Das braucht eine kurze Erklärung.

Nur eine mühsame Thätigkeit bezeichnen wir als Arbeit. Essen ist auch eine Thätigkeit; Waschen und Anziehen desgleichen; und diese Thätigkeiten sind auch notwendige. Aber sie sind keine Arbeiten, weil sie nicht mühsam sind.

Wir nennen auch nur jene Thätigkeiten Arbeit, welche auf die Befriedigung von Lebensbedürfnissen gerichtet sind. Thätigkeiten, die zur Unterhaltung, zur Erheiterung gethan werden, nennen wir nicht Arbeit, auch wenn sie mühsam sind. Wer zu seinem Vergnügen reitet, arbeitet nicht; aber der Bereiter, der dasselbe berufsmäßig thut, arbeitet. Wer zu seinem Vergnügen Klavier spielt, arbeitet nicht; aber der bezahlte Klavierlehrer, der mit ihm an demselben Klaviere spielt, arbeitet. So kann eine und dieselbe Thätigkeit Arbeit oder keine Arbeit sein — je nach dem Zwecke, zu welchem sie ausgeübt wird. Wir müssen die Arbeit unterscheiden von den geringfügigen Thätigkeiten, die mit allen Lebens-

genüssen verbunden sind; wir müssen sie auch vom Sport, vom Spiel und vom Dilettantismus unterscheiden.

Wir arbeiten also zur Befriedigung von Lebensbedürfnissen. Ob es sich dabei um unsere eigenen oder um fremde Lebensbedürfnisse handelt, ist gleichgültig. Menschen, die es gar nicht nötig haben, sich durch ihre Arbeit etwas zu verdienen, können doch arbeiten, wenn ihre Arbeitsleistung eine solche ist, die anderen nützt. Sie arbeiten dann, weil sie den Trieb haben, sich nützlich zu machen, etwas Gutes zu leisten; oder weil sie sehen, daß ihre Arbeitsthätigkeit für einen andern notwendig ist.

Manchmal stehen die Lebensbedürfnisse, wegen deren man arbeitet, unmittelbar vor den Augen des Arbeiters, so daß er sie durch seine eigene Arbeit sofort befriedigen kann, wie etwa der Mann, der sich in seinem Hofe Holz klein hackt, um sich einheizen zu können, weil ihn fror. Da liegt der Zusammenhang zwischen der Arbeitsmühe und ihrem Erfolg allein in der Hand des Arbeitenden. Anders steht die Sache bei jener Arbeit, die für Lohn gethan wird oder die ein Produkt herstellt, welches erst vom Arbeiter verkauft werden muß. Da ist der Zusammenhang zwischen der Arbeit und dem befriedigten Lebensbedürfnis kein unmittelbarer; es können mancherlei Täuschungen und Irrungen dazwischentreten, welche bewirken, daß der Erfolg der Arbeit nicht der Arbeitsmühe entspricht.

Einen ganz bedeutenden Einfluß auf den Erfolg aller Arbeit nimmt die Arbeitslust. Die Arbeitslust, welche die Gegensätze von Fleiß und Faulheit enthält, hängt von der natürlichen Anlage ab, von Beispiel und

Erziehung, von der Ausbildung der Willenskraft und des Pflichtgefühls. Es ist schwer, den Fleiß eines Menschen richtig zu würdigen. Leicht meint jeder, der überhaupt arbeitet, seine Arbeit sei eine besonders schwere; andere hätten leichtere Arbeit. Die Arbeit, die einer thut, bloß nach der Zeit zu messen, die er daran gewendet hat, ist unrichtig. Es kommt auf die Energie an, mit der man gearbeitet hat. In manchen Arbeiten ist es möglich, daß jemand in einer Stunde so viel arbeitet, als ein anderer in drei Stunden. Der Fleiß ist aber in hohem Grade auch abhängig von der Art der Arbeit selber. Eine Arbeit, die interessante Anregungen bietet, die Gefahren für den Arbeiter enthält, die eine gewisse Abwechselung zuläßt oder dem Arbeiter schöne Erfolge verspricht, fordert natürlich den Fleiß des Arbeiters in höherem Grade heraus, als eine uninteressante, einförmige und voraussichtlich erfolgarme Arbeit.

Leider muß man sagen, daß mit den Fortschritten der Technik und der Volkswirtschaft die meisten Arbeiten immer uninteressanter werden. Die gesamte Arbeit des Menschengeschlechts ist ja bekanntlich in unzählige Berufszweige geteilt und in jedem Berufszweige, in jeder Fabrik und Werkstätte, auf jeder einzelnen Arbeitsstätte ist die Arbeit wieder in einzelne Thätigkeiten geteilt. So vorteilhaft das für den Erfolg der Arbeit ist, so sehr es den beständigen technischen Fortschritt befördert: für die Freude, die der Arbeiter selbst an seiner Arbeit haben soll, ist das vom Uebel. Der Arbeiter wird dadurch einseitig. Die große Mehrheit der arbeitenden Menschen wird dadurch in die Lage versetzt, immer nur nach An-

weisungen von Vorgesetzten, nach bestimmten Mustern, Schablonen und Arbeitsgebräuchen zu arbeiten; der Reiz des selbständigen Schaffens, des Spürens, Suchens und Erfindens, der Gestaltung eigener Arbeitshilfsmittel und Arbeitsvorteile fällt für sie fort; die Arbeit hört mehr und mehr auf, geistiges Bildungs- und Förderungsmittel zu sein.

Wir müssen uns mit dieser Thatsache zurechtfinden. Es ist eine der wichtigsten Lebensaufgaben jedes einzelnen, diese Nachteile der geteilten einförmigen Berufsarbeit zu korrigieren, soweit eine Korrektur möglich ist. Vielfach wird aber Gelegenheit zu solcher Korrektur wirklich geboten. Schon die bessere Schulbildung, die heute allgemein ist, die Anregungen, welche jedem Arbeiter durch das Lesen, durch die Beteiligung an den mannigfachen Erscheinungen des öffentlichen Lebens geboten sind, machen es möglich, daß seine geistigen Fähigkeiten trotz der immer einförmiger werdenden Arbeit lebendig erhalten bleiben.

Jeder, der überhaupt arbeitet, hat ein dringendes Interesse, seine Arbeitsgeschicklichkeit möglichst auszubilden, weil dadurch seine Arbeit mehr wert und besser bezahlt wird, und weil ihm erhöhte Arbeitsgeschicklichkeit manche Arbeitsmühe erleichtert und ihn auch zu interessanteren Arbeiten führen kann. Die Ursachen der verschiedenen Arbeitsgeschicklichkeit liegen teils in der verschiedenen geistigen und körperlichen Anlage, teils in der ungleichen Schulung und praktischen Uebung. Angeborene Geschicklichkeit hat wohl immer einen großen Vorsprung voraus; aber auch der bloß mit einer durchschnittlichen

Geschicklichkeit von Hause aus Begabte kann es durch gute Schulung und durch fleißige Uebung bis zu vortrefflichen Leistungen, wenigstens in den meisten Arbeitsgebieten bringen.

So viel auch durch die Gesetzgebung, durch humane Arbeitgeber, durch Vereinigungen der Arbeiter selbst zur Verbesserung der Arbeitsverhältnisse gethan werden kann: daß die Arbeit so umgestaltet werden könne, bis sie zur angenehmen spielenden Unterhaltung wird, dürfen wir in unabsehbaren Zeiten nicht hoffen. Sie ist uns eine heilige, unabweisliche Pflicht seit Anbeginn der Welt. Nur die Erfüllung dieser Pflicht giebt uns ein Recht zu leben; und jeder einzelne muß sehen, wie er mit dieser Pflicht zurecht kommt, treu und ehrlich und mit unerschütterlicher Ausdauer.

Ordnung.

Was ist überhaupt Ordnung?

Unter Ordnung versteht man einen Zustand, wo jedes Ding einen bestimmten Platz, wo jede Thätigkeit nach einer bestimmten Regel und zu einer bestimmten Zeit geschieht, damit nicht eins dem andern in die Quere kommt und eins das andere hindert.

Ordnung muß auf jedem Tische sein, damit derselbe gebraucht werden kann — sei's zum Essen oder zum Arbeiten. Ordnung muß in jeder Stube herrschen, wenn dieselbe bewohnt werden soll. In jeder Werkstatt muß Ordnung sein und in jeder Straße, in jeder Schule und in jeder Armee, in jeder Gemeinde und in jedem Staatswesen. Und vor allem auch in jedem einzelnen Kopfe.

Wir unterscheiden also eine Ordnung in den leblosen Dingen. Sie besteht darin, daß jede Sache dort ist, wo sie nach ihrer Bestimmung hingehört. Dinge, die gar keine oder keine ernsthafte Bestimmung haben, können überall bleiben — nur nicht dort, wo sie im Wege sind. Um in seinen Sachen Ordnung zu haben, ist es nötig, daß man jedem Ding einen bestimmten Platz anweist, wo es für gewöhnlich seinen Aufenthalt hat und nur

beim Gebrauch weggeholt wird. Das versteht nun jedes Kind. Aber was nicht jedes Kind richtig zu lösen weiß, ist die Frage, wo man jedem Ding seinen gewöhnlichen Platz anweist. Dazu gehört Erfahrung und praktischer Scharfblick. Sehr viele Leute, welche sich dessen ganz wohl bewußt sind, daß die Dinge, die man zum Leben braucht, geordnet sein müssen, wissen doch nicht, sich jene Ordnung einzurichten, die für sie am passendsten ist.

Ein Schreiner, der in seiner Werkstatt eine große Zahl von Werkzeugen hängen und liegen hat, würde eine verfehlte Ordnung haben, wenn er diese Werkzeuge etwa nach ihrer Größe ordnen und nebeneinander hängen wollte. Er muß sie vielmehr so anordnen, wie es zum Gebrauch am passendsten ist; so daß er das am häufigsten Gebrauchte am nächsten zur Hand hat.

Was der einzelne beherrscht, kann er sich in die Ordnung bringen, die ihm behagt. Die Ordnung, die der einzelne in seinen Dingen hat, kann mitunter sogar den Anschein einer gewissen Unordnung haben. Menschen, die viel und vielerlei arbeiten, haben nicht selten eine scheinbare Unordnung um sich her, in welcher sie sich aber sehr wohl zurecht finden.

Wo aber ein Zusammenleben oder Zusammenarbeiten mehrerer sein soll: da muß immer eine solche Ordnung herrschen, daß die leitenden Personen das Ganze stets überschauen und jede Einzelheit auffinden und beobachten können, und daß auch jeder einzelne genau weiß, wohin er gehört und was er zu thun hat.

Jeder einzelne hat einen Platz in einer größeren Ordnung. Dieser Platz ist ihm durch seine Geburt, durch

seine Erziehung und Berufsstellung, durch seine Leistungen angewiesen. Er kann diesen Platz verändern, verbessern; aber nicht gewaltsam, sondern nur mit Zustimmung derjenigen, die mit ihm in der gleichen Ordnung stehen, oder ihm etwa übergeordnet sind. Er kann auch auf eine Abänderung der Ordnung, in welcher er steht, hinarbeiten. Aber auch nicht gewaltsam, sondern indem er die Mehrheit derjenigen, die mit ihm in der gleichen Ordnung stehen, sowie diejenigen, die ihm etwa übergeordnet sind, überzeugt, daß eine andere Ordnung besser wäre.

Schon von klein auf wird der Mensch auf diese Ordnung, in der er steht, aufmerksam gemacht. Als Kind schon hat er sich in die Hausordnung der Familie zu fügen, als Schüler in die Schulordnung; später, wenn er ins Arbeitsleben eintritt, in eine Werkstatt- oder Fabrikordnung, in die Ordnung eines kaufmännischen Geschäfts, in die militärische Disziplin, in den regelmäßigen Geschäftsgang eines Bureaus, endlich in die ganze Staatsordnung. Und auch wo er außerhalb seines Berufslebens lebt, wird er immer und überall auf bestehende Ordnungen aufmerksam gemacht, falls er dieselben nicht schon ganz unbewußt und erfahrungsmäßig befolgt. Auf der Straße hat er sich in die ortsübliche Verkehrssitte zu fügen, hat den Passanten eben so weit auszuweichen, als sie ihm ausweichen. Bei der Benützung von Wagen, Eisenbahnen, Dampfschiffen und andern Verkehrsmitteln hat er sich in die bestehenden Fahrordnungen und Fahrpreise zu fügen. Wo irgend mehrere dasselbe Ziel anstreben, hat er sich in die Sitte zu fügen,

daß der zuerst dagewesene auch zuerst darankommt und nicht von andern mit Ellenbogenstößen zurückgedrängt werden darf. Als Gast in fremden Häusern fügt man sich in die Hausordnung; jeder Sport, jedes Spiel, jedes gesellige Vergnügen erfolgt nach bestimmten Regeln, die seine Ordnung bilden.

Diese Ordnung, in der wir leben, beschränkt unsere Freiheit wohl an unzähligen Punkten; sie belästigt uns manchmal; aber sie hat anderseits so unberechenbare Vorzüge, daß jeder Vernünftige sich gerne in sie fügt. Und das Hineinfügen in diese Ordnung wird uns zuletzt zur vertrauten Lebensgewohnheit, auf die wir nimmer verzichten mögen.

Zur Ordnung gehört auch die Pünktlichkeit. Sie ist eine dem Pflichtgefühl nah verwandte Eigenschaft. Der pünktliche Mensch sieht darauf, seine Pflichten nicht bloß überhaupt zu erfüllen, sondern sie auch genau zur rechten Zeit, am rechten Orte und in der vollkommensten Weise zu erfüllen.

Zur Pünktlichkeit gehört eine gewisse Voraussicht in den Gang der Dinge und Ueberlegung. Man muß dabei voraussehen, wie viel Zeit zu dem und jenem erforderlich ist. Ohne das wird man in Bezug auf die Zeit niemals pünktlich sein können. Hat man Dinge vor, die möglicherweise eine kürzere, möglicherweise auch eine längere Zeit erfordern, so muß man auch mit der letzteren Möglichkeit rechnen.

Die Pünktlichkeit ist nichts andres, als ein sorgfältiges Ineinanderpassen der Dinge und der Handlungen, also auch eine Art von Ordnung, welche für

jenen Raum und für jene Zeit, die jedes Ding und jedes Thun braucht, das richtige Maß findet. Pünktlichkeit läßt nichts unvollendet, nichts fehlerhaft; sie thut nichts halb und kommt nie zu spät. Sie erspart dem, der sie besitzt und denen, die mit ihm zu thun haben, Zeit und Aerger. Und wer sie sich zu eigen gemacht hat, der ist ein Vertrauensmann, ein Zuverlässiger. Die pünktlichen Menschen sind's, welche den Gang des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Treibens immer in Ordnung halten.

Haushalt, Sparsamkeit.

Haushalten ist etwas anderes als Wirtschaften; es ist nur ein Teil der wirtschaftlichen Thätigkeiten. Unter Haushalt versteht man jene Thätigkeit, welche mit den vorhandenen Einkünften möglichst viele Lebensbedürfnisse auf die vernünftigste und sparsamste Art zu befriedigen strebt.

Der Haushalt muß damit anfangen, daß man für die nächste Zeit die Bedürfnisse, die sich ergeben werden und die Einkünfte, die dafür vorhanden sind, kennt. Er beruht also auf einer gewissen Voraussicht und Vorausberechnung. Diese ist keineswegs ganz leicht.

Was die Voraussicht auf die künftig zu befriedigenden Lebensbedürfnisse betrifft, so liegt es nahe, sich an die jüngste Vergangenheit zu halten. Aber der Mensch ist immer geneigt, sich lieber neue Lebensgenüsse anzugewöhnen, als ältere abzugewöhnen. Und darum täuscht die Vorausberechnung der Ausgaben sehr leicht. Man ist meistens in der Gefahr, die künftigen Ausgaben geringer anzuschlagen, als sie wirklich sein werden. Die Ausgaben der Vorjahre kommen wieder; und es kommen neue dazu, an die man nicht gedacht hat. Man braucht z. B. gar kein leichtsinniger Haushalter zu sein, um an

Ausgaben für Arzt und Apotheker nicht zu denken, wenn man bisher gesund gewesen ist. Solche Ausgaben können doch kommen; und wenn man sie gar nicht vorgesehen hat, wird der Haushalt durch sie gestört. Ein Familienvater, der mehrere Kinder hat, würde sehr irren, wenn er die Ausgaben, die er für das nächste Jahr zu machen hat, nach denen des vergangenen Jahres bemessen wollte. Er muß wissen, daß die Kinder mehr brauchen, je größer sie werden, so lange bis sie sich einmal selbst etwas verdienen; und daß demnach seine Ausgaben wachsen.

Sieht man nun, daß gewisse Ausgaben wachsen wollen, während die andern gleich bleiben und die Einnahmen auch keine Vergrößerung hoffen lassen; so bleibt nichts übrig, als jene Bestandteile der Ausgaben, bei denen das am ehesten angeht, einzuschränken. Das Einschränken ist aber immer eine bittere und schmerzliche Aufgabe. Es ist immer noch leichter, sich irgend welche Ausgaben von vornherein zu versagen, als sich dieselben erst anzugewöhnen und dann darauf verzichten zu müssen. Und am schmerzlichsten ist das Einschränken dann, wenn man nicht nur sich selbst, sondern auch lieben Angehörigen Entsagungen auferlegen muß. Wer schon in der Jugend sich daran gewöhnt hat, seine Bedürfnisse immer den jeweiligen Einkünften anzupassen: für den ist das Einschränken keine schwierige Aufgabe. Noch leichter ist es für den, der sich angewöhnt hat, freiwillig, ohne irgend einen äußeren Zwang mitunter auf einen Lebensgenuß zu verzichten, zu welchem ihn zufällige Umstände hindrängen wollen. Aber wer von klein auf nicht gelernt hat, sich Wünsche zu versagen: den können Einschrän-

kungen, die er sich auferlegen muß, wohl erbittern, wenn er nicht starke, moralische Widerstandskraft hat.

Die andre Seite des Haushalts sind die Einnahmen. Bei der Würdigung der Einnahmen für den Haushalt muß man sich zuerst fragen, ob es sich um bewegliche oder um gleichbleibende Einnahmen handelt. Mit gleichbleibenden Einnahmen ist natürlich leichter zu rechnen, als mit beweglichen. Aber gleichbleibende Einnahmen sind eigentlich nur die von Leuten mit fester Anstellung. Die Einnahmen von Lohnarbeitern, von Landwirten, von Handwerkern, Großindustriellen und Kaufleuten, sowie von vielen Angehörigen liberaler Berufszweige sind wechselnde. Auch Rentner haben Einnahmen, die man wohl als gleichbleibende bezeichnen darf.

Bei schwankenden Einnahmen kann man den Haushalt im Gleichgewichte halten entweder durch einen verfügbaren Reservevorrat, oder aber dadurch, daß man bei der Aufstellung seines Haushaltungsplans immer nur den niedrigsten, sicher eingehenden Betrag von Einkünften zu Grund legt. Das erstere ist weniger lobenswert, weil, wenn der Reservevorrat einmal aufgezehrt ist, das Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben fraglich wird. Mit den niedrigsten sicheren Einnahmen zu rechnen: das vermögen aber nur sehr einsichtsvolle und willensstarke Leute. Es liegt im Wesen des Menschen, lieber das Günstigere als das Ungünstigere zu hoffen. Einem klugen Haushalter entgeht es aber nicht, welche Einnahmen, die sich früher ergaben, sicher wiederkehren werden und welche nicht. Er sieht bei der Vorausberechnung der zu erwartenden Einnahmen nicht bloß auf das letzte

Jahr, sondern auch auf frühere Jahre zurück. Er weiß, aus welchen Gründen in manchen Jahren die eine oder andere Art von Einkünften gestiegen oder zurückgeblieben ist; und er kann beurteilen, ob für die künftige Zeit diese Gründe wirksam sein werden oder nicht.

Das Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben ist das mindeste, was ein geordneter Haushalt anstreben muß. Besser ist freilich noch ein Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben. Einen solchen Ueberschuß zu erzielen, d. h. Ersparnisse zu sammeln, ist sogar Haushaltungspflicht, wenn man steigende Ausgaben oder sinkende Einnahmen voraussehen kann. Diese Haushaltungsflicht ist auch gegeben für jeden Familienvater, der nicht weiß, wie lange seine persönlichen Einkünfte fortdauern werden.

Hat man im allgemeinen auf das Gleichgewicht von Ausgaben und Einnahmen seine Berechnung gerichtet, so ist dann eine weitere Aufgabe des Haushalts, auch in jeder Einzelheit darauf zu achten, daß die Einkünfte erhalten und gesteigert, die Ausgaben mit Bedacht vorgenommen werden. Das braucht nicht bis ins Kleinliche zu gehen. Jeden Pfennig muß man sich nur dann aufschreiben, wenn man für die Führung eines Haushalts anderen verantwortlich ist, wenn man einen Haushalt für mehrere führt. Wo man aber nur sich selbst verantwortlich dafür ist, wie man seine Einnahmen verausgabt: da ist eine Berechnung von Einnahmen und Ausgaben nur insoweit notwendig, daß man einen gewissen Ueberblick darüber hat, welche Ausgaben regelmäßig wiederkehren und den größten Teil der Einnahmen ver-

schlingen; und wieviel der Tagesbedarf für diese Ausgaben beträgt. Der Einzelstehende ist in dieser Hinsicht viel freier, als Familienmitglieder sind, die einen Haushalt zu leiten haben.

Unter Sparsamkeit verstehen wir jenen Grundzug wirtschaftlichen Handelns, der den Menschen veranlaßt, mit sachlichen Dingen und mit Arbeitsleistungen schonend und vorsichtig umzugehen, nichts zu vergeuden, nur das zu verbrauchen, was verbraucht werden muß, um wirkliche Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Die Sparsamkeit hält die Mitte zwischen zwei wirtschaftlichen Fehlern: zwischen dem Geiz und der Verschwendung. Sie beabsichtigt Schonung und Vermehrung des Vermögens.

Zu diesem Zwecke sucht sie einen steten Ueberblick über den Stand des Vermögens und über den Gang der Einkünfte und Ausgaben zu haben; sie sucht stets Herrin über die Bedürfnisse zu bleiben. Jedes einzelne Lebensbedürfnis strebt sie mit möglichst wenigen, mit möglichst dauerhaften und möglichst billigen Gütern zu befriedigen. Sie sorgt für sorgfältige Aufbewahrung aller Bestandteile des Vermögens; und wo sie bares Geld erübrigt, strebt sie nach einer sicheren Anlage desselben. Aber sie darf auch nicht mit den sittlichen Aufgaben des Lebens in Zwiespalt geraten. Wenn man etwas erspart, muß man sich immer fragen, wofür und mit welchen Opfern es erspart wird.

Achter Abschnitt.

Lebensgenuß.

Ruhe und Muße.

Für den fleißigen Menschen ist immer die Ruhe nach der Arbeit an sich schon ein Genuß, den der Faule gar nicht kennt. Die Ruhe ist ein Genuß wirklich nur dann, wenn sie verdient ist. Und das wird sie nur durch Arbeit.

Alle Ruhe ist eine körperliche oder eine geistige oder beides zugleich.

Die körperliche Ruhe folgt naturgemäß und soll folgen auf körperliche Arbeit. Sie kann, wenn auch nicht gleich, doch nach einer kurzen Pause, mit einer geistigen Bewegung ausgefüllt sein. Unmittelbar nach schwerer körperlicher Arbeit muß Körper und Geist zugleich ruhen. Denn selbst wenn eine Arbeit eine bloß körperliche ist, wie etwa die eines Schneeschauflers oder eines Steinträgers, erfordert sie doch immer eine gewisse bescheidene Aufmerksamkeit und jedenfalls eine starke Anstrengung der Willenskraft, welche gegen die Ermüdung anzukämpfen hatte. Aus diesem Grunde kann der Mensch, der schwere körperliche Arbeit gethan hat, selbst wenn er nachher ein Kanapee hat, auf das er sich legen kann, nicht gleich ein Buch lesen, welches seinen Geist anstrengt. Er bedarf notwendig eine Zeitlang vollständiger Ruhe, ehe man ihm etwas zumuten darf, was angestrengtes Denken erfordert.

Und gerade so steht es auch mit dem Geistesarbeiter. Auch er kann, wenn er sieben oder acht Stunden im Tage angestrengt gearbeitet hat, sich nicht eine Erholung suchen, die ihn sofort körperlich stark anstrengen würde. Denn es giebt keine geistige Arbeit, die nicht auch körperlich anstrengend wäre.

Es ist eine wichtige Kunst, gut auszuruhen. An ihr ist nicht bloß der beteiligt, der ausruhen soll, sondern seine ganze Umgebung.

Für die Ruhe nach der Arbeit suche man sich vor allem den Platz aus, der nach der Art der gethanen Arbeit und nach den persönlichen Neigungen des Ruhenden am besten dazu geeignet ist. Jeder Mensch wird sich für wirkliche Ruhe — von kurzen Arbeitspausen abgesehen — einen Platz aussuchen, der ihn möglichst wenig an die geleistete Arbeitsanstrengnng erinnert. Warum — das ist leicht erklärlich. So lang der Mensch an seiner Arbeitsstätte weilt, verfolgen ihn — falls ihn nicht Schlimmeres verfolgt — immer die Gedanken an seine Arbeit. Das giebt keine vollkommene Ruhe. Darum entfernt man sich, wenn man gründlich ruhen will, von seiner Arbeitsstätte. Es giebt freilich Arbeitsstätten, die so schön sind, daß man sie auch nach der Arbeit noch gerne betrachtet. Der Forstmann etwa, der nach geleisteter Tagesmühe auf der Bank vor seinem Forsthause rastet, schaut ganz gerne seinen Wald noch an; obwohl derselbe seine Arbeitsstätte ist. Aber er sieht ihn jetzt in einem andern Lichte, als schönes Landschaftsbild.

Zu einer richtigen Ruhe gehört ferner, daß man sich während derselben solchen Gedanken und Thätig-

keiten hingeben kann, die einem Freude machen. Die Gedanken ruhen ja niemals, außer im Schlafe; sie beschäftigen sich immer mit etwas. Im Stadium verdienter Ruhe aber müssen sie sich mit etwas beschäftigen können, das sie erfreut oder sie wenigstens leicht interessiert. Damit sie das können, müssen aber mancherlei Bedingungen erfüllt sein, die nicht alle von dem, der ruhen will, allein abhängen. Tief bedauernswert ist der arbeitsmüde Mann, dem die notwendigen Ruhestunden durch Zwist, Aergernis, Not oder Unglück in der Familie verbittert werden. Das ist eine sehr schlechte Ruhe, die dem Ruhebedürftigen nur des Lebens Bitterkeit vor Augen führt, sodaß er bedauert, nicht noch bei seiner Arbeit zu stehen. Die Stimmung des arbeitsmüden Menschen sollte allen, die mit ihm zu thun haben, etwas Heiliges sein, das man nicht verletzen darf.

Häusliche Behaglichkeit.

So lange der Mensch jung ist, begehrt er sich keine häusliche Behaglichkeit. Er soll sie in jungen Jahren auch noch nicht begehren, sonst wird er vorzeitig zum Ofenhocker. Erst wenn man in reiferen Jahren ist, jedenfalls aber wenn man eine Familie begründet, soll man trachten, ein behagliches Heim zu haben.

Die Bedeutung eines behaglichen Heimwesens liegt darin, daß dasselbe den Familiengeist stärkt, die Erziehung der Kinder zum Edlen und Schönen erleichtert, den Mann vor dem Wirtshaustrunk behütet, die Gesundheit, Sparsamkeit und gute Sitte fördert.

Ein für die Dauer berechnetes behagliches Heimwesen kann sich der Mensch nur im eignen Hause begründen. Im Miethause läuft er ja immer Gefahr, plötzlich sein ganzes Heimwesen zu verlieren. Aber es können eben nicht alle Menschen Hausbesitzer sein. Und wer nicht so glücklich ist, muß sich's eben doch in einer Mietwohnung möglichst behaglich machen.

Was gehört nun zu einem behaglichen Heimwesen? Es sind eine ganze Reihe von Bedingungen, die da zusammentreffen müssen: Reinlichkeit, Zuträglichkeit

für die Gesundheit, Raum, Licht, gute Luft, Bequemlichkeit, Wärme, künstlerische Schönheit.

Das ist sehr viel! wird mancher sagen. Das ist viel zu viel; das alles können nur reiche Leute in ihrer Wohnung haben!

Es ist aber doch nicht all dieses zusammen notwendig, um behaglich zu wohnen. Eigne Räume zum Essen, zum Schlafen, zum Arbeiten, zum Empfang von Besuchen, besondere Bade- und Ankleidezimmer, Küchen, Garderoben, Speisekammern und Dienerschaftszimmer: das können freilich nur Leute mit glänzenden Einkommen haben. Aber gewisse Dinge, die zur Behaglichkeit des Wohnens gehören, lassen sich doch schon mit sehr bescheidenen Mitteln herstellen. So vor allem Reinlichkeit, gute Luft, Licht und Wärme. Das sind Zustände, die jeder vernünftig und sparsam wirtschaftende Mensch sich und den Seinigen verschaffen kann. Er soll eben erst dann an die Begründung einer Familie denken, wenn er die Mittel hat, dieser Familie ein behagliches Heimwesen zu verschaffen. Wer freilich darauf los heiratet, ohne mehr als ein Bett und einen wackeligen Tisch zu besitzen, wird es niemals zu einem solchen Heimwesen bringen.

Vieles, was zur häuslichen Behaglichkeit gehört, ist heutzutage weit wohlfeiler geworden, als es ehedem war. Man denke nur etwa an die Beleuchtung! Bei welch' kümmerlichen Lichtern mußte man früher die langen Winterabende hinbringen, während jetzt die freundliche helle Lampe auch das Stübchen des Aermsten erleuchtet.

Zur häuslichen Behaglichkeit gehört auch, daß die Familie unter sich sei. Keine fremden Wohnungs-

genossen! Oder doch nur solche, die in die Familie hineinpassen! Der fremde Wohnungsgenosse stört die häusliche Bequemlichkeit, die Vertrautheit der Familie.

Jene großen Schäden des Wohnungswesens, welche in stark anwachsenden Großstädten durch die Ueberfüllung der Häuser, namentlich der hohen Hinterhäuser, durch die engen lichtlosen Höfe, durch das rasche Bewohnen neugebauter Häuser, durch gesundheitsschädliche feuchte Kellerwohnungen erwachsen, können freilich durch den einzelnen, der in ärmlichen Verhältnissen lebt, nicht überwunden werden. Die häusliche Behaglichkeit ist in erster Linie eine Frage des Einkommens. Ist das Einkommen ausreichend, dann kann bei gutem Willen auch die Behaglichkeit geschaffen werden, und zwar sehr leicht. Liebe und Verträglichkeit sind das köstlichste Mobiliar.

Was einen beständigen Gegenstand des Neides vieler Menschen aus den ärmeren Klassen bildet, ist der Wohnungskomfort der Wohlhabenden: die schönen, luftigen Räume, Tapeten und Bilder an den Wänden, Teppiche auf den Böden, Vorhänge vor Fenstern und Thüren, geschnitzte Schränke, samtgepolsterte Diwans und Stühle, schöngedeckte Tische, Lampen und Blumen und dergleichen. Alle diese Dinge sind ja schön und angenehm; aber sie sind zum Leben nicht notwendig, so daß selbst reiche Leute oft lange Zeit ohne sie leben. Und sie sind zum großen Teil so wohlfeil geworden, daß auch die minder Bemittelten nach und nach ihre Wohnungen verschönern können.

Vergnügen.

„Der Mensch muß auch ein Vergnügen haben!" pflegte Herr Schneider zu sagen, ein junger Mann aus guter Familie, der etwas Geld und wenig Verstand besaß. Ja — der Mensch muß auch ein Vergnügen haben! So sagen außer dem besagten Herrn Schneider Unzählige, wenn sie es vor sich selber oder vor andern entschuldigen wollen, daß sie ein Vergnügen aufsuchen. Jener Herr Schneider sagte das gar zu oft; er sagte es vormittags und nachmittags und abends, womöglich auch noch mitternachts. Er mußte alle drei Stunden sein Vergnügen haben. Und darüber versäumte er, etwas zu lernen, verthat in jungen Jahren sein Vermögen und ist jetzt ein recht bedauernswerter Mensch, der gar kein Vergnügen mehr hat, sondern den Bettel unter verschiedenen Formen treibt.

Es ist eine eigene Sache mit dem „Vergnügen". Je mehr man es aufsucht, um so weniger wird es einem zu teil. Diejenigen Menschen sind meist am vergnügtesten, die gar nie an das Vergnügen denken, sondern mit jenem Vergnügen zufrieden sind, welches ihnen der Zufall oder ihre Freunde und Bekannten während der Arbeitspausen oder an Feiertagen und am Feierabend aufnötigen. Jedes

Vergnügen, das man eigens als Vergnügen und bloß als solches aufsucht, enttäuscht; oder es hat irgend einen faden oder bitteren Nachgeschmack.

Ausdrücklich wurde betont, daß jedes Vergnügen, welches bloß als Vergnügen aufgesucht wird, den Menschen nicht ganz befriedigt. Das gilt selbst für die edelsten Freuden. Wer etwa eine Landpartie in eine sehr schöne Gegend macht, wird, wenn er bloß Vergnügen gesucht hat, enttäuscht sein, weil er auch mit Sommerhitze oder Gewitterregen, mit nassen oder steinigen Straßen, mit unbequemen Fuhrwerken oder schlechten Wirtshäusern Bekanntschaft macht. Wer bloß zum Vergnügen ins Theater geht, wird sich auch mitunter ärgern, wenn ihm entweder das Stück zu ernst oder die Platznachbarn unangenehm, ein Schauspieler ungenügend oder sonst etwas tadelnswert erscheint.

Kurz — man soll alle jene Dinge und Veranstaltungen, die gewöhnlich als Vergnügungen bezeichnet werden, nicht bloß wegen des Vergnügens, sondern aus einem tieferen Grunde aufsuchen. Sonst wird man unzufrieden sein.

Welches sind aber diese tieferen Gründe? Nun — wir werden sie uns nachher, wenn wir an die einzelnen Arten von Lebensgenuß kommen, betrachten können. Hier aber, wo sich's um das Vergnügen im allgemeinen handelt, muß noch einiges über dasselbe gesagt werden.

Der Mensch sucht in der Regel Vergnügungen nicht allein, sondern in Gesellschaft zu genießen. Das ist richtig.

Man muß aber imstande sein, sich auch allein zu vergnügen; sonst wird man es in Gesellschaft nur schlecht fertig bringen. Man muß auch bei der Auswahl der

Gesellschaft zu seinen Vergnügungen von vornherein erwägen, ob die Gesellschaft danach ist, ein Vergnügen mit ihr zu teilen. Einsames Vergnügen ist besser, als Vergnügen in einer nicht zusagenden Gesellschaft. Ein denkender und feinfühliger Mensch verzichtet lieber ganz auf ein Vergnügen, als daß er es in unangenehmer Gesellschaft genießt.

Das Vergnügen narrt nicht selten den Menschen. Manche Vergnügen, die man mit großem Aufwand an Zeit und Geld vorbereitet, erweisen sich als wenig vergnüglich, und dagegen bereitet manches ein großes und reines Vergnügen, was uns der Zufall in den Weg daherschneit, und was uns wenig oder kein Geld kostet.

Um wirkliches oder reines Vergnügen zu durchleben, muß man sich selber dazu erziehen. Man muß sich einen vergnüglichen Lebenshumor angewöhnen, an alles die geringsten Ansprüche machen, allem die beste Seite abgewinnen, aus allem das Beste herausschlagen. Dann wird man, solange man gesund ist und nicht mitten in ernster Pflichterfüllung steht, im Leben eine Kette von Vergnügen entdecken.

Ja — wird mancher vielleicht sagen — das ist leicht gesagt, aber schwer gethan! Es ist aber nicht schwer gethan, wenn man es gelernt hat; nur das Erlernen davon ist eine schwere und langwierige Kunst.

Wer diese Kunst erlernt hat, dem macht, mit Ausnahme von wenigen ernsten Schicksalsschlägen, denen kein Mensch entgeht, alles Vergnügen. Die Thorheiten seiner Mitmenschen machen ihm Vergnügen; denn sie können ihn nicht ernsthaft berühren; die Natur bereitet

ihm Vergnügen, ob sie ihm nun ein ernstes oder ein heiteres Gesicht zeigt; seine Arbeit schafft ihm wenigstens ab und zu ein Vergnügen, jedenfalls mehr, als sie andern schaffen könnte. Und die eigentlichen Vergnügungen, die er nur so gelegentlich mitnimmt, wenn er gerade hineingezogen wird, bereiten ihm zwar keine besondere Freude, aber auch nicht jene Sorgen und Aergernisse, welche sie denen bieten, die nach ihnen haschen. Ja, das Vergnügen ist ein komisches Ding! Man kann an einem Tage zwanzig Mark dafür ausgeben und nicht so viel davon kriegen, als an einem andern Tage für zwanzig Pfennig! Darum ist es am gescheitesten, immer nur wenig dafür auszugeben. Dieses Wenige rentiert sich dann wenigstens. Nur nicht nach dem Vergnügen haschen um jeden Preis! Die das thun, sind arme Menschen — selbst wenn sie Millionäre sind.

Luxus.

Luxus ist der Genuß und Gebrauch des Ueberflüssigen im Gegensatz zum Notwendigen und Nützlichen. Jeder einzelne aber hat eine andre Vorstellung von dem, was nützlich und notwendig ist. Der Raucher hält seine Cigarre für etwas Notwendiges, dem Nichtraucher erscheint sie als ein Luxus. Sehr häufig hängt sich der Luxus auch an notwendige und nützliche Dinge an; dann nehmen auch ernsthafte und sparsame Menschen das Ganze als etwas Notwendiges und Nützliches an, obwohl auch etwas Luxus darin steckt. So etwa, wenn wir uns einen Hut kaufen. Das ist für unser Klima etwas Notwendiges. In dem Hute aber befindet sich ein seidenes Futter: das ist Luxus. Wir nehmen aber das Seidenfutter mit, weil wir ohne dasselbe den Hut nicht bekämen. Und so geht es in unzähligen Fällen. Jedes Ding, auch das notwendigste, hat heutzutag einen Zug von Luxus an sich; jede Toilettenseife ist parfümiert, jeder neue Stiefel glänzend gemacht, jedes neugekaufte Hemd gestärkt und geplättet, jeder Eßlöffel versilbert. Die heutige Weltindustrie spielt uns kaum irgendwas in die Hände, woran nicht ein bißchen Luxus wäre.

Es hat immer Menschen gegeben, welche gegen den

Luxus eiferten. Aber Luxus mit Maß und Geschmack verschönert das Leben. Und er ist ein Ziel, welches sehr viele Menschen anspornt, ihre Kräfte anzusetzen.

Der Luxus kann freilich entarten, wie jede Erscheinung im menschlichen Leben entarten kann. Er ist entartet, wenn man ihn als letztes Lebensziel ansieht, wenn er roh und gemein wird, wenn er den Menschen zum Sklaven seiner Genüsse macht.

Der entartete Luxus schadet unsrer geistigen und körperlichen Gesundheit, indem er unsere Lebensweise zu einer unnatürlichen macht, uns verweichlicht, unsere Nerven zerrüttet. Er bringt uns dazu, spät in die Nacht hinein aufregenden Genüssen nachzugehen, statt uns durch Schlaf für die Arbeit des kommenden Tages zu stärken.

Der entartete Luxus schadet auch unserem Haushalt; denn er führt leicht zur Verschwendung; er läßt Luxusbedürfnisse zu Gewohnheiten werden und zerrüttet das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben. Und was der Verschwender verschwendet, kommt immer nur zu einem Teil in die Hände von Menschen, die es verdienen; zum größten Teil in die Hände jener Schmarotzer, Betrüger und Wucherer, die neben seinem Luxus den Verschwender zu Grunde gerichtet haben.

Der entartete Luxus sündigt auch gegen den guten Geschmack; er führt den Menschen zu rohen Geschmacklosigkeiten. An die Stelle edler künstlerischer Lebensgenüsse setzt er raffinierte Ausschweifung.

Der entartete Luxus sündigt auch gegen das gesellschaftliche Gefühl für Recht und Billigkeit. Er

hängt prahlenden Reichtum zur Unzeit und an unrechtem Orte heraus und läßt die vorhandenen Gegensätze von Armut und unverdientem Wohlleben im grellsten Licht erscheinen, statt daß dieser Gegensatz immer und überall gemildert werde. Der entartete Luxus prunkt; er erweckt den Neid und die Eitelkeit; den Neid derjenigen, die ihn nicht mitmachen können, und die Eitelkeit jener, die ihn nachmachen wollen.

Der Mensch lernt seinen Luxus in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft. Er macht den Luxus gewohnheitsmäßig mit. Dadurch verliert der Luxus zwar an Reiz, weil man ihn nicht mehr für sich selbst erfinden kann; aber er wird dadurch auch vor Thorheiten und allzu ausschweifenden Geschmacklosigkeiten bewahrt.

Von den vielen Seiten des Genußlebens, wo der Luxus thätig wird, wollen wir auf den folgenden Blättern nur diejenigen hervorheben, die auch in breiteren Kreisen der Gesellschaft üblich oder imstande sind, das Wesen und Leben der Menschen, die sich ihnen hingeben, merklich zu verändern.

Das Trinken.

Fast in allen Einzelheiten des Menschendaseins sehen wir die Gegenwart hoch über vergangenen Jahrhunderten stehen. Unsere Sitten und Umgangsformen sind auf die Grundlagen der Moral, der Humanität und des guten Geschmacks begründet, unsre Technik und Wissenschaft weist eine ununterbrochene Reihe glänzender Erfolge auf; unsre Politik ist durchdrungen von den großen Ideen der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Fortschritts, unser Luxus geläutert durch die Kunst. Nur auf einem Gebiete sind wir zurückgeblieben; auf einem Gebiete huldigt die civilisierte Gesellschaft Sitten, wie sie die rohesten Naturvölker nicht roher haben können: auf dem Gebiete, das der Alkohol beherrscht.

Daß die Trinkgewohnheit die *Gesundheit schädigt*, hat die ärztliche Wissenschaft so oft und so gründlich bewiesen, daß es überhaupt kaum mehr gewagt wird, dagegen noch zu widersprechen. Und ich als Laie habe keinen Anlaß, zu der ärztlichen Verurteilung der Trinkgewohnheit noch viel hinzuzufügen. Aber ein paar Bemerkungen drängen sich mir doch auch in dieser Richtung auf.

Die Gesundheitsschädlichkeit des gewohnheitsmäßigen

Trinkens mag ja der Jugend vielleicht noch keinen so starken Eindruck machen, als sie machen sollte. Denn sie verkehrt mit jungen, blühenden Freunden und Kameraden. Und wenn unter diesen Freunden und Kameraden einer ist, der gewohnheitsmäßig zu viel trinkt, können die andern die schweren und traurigen Folgen jetzt noch kaum an ihm beobachten, weil sein jugendlicher Organismus dem genossenen Gifte noch Widerstand leistet. Die Folgen kommen ja erst später zum Vorschein; und dann können sie nie mehr völlig schadlos gemacht werden.

Aber der junge Mann, der im Bewußtsein seiner Jugendkraft etwa behauptet, er habe ein Recht unvorsichtig zu sein; er brauche nicht bei jedem Glase Bier zu erwägen, ob ihm das nützlich oder schädlich sei: der möge sich doch einmal ernsthaft die Frage vorlegen, ob nicht das, was er Jugendkraft und Frische nennt, nichts andres ist, als Willensschwäche gegenüber der süßen Bethörung des Trunkes, oder wenigstens gegenüber der Verführung durch Freunde und Kameraden.

Die medizinische Statistik vermag nachzuweisen, daß im Deutschen Reiche alljährlich 12000 Menschen im arbeitsfähigen Alter dem Siechtum des Alkoholismus verfallen. Das ist ein Verlust, welcher den Verlust der grimmigsten gewaltigsten Schlachten übersteigt. Und die Opfer dieses Verlustes fallen nicht einer begeisternden großen Idee zum Opfer, sondern einem heimtückischen hassenswerten Gifte, das sie freiwillig getrunken haben.

Und welche Verwüstungen richtet die Trinkgewohnheit auf ökonomischem Gebiete an! Wer täglich nur zwei Liter Bier konsumiert, verbraucht dafür im

Jahre gegen zweihundert Mark; wer es aber bis auf drei Liter bringt, opfert seiner Trinkgewohnheit schon gegen dreihundert Mark. Nun wird man freilich entgegnen: der Mensch, namentlich der junge Mann soll nicht so ängstlich rechnen; das sei kleinlich und philisterhaft. Ja — wenn der angehende Trinker selber das Geld verdienen würde, das er vertrinkt: dann könnte man es kleinlich und philisterhaft nennen, so zu rechnen. Aber er verdient dieses Geld nicht selbst; es ist das Geld seiner Eltern; und oft ein mit schwerer Arbeit hart verdientes Geld. Mit solchem Gelde sorgsam zu rechnen: das ist nicht Philisterhaftigkeit, sondern Hochherzigkeit und Gewissenhaftigkeit.

Die Trinkgewohnheit ist aber auch eine höchst gefährliche Vergeudung von Zeit. Es ist eine von den betäubenden Wirkungen des Alkohols, daß er den Menschen an die Wirtshausbank anleimt. Kein andrer Lebensgenuß wird mit einem solchen Uebermaß von Zeit erkauft, als der Genuß des Trinkens. Man findet es bei der männlichen Jugend Deutschlands wenn nicht selbstverständlich, doch keineswegs ungeheuerlich, wenn man Tag für Tag von 8 Uhr Abends bis Mitternacht bei seinem Abendtrunke sitzt. Das sind vier Stunden jeden Tag. Keinem seiner Lebensgenüsse, und wenn sie zehnmal edler wären, widmet der Kulturmensch einen solchen Zeitaufwand. Und diese Zeit wird aufgeopfert in rauch-erfüllten Stuben, in schlechter Luft, bei einem vergiftenden Tranke. Und mit diesem Zeitaufwand ist es noch nicht abgethan. Dazu kommen ja noch die Nachwirkungen am nächsten Morgen: das spätere Bereitsein zum Arbeits-

leben des Tages; das dumpfe Gefühl im Kopfe oder etwa gar ein vollendeter Katzenjammer, der den Menschen für einen ganzen Tag unfähig macht nicht bloß zur Arbeit, sondern auch zum Lebensgenuß.

Gegen diesen Vorwurf der Zeitvergeudung werden die Gewohnheitstrinker allerhand Einwände machen. Sie werden einwenden, daß der Mensch berechtigt sei, nach des Tages Arbeit den Abend zu seinem Vergnügen zu verwenden, daß das Wirtshaus nicht bloß eine Anstalt zum Trinken, sondern auch eine Gelegenheit zum Meinungsaustausch, zur Pflege der Kameradschaft und Freundschaft, eine Lebensschule und Anstandsschule sei. Das sind lauter haltlose Einwände. Was das Wirtshaus an wahrer Erheiterung bietet, ist armselig gegenüber dem, was man an wirklich erhebender und anregender Erheiterung anderwärts haben kann. Und was das Wirtshaus als Lebens- und Anstandsschule leistet: das leistet es gewiß nicht wegen des Trinkens, das dort gepflogen wird, sondern wegen des Umgangs mit Freunden und Kameraden, den man aber auch außerhalb des Wirtshauses. haben kann, wenn man nur den guten Willen dazu hat. Kein Mensch wird bestreiten können, daß im Wirtshause unter gleichbegabten jungen Leuten derjenige am meisten lernt und am meisten zur Belehrung seiner Kameraden beiträgt, der sich am wenigsten die Klarheit des Gedankens durch Trinken betäubt. Also ist es nicht das Wirtshaus, welches als Schule des Lebens erscheint, sondern der kameradschaftliche Umgang. Und daß man dieses kameradschaftlichen Umgangs nur im Wirtshause froh werden kann, das ist einfach eine

Unwahrheit, die eben die Gewohnheitstrinker zu ihrer Entschuldigung ersonnen haben. Uebrigens soll auch gar nicht das Wirtshaus aus dem Leben des Mannes gestrichen werden; nur das vielstündige dumpfe allabendliche Hinleben in qualmenden Bierstuben beim verödenden Gewohnheitstrunk. Für den, der geistige Anregung im Wirtshause sucht und zu finden weiß, sind eine oder zwei Stunden in einem Kaffeehause bei einer Tasse Kaffee oder Thee vollkommen ausreichend. Das Verderblichste, was die Trinkgewohnheit ersonnen hat, ist aber der Frühschoppen, der den Menschen gerade während der besten Arbeitszeit aus seiner Arbeit reißt und auch für den Rest des Tages die geistige Kraft und Elastizität zum mindesten stark herunterschraubt.

Aber prüfen wir einmal, was die Trinkgewohnheit als Verteidigungsgründe für sich ins Feld zu führen weiß.

Zunächst wird selten ein Gewohnheitstrinker zugeben, daß er ein Gewohnheitstrinker sei. Wer aber ist ein Gewohnheitstrinker?

Nun — jedenfalls ist ein Gewohnheitstrinker, wer an seinem Körper und Geist schon die Folgen des Trunks verspürt. Wer täglich ein paarmal in der Woche mit dumpfem Gefühl im Kopf, unlustig zur Arbeit und zum Leben erwacht, nachdem er den Abend vorher in der Kneipe verbracht hat: der ist schon Gewohnheitstrinker. Es giebt robuste Naturen, welche sechs Glas Bier des Abends vertragen, kerzengerade nach Hause gehen und auch am nächsten Morgen vielleicht nur eine halbe Stunde lang ein bißchen Arbeitsunlust verspüren. Solche robuste Naturen sind wohl geneigt, zu sagen: Was ich trinke,

schadet mir nicht; also bin ich kein Gewohnheitstrinker! Auch solche robuste Menschen werden, freilich spät erst, von der rächenden Natur darauf aufmerksam gemacht, daß sie mit ihrem Gewohnheitstrunke an sich selbst gesündigt haben.

Als einen Gewohnheitstrinker müssen wir jeden bezeichnen, der den Anlaß zum Trinken giebt, andere dazu verführt und die Mäßigkeit verhöhnt. Es ist ein ganz charakteristisches Merkmal des Gewohnheitstrinkers, daß er gerne Genossen seiner Schwachheit hat. Im Notfalle begnügt er sich freilich mit seiner eigenen Gesellschaft und ergiebt sich dem stillen Trunk. Aber wo er Genossen werben kann, thut er's mit Lust und zäher Ausdauer. Er haßt die Mäßigkeit; je mehr er Genossen darin findet, um so besser fühlt er sich selbst entschuldigt.

Der Gewohnheitstrinker sucht den Trunk; er ist Kenner; er findet die besten Quellen; er giebt sich nirgends Mühe, der Trunkgewohnheit Widerstand zu leisten. Ohne Gegenwehr ergiebt er sich all' jenen gesellschaftlichen Mißbräuchen, die zum Trinken führen — aus Bequemlichkeit, und weil ihm das alkoholhaltige Getränk besser mundet als Wasser.

Ein zweiter Grund, den die Gewohnheitstrinker für sich haben wollen, ist der, daß die geistigen Getränke Kraft gäben, daß sie zur Erquickung bei schwerer Arbeit nötig seien.

Dieser Grund ist ganz hinfällig. Er ist von der Wissenschaft längst widerlegt; auch von der Praxis. Wir wissen, daß Männer, welche die schwersten körperlichen Anstrengungen zu bestehen haben, wie Soldaten

im Felde, Entdeckungsreisende, Hochtouristen und andre Sportsleute, diesen Anstrengungen am besten gewachsen sind, wenn sie keinen Tropfen Alkohol genießen. Diese Leute wissen sehr wohl, daß der Alkoholgenuß nur ein vorübergehendes täuschendes Bewußtsein von Kraft und Frische, keine dauernde Stärkung gewährt. Bei aller geistigen Arbeit ist alkoholhaltiges Getränk geradezu widersinnig; es wird auch nur ganz ausnahmsweise ein Geistesarbeiter behaupten, daß er trinken müsse, um etwas leisten zu können.

Es giebt denkende und ernsthafte Menschen, welche behaupten, die Kulturgesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts bedürfe der Betäubung durch narkotisches Getränk, um ihr Elend, ihr Leiden und ihre Mißstimmung zeitweise vergessen zu können. Im Trinken liege Vergessenheit des Ueblen; darum müsse man das Trinken der Menschheit aus Barmherzigkeit vergönnen.

Dieser Grund, der an die edle Tugend der Menschenliebe und Barmherzigkeit appelliert, bedarf einer ernsthaften Widerlegung.

Wir fordern von der moralischen Kraft des Menschen, daß er den Verlust von teuren Angehörigen, das Scheitern seiner schönsten Lebenshoffnungen, schweres körperliches Leiden, kurz, die schwersten Schicksalsschläge, ertrage, ohne sich Vergessenheit anzutrinken. Nun sagen freilich die Verteidiger des Gewohnheitstrunkes: nicht die großen Schicksalsschläge soll der Mensch durch den Alkohol in Vergessenheit bringen, sondern die täglich wiederkehrende Not des Lebens, den jämmerlichen fortdauernden Kampf ums Dasein mit all seinen kleinen

Aergernissen; den Neid über unverdientes Glück anderer. Das seien die widerwärtigen Erlebnisse, die der Mensch im Alkohol ertränken dürfe.

Aber auch das ist nicht richtig. Wenn der Mensch die großen Schicksalsschläge ohne Alkohol überwinden muß: dann muß er auch die kleinen Aergernisse und Unannehmlichkeiten ohne solchen Trost ertragen können. Für diese Aergernisse giebt's andre Trostmittel: die Flucht in die Natur, zu teilnehmenden Freunden, zu den erhebenden Freuden der Kunst; und vor allem die Erziehung der eigenen Seele zu einem verschönenden beglückenden Lebenshumor. Das sind bessere Vergessenheitszauber als der Alkohol.

Und jetzt noch ein Letztes. Wenn der Freund des Gewohnheitstrunkes nichts mehr zu sagen weiß, so sagt er uns lachend: Geht, ihr Mäßigkeitsschwärmer! Ihr seid langweilige nüchterne Menschen und wißt nicht, daß der Mensch nie so fröhlich und witzig ist, als wenn er getrunken hat. Ihr wollt uns jene *sprühende Heiterkeit*, jenen *köstlichen Uebermut* nehmen, der das Schönste im Leben ist und der nur aus dem schäumenden Becher quillt!

Aber auch das ist zum Teile falsch, zum Teile unvollständig ausgedacht. Daß der Trinker leichter zu übermütiger Heiterkeit sich erhebt als der Nüchterne, ist wahr. Aber er erhebt sich zu dieser Heiterkeit allzuhäufig nur auf Kosten des kommenden Tages, der ihm den Katzenjammer bringt. Und was ist diese angetrunkene Heiterkeit wert? Das große Geheimnis an ihr ist, daß sie nicht auf einem glänzenderen Humor, nicht auf einer

stärkeren Widerstandskraft der Seele, nicht auf einer vollkommeneren Erhebung über die Thorheiten und Widerwärtigkeiten des Lebens beruht, sondern auf einer zeitweiligen Verdummung! Der Trinker stumpft für die Zeit seiner Benebelung seine Intelligenz, seinen Geschmack und sein Feingefühl ab; das bewirkt, daß ihm der glatteste Witz, die kindischste Albernheit ein lautes Lachen entlockt. Wenn man dieses Lachen hört: dann mag freilich eine angetrunkene Gesellschaft lustiger erscheinen, als eine nüchterne. Wenn man sich aber frägt, woher dies Lachen kam, findet man, daß es nicht ein Ergebnis sprühenden Geistes, sondern anspruchloser Dämlichkeit war.

Es giebt eine Begeisterung und eine Lebensfreude, die so hoch ist, daß sie von der lärmenden Fröhlichkeit des Zechers nie erreicht wird. Die höchsten und weihevollsten Stimmungen, die wir haben können, die ihren Sonnenschein durch unser ganzes Leben nachleuchten lassen: Das sind jene Stimmungen, die uns die Schönheit der Natur, das Große und Heilige im Menschenleben, die Begeisterung für alles Edle und Erhabene verschaffen. Wenn wir solche Stimmungen einmal kennen gelernt haben: dann lüstet uns nicht mehr nach dem lallenden Gelächter der Wein- und Bierseligkeit. Wahre Begeisterung ist mehr als Rausch; sie stellt den Menschen auf die Höhe des Lebens und läßt ihn ahnen, was als Uebermenschliches glänzt.

Was kann aber der einzelne thun, um im Kreise seiner Freunde, Kameraden und Bekannten der Trinkgewohnheit möglichst Einhalt zu thun?

Zu einer gewaltsamen Empörung gegen die Sitte des Trinkens gehört immer ein starker Mut, zähe Ausdauer, Selbstüberwindung, oft auch eine gewisse Redegewandtheit, um die Gründe der Trinker zu widerlegen.

Es giebt aber auch eine geräuschlose Opposition gegen die Trinkgewohnheit. Und diese dürfte allen empfohlen werden, welche nicht Mut und Lust zum offenen Angriff haben. Für diese geräuschlose Opposition gelten folgende Regeln:

Gieb niemals Veranlassung zum Trinken! Ueberlasse das stets anderen — auch wenn du Durst verspürst! Das ist das erste und oberste Gebot jedes Freundes der Mäßigkeit. Dieses Gebot gilt für den Moment, in welchem der Entschluß gefaßt wird, irgendwo einzukehren; aber auch später.

Widersetze dich der Einladung zum Trinken so lang und so oft als möglich! Geschieht die Einladung in liebenswürdiger Form, so widersetze dich ebenso; ist sie aber zudringlich und roh, so kann auch die Abweisung eine schroffere sein.

Am häufigsten tritt an Gegner des Alkohols die Verlockung zum Trinken in Gesellschaften und bei Festen heran, wo kein alkoholfreies Getränk geboten und doch durch Essen, Reden, Rauchen und warme Temperatur der Durst geweckt wird. Man vermeide solche Gelegenheiten, wenn man sich nicht eine sehr bedeutende geistige Anregung von ihnen erwartet oder wenn man nicht durch ganz zwingende Rücksichten genötigt ist, ihnen anzuwohnen. Falls man aber dabei sein muß, widme man sich mit besondrem Eifer der Aufgabe, bei äußerster Mäßigkeit

doch gerade so vergnügt zu werden als die Trinkenden. Wenn man dies ein oder zweimal versucht hat, gelingt es immer; und man wird staunen, daß man ohne Alkohol ebenso heiter sein kann, als die andern mit ihm. Ja man wird sogar beobachten können, daß in solchen Gesellschaften — gleiche Begabung aller vorausgesetzt — der Nüchterne viel leichter die Leitung der Unterhaltung in die Hand nehmen kann, als einer der Trinker.

Alle Bravourstücke im Trinken aber sind geradezu unsinnig. Menschen, welche glauben, etwas zu leisten, wenn sie schnell große Quantitäten geistigen Getränks in sich schütten, sind in dem Augenblicke, wo sie solches thun, gedankenloser als jedes Tier.

Sport.

Im heutigen Genußleben spielt für breite Volksklassen der Sport eine sehr wichtige Rolle. Wir verstehen unter Sport gewisse Thätigkeiten, welche Mut, Kraft und Geschicklichkeit erfordern und nicht berufsmäßig, sondern zum Vergnügen, zur körperlichen Bewegung ausgeübt werden.

Etwas Mut gehört zu jedem Sport, freilich zu manchen Sportarten weniger, zu andern mehr, weil die Gefahren bei den einzelnen Sportarten sehr verschiedene sind. Der Sport wird nicht bloß wegen der Gefahr ausgeübt, die mit ihm hie und da verbunden ist; aber es bildet einen Reiz des Sports, diese Gefahren durch Klugheit, Erfahrung und Gewandtheit zu bewältigen.

Auch etwas Kraft gehört zu den meisten Sportarten, ebenso Ausdauer, Geduld, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit, vielfach auch eine Kenntnis von physikalischen und anderen naturwissenschaftlichen Fragen.

Wegen dieser Anforderungen ist der Sport vortrefflich geeignet, manche Eigenschaften des Menschen zu wecken und auszubilden, welche menschenwürdig sind, aber durch das einförmige Berufs- und Alltags-

leben zum Verkümmern gebracht würden. Er wirkt stärkend und belebend auf den Körper und auf den Charakter.

Gewisse Nachteile hat der Sport auch. Er bietet ein Feld für die menschliche Eitelkeit und den Ehrgeiz. Der letztere muß aber wohl ein solches Gebiet haben; und da nicht alle Menschen Großes auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft, Politik und Technik leisten können, mag man es manchem hingehen lassen, wenn er seinem Ehrgeize auf dem Gebiete des Sports einen Spielraum schafft.

Der Sport führt auch nicht selten zu Geschmacklosigkeiten in Kleidung, Ausdrucksweise und Benehmen. Das können aber Menschen von Geschmack leicht vermeiden. Man muß nur nicht sein ganzes Leben, seine Gedanken und Manieren in seinem Lieblingssport aufgehen lassen. Wenn ein Sport allzusehr das Thun und Denken eines Menschen in Anspruch nimmt, kann er wohl auch zur Zeitvergeudung und zu einer gewissen Verrohung der Sitten und Gedanken führen.

Die Ausübung eines Sports ist für die einzelnen Berufsarten von sehr verschiedner Wichtigkeit. Der Seemann, der Forstmann, der Landwirt brauchen nicht erst einen Sport aufzusuchen; er bietet sich ihnen schon durch ihren Beruf dar. Dagegen haben besonders die Städter Veranlassung zum Sport, um in die Natur zu kommen, um ihre sitzende einförmige Lebensweise durch stärkere Körperbewegung zu unterbrechen.

Von den einzelnen sportlichen Thätigkeiten verdienen folgende besonders genannt zu werden.

Die Jagd, als der älteste Zweig des Sports, ist den Städtern nur bei einer gewissen Wohlhabenheit und bei genügend freier Zeit zugänglich. Aber man kann sie doch nicht bloß ein Privilegium der wohlhabenden Klassen nennen; auf dem Lande und in Landstädtchen ist sie das gewiß nicht. Das Schönste und Wertvollste an ihr ist die sorgfältige Naturbeobachtung, zu welcher sie den Jäger veranlaßt; aber auch die Abhärtung gegen Unbilden der Witterung, die Uebung im Handhaben einer Waffe sind schätzenswerte Eigentümlichkeiten.

Der Pferdesport dagegen ist als Reit- und Fahrsport den breiteren Schichten der Bevölkerung wegen seiner Kostspieligkeit unzugänglich geworden. Man muß ihn den vornehmsten Sport nennen, nicht bloß wegen des nötigen Geldes, sondern mehr noch, weil er an Mut, Grazie und langjähriger Uebung mehr fordert als die andern Sportarten. Aber auch Ehrgeiz und Gewinnsucht haben in ihm besonders weiten Spielraum gewonnen.

Das Radfahren ist heutzutage wegen seiner Wohlfeilheit und leichten Erlernung der verbreitetste Sport geworden. Als Sport steht es ja nicht hoch, weil nur wenig Mut, wenig Geschicklichkeit und Grazie dazu gehören; dafür ist es ein äußerst praktisches Fortbewegungsmittel, das an Leistungsfähigkeit Pferd und Wagen weit übertrifft. Gesundheitsschädliche Uebertreibungen, wie sie dem Radfahren zum Vorwurf gemacht werden, können überall vorkommen. Dagegen sollten Rücksichtslosigkeiten gegen das zu Fuß gehende Publikum auf das sorgfältigste vermieden werden.

Der Alpensport ist ein wohlfeiler Sport nur für

die Bewohner der Alpenländer und ihre nächsten Nachbarn. Ihn zeichnet die Freude an der wilden Hochalpenlandschaft aus; die Anregungen hehrer Einsamkeit; die Ausbildung geographischen Verständnisses; die Lust an der Ueberwindung von Schwierigkeiten und Gefahren; die dauernden Erinnerungen, welche er seinen Freunden schenkt; die Pflege treuer Kameradschaft; die Stählung des Körpers.

Vom Wassersport ist der Rudersport eine zur Kräftigung des Körpers ganz besonders zuträgliche, dafür geistig wenig anregende, zu sehr mechanische Thätigkeit. Der Segelsport dagegen verlangt wenig körperliche Anstrengung, aber Mut, Erfahrung und Geistesgegenwart. Er ist ein besonders geselliger Sport und gestattet leichter als andere Sportarten eine Geist und Gemüt anregende Unterhaltung. Zu allem Wassersport ist aber das Schwimmen Bedingung: eine der allernotwendigsten Fertigkeiten des Menschen. Es ist höchst bedauerlich, daß jahraus jahrein in Deutschland allein viele Hunderte von Menschen in kleinwinzigen Gewässern ertrinken, in Gewässern, aus welchen sich ein geübter Schwimmer durch ein paar leichte Bewegungen zu retten vermag. Wie viele blühende Menschenleben sind schon verloren gegangen bei einer sommerlichen Vergnügungsfahrt, beim Baden — bloß weil man versäumt hatte, sich eine Fertigkeit anzueignen, die in wenigen Stunden gelernt werden kann!

Der Fischereisport ist jedenfalls jene Sportart, welche am häufigsten zugleich wirtschaftliche Arbeit ist, in vielem verwandt mit der Jagd, reich an sorgfältiger

Naturbeobachtung; aber nur auf bestimmte Oertlichkeiten beschränkt und deshalb von weniger allgemeiner Bedeutung.

Der wohlfeilste Sport ist das Schlittschuhlaufen, recht eigentlich der Sport der Jugend, zugleich eine anmutige Ausdehnung des Sports auch auf die im Winterfrost schlafende Natur.

Manche Thätigkeiten erscheinen als dem Sport verwandt, aber doch kein eigentlicher Sport, sondern mehr Vorarbeiten für ernsthaftere Situationen. So alle Waffenübungen, die ja nicht Selbstzweck sind, sondern Schulung. Auch das Turnen mag hier Erwähnung finden, obwohl es gleichfalls kein Sport ist, sondern eine allseitige geregelte Ausbildung der körperlichen Kraft, Geschmeidigkeit und Gewandtheit, die alle Einseitigkeiten zu vermeiden sucht.

Manche Arten von Sport sind im Lauf der Geschichte verschwunden, wie die Zirkuskämpfe der alten Römer, die Turniere des Mittelalters. Auch manche geradezu unmenschliche, rohe und häßliche Auswüchse hat das Sportbedürfnis erfunden, wie etwa die spanischen Stierkämpfe oder die früher in England und Amerika so beliebten Boxerkämpfe. Manches wird vielleicht auf diesem Gebiete noch auftauchen; denn unsere städtische Bevölkerung kann ohne Sport nicht mehr leben. Er ist keine Sammlung von bloß zeitraubenden Liebhabereien, sondern das notwendige Gegengewicht gegen die durch einförmige Arbeit herbeigeführte Vereinseitigung und Verkümmerung geistiger und körperlicher Eigenschaften, gegen Verzärtelung und Verweichlichung.

Dilettantismus.

Dilettantismus nennen wir's, wenn jemand aus Liebhaberei, zum Zeitvertreib, sich mit solchen Thätigkeiten befaßt, die andere zu einem ernsthaften Beruf gemacht haben. Der deutsche Ausdruck für die dilettantischen Beschäftigungen ist „Liebhaberkünste"; er ist vollkommen zutreffend für einige, aber nicht für alle dilettantischen Beschäftigungen.

Der Dilettant in einem Fache thut dasselbe, was der Berufsarbeiter thut. Aber er thut es zu seinem Vergnügen. Und darum hört er auf, wenn ihn die Arbeit nicht mehr freut; er hört auch auf, wenn die großen Schwierigkeiten kommen; er vermeidet die höchsten Ziele und begnügt sich mit dem Kleinen. Auch der wirkliche Künstler hört manchmal zu arbeiten auf, wenn ihn seine Arbeit nicht mehr freut; aber nicht aus Bequemlichkeit, sondern weil er fühlt, daß es im Interesse seiner Arbeit liegt, aufzuhören.

Der Dilettant hat nicht die strenge, schulmäßige Berufsbildung wie der Berufsarbeiter. Er begnügt sich damit, leicht und flüchtig dasjenige zu lernen, was in einem Berufe nicht besonders schwer ist. Er mag sich mit dem Lernen nicht abquälen, weil er sobald als möglich

in dem gewählten Fache thätig sein möchte. Es giebt auch wirkliche Meister eines Fachs, die nicht die ganze Schule dieses Faches durchgemacht haben und dennoch nicht bloß Dilettantisches, sondern Meisterhaftes leisten. Das sind Menschen, die entweder keinen Lehrer ihres Berufes finden konnten oder sich mit keinem vertrugen. Sie können es bei ungeheurem Fleiße, und wenn sie auch vor dem Schwersten nicht zurückschrecken, doch zur Meisterschaft bringen. Das sind aber dann keine Dilettanten mehr, sondern Autodidakten, Lehrer ihrer selbst. Man muß die Autodidakten achten, um so mehr, als in jedem Fache diejenigen, welche einen Fortschritt darin herbeiführen wollen, von dem Punkt ab, wo der Fortschritt gemacht werden soll, ihre eigenen Lehrer sein müssen.

Der Dilettantismus wird aber nicht bloß als Zeitvertreib getrieben. Es sind noch tiefere Gründe für ihn vorhanden. Der Mensch hat einen starken Trieb, sich vielseitig, nicht bloß einseitig, zu beschäftigen. Ein Mann, der den ganzen Tag bloß zu schreiben oder zu sprechen hat, möchte doch die angeborne Geschicklichkeit seiner Hände nicht ganz veröden lassen. Das ist auch ein Grund, der ihn dazu treibt, Musik oder Malerei oder dergleichen zu treiben. Die menschliche Hand mit ihrer wunderbaren Gelenkigkeit verdient es nicht, daß man ihre Begabung ganz ungenützt läßt.

Es ist natürlich, daß die verschiedenen Berufsarten ihren Angehörigen die Neigung zu verschiedenen Liebhabereien beibringen. Jeder wird gern in einem Fache dilettieren, welches von seinem Berufsleben möglichst entlegen ist. Denn er will bei seinen Liebhabereien nicht

dieselben Mühen und Schwierigkeiten wiederfinden, mit welchen ihn sein Berufsleben den ganzen Arbeitstag hindurch geplagt hat.

Den Bauern ermüdet seine Tagesarbeit zu sehr, als daß er noch etwas Dilettantisches treiben könnte. Wenn er es doch thut, so treibt er am ehesten Musik. Findet man doch in jedem Dorfe irgend einen bäuerlichen Virtuosen, Trompetenbläser oder Geigenspieler. Aber auch da sind die hartgearbeiteten Hände ein Hindernis. Der Bauer hat es auch bei seiner an sich schon ziemlich mannigfaltigen Thätigkeit nicht so nötig, etwas nebenher zu treiben. Höchstens etwas Geistiges. Und in solche Thätigkeiten zieht ihn die Politik und die Beteiligung an Gemeindeangelegenheiten.

Der Handwerker wie der Fabrikarbeiter wird sich nicht leicht eine dilettantische Beschäftigung wählen, bei der er wieder die Hände, die den ganzen Tag arbeiten, bemühen müßte. Er wird die Musik oder die dramatische Kunst als Liebhaberei ergreifen. Dem Kaufmann dagegen und dem Beamten, die keine körperlich übermäßig anstrengende Berufsthätigkeit haben, ist die freieste Wahl ihrer dilettantischen Beschäftigungen gelassen: Musik, Malerei, dramatische Kunst, Litteratur und das ganze große Gebiet des Kunsthandwerks stehen ihnen offen; wer Studien nicht scheut, mag sich auch in ein oder das andere wissenschaftliche Gebiet vertiefen.

Da die meisten Menschen ihren Lebensberuf zu einer Zeit ergreifen, in welcher sie noch nicht alt und reif genug sind, um zu unterscheiden, für welchen Beruf sie eigentlich am besten passen, liegt in der Möglichkeit des

Dilettantismus auch eine gewisse Korrektur von Fehlern, die bei der Berufswahl begangen wurden. Wer seinen eigentlichen Beruf verfehlt zu haben glaubt, kann denselben späterhin doch noch als harmlosen Dilettantismus treiben. Das ist zwar kein vollkommener, aber doch einigermaßen ein Ersatz für die Verfehlung des Berufes.

Das heutige Gesellschaftsleben braucht den Dilettantismus zu seiner Veredlung. Wenn wir sehen, daß nicht nur in den Musiksalons von Fürsten, sondern auch in den verräucherten Kneiplokalen von Studentengesellschaften, von Arbeiter- und Handwerkervereinen Künste aller Art von Dilettanten geübt werden, so ist das ein deutlicher Beweis, wie notwendig der Dilettantismus für die Geselligkeit ist. Ohne ihn würde dieselbe zu öden Schmausereien und Kneipereien; er giebt ihr reiche und feine Anregungen und veredelt das ganze Gebiet des modernen Luxus.

Und das letztere thut er seit Anfang aller Zeit. Es hat ja Kulturzustände gegeben, in welchen alle Kunstübung noch Dilettantismus, nicht Sache berufsmäßiger Uebung war. Die ersten Arbeiter, welche ihre rohen Waffen, Geräte, Kleider und Hüttenbauten mit Verzierungen zu schmücken begannen, fingen als Dilettanten an. Der Dilettantismus geht der wirklichen Kunst voraus und begleitet sie. An vielen Orten, wo die den Menschen veredelnde Kunst noch keinen Boden hat, bereitet der Dilettantismus für sie diesen Boden. In unsern Bauerndörfern, wo der Schullehrer den Schulkindern die Anfangsgründe der Musik beibringt, wirkt er als ein Vorläufer für das Verständnis dieser Kunst; und das

Arbeiterkind, welches einen Bilderbogen zu bemalen lernt, wird jedenfalls eher Sinn für gute Bilder bekommen, als dasjenige, das nie solchen Dilettantismus trieb.

Was der Dilettantismus leistet, ist freilich oft recht unvollkommen; es ist Pfuscherei. Aber diese Pfuscherei ist nur zu tadeln, wenn sie sich nicht bemüht, allmählich besser zu werden.

Bei weitem die meisten Dilettanten haben sich der Musik zugewandt. Wer aber Musik als Dilettant treiben will, muß, wenn er ein angenehmes Mitglied der menschlichen Gesellschaft bleiben will, bedenken, daß der Musikdilettant vor allem bescheiden und rücksichtsvoll sein muß, weil seine Mitmenschen keineswegs immer und jede Musik hören mögen, und weil namentlich stümperhafte Musik fast von niemand gern gehört wird. Mit dieser Beschränkung verdient der musikalische Dilettantismus alles Lob.

Neben der Musik ist das Zeichnen und Malen von Dilettanten sehr verbreitet. Das ist ein Dilettantismus, durch den der Mensch ein richtiges Sehen und besseres Verständnis für Kunstwerke lernt; auch kann er mit sehr wohlfeilen Mitteln ausgeübt werden und sogar häufig von praktischem Werte für den, der ihn ausübt, werden. Für eine ganze Reihe von Berufsarten ist Fertigkeit im Zeichnen unentbehrlich, für viele wenigstens nützlich.

Viel mehr als früher ist heutzutag auch der kunstgewerbliche Dilettantismus verbreitet. Was er schafft, kann zugleich praktische Brauchbarkeit haben. Aber der kunstgewerbliche Dilettantismus, mag er nun Schnitzereien oder Drechslerarbeiten, Schlosser- oder Buchbinderarbeiten

oder was immer herstellen, braucht mehr technischen Apparat, als die eigentliche Kunst.

Wenn man den Dilettantismus mit dem Sport vergleicht, hat er seine Nachteile und seine Vorzüge. Der Dilettantismus ist gefahrlos, der Sport nicht. Der Sport ist jedenfalls für die Gesundheit zuträglicher; der Dilettantismus dagegen eher geeignet, den Erfindungsgeist anzuregen. Wer Zeit und Gelegenheit hat, der treibe neben seinem Beruf einen Sport und eine dilettantische Thätigkeit. Wer nur für eines Zeit oder Gelegenheit hat, der lasse die Rücksicht für seine Gesundheit und seine Neigung entscheiden. Das eine wie das andre ist jedenfalls dem Körper, dem Gemüt und dem Verstande zuträglicher, als einfaches Herumsitzen in Wirtshäusern.

Das Spiel.

Wie der Sport und der Dilettantismus, so ist auch das Spiel eine Thätigkeit, die keine Arbeit ist, sondern um ihrer selbst willen gethan wird, wegen eines Vergnügens, das in ihr liegt.

Vom Sport unterscheidet sich das Spiel durch die Abwesenheit der Gefahr für Leben und Gesundheit; vom Dilettantismus dadurch, daß letzterer eine ernsthafte Arbeit nachahmt, was beim Spiele nicht der Fall ist.

Das Spielen erwachsener Leute — von dem der Kinder soll hier nicht die Rede sein — hat nur den Zweck eines unterhaltenden Zeitvertreibs, zu welchem aber doch bei den Spielen im Freien auch noch die Uebung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit hinzukommt. Jedenfalls muß man, um die Spiele richtig zu würdigen, zwischen den Bewegungsspielen und den ruhigen Spielen unterscheiden.

Die Bewegungsspiele verdienen im allgemeinen mehr Lob. Sie sind ein Ersatz für das Turnen und den Sport. Unter ihnen sind namentlich einige Arten von Ballspielen in hohem Grade geeignet, nicht bloß die Kraft und Gewandtheit des Körpers, sondern auch die Schärfe des Auges und die Schnelligkeit des Entschlusses zu üben.

Für Leute, die keine Lust oder Gelegenheit zum Sport oder zum Turnen haben, sind solche Spiele ein treffliches Mittel zu gesunder und erfrischender Körperbewegung. Die Aufregungen, die der Sport bietet, haben sie nicht; auch erfordern sie keinen Mut; dafür ist die Art, wie sie den menschlichen Körper in Anspruch nehmen, eine vielseitigere und meist naturgemäßere; der Wetteifer bei ihnen harmloser. Auch haben sie viel mehr geselliges Wesen, als die meisten Sportarten; ja sie führen notwendig zu einer fröhlichen, harmlosen Kameradschaft, lassen den Ernst und Aerger des Lebens auf Stunden vergessen und gehören damit zu jenen Vergnügungen, die auch vor dem Auge des strengsten Sittenrichters Gnade finden müssen. Abstufungen sind dabei vorhanden. So stehen die englischen Bewegungsspiele, die auf grüner Wiese in freier Natur stattfinden, sicherlich höher, als unser deutsches Kegelspiel, mit dem sich ja meistens Biergenuß und Geldinteresse verbindet.

Nicht so lobenswert sind die ruhigen Spiele im Hause, am Tische. Eine rühmliche Ausnahme bildet das edle Schachspiel, schon deshalb, weil es nicht um Geld gespielt wird. Aber auch außerdem steht das Schachspiel wegen der aufregenden und schwierigen Gedankenarbeit, die es erfordert, ganz einzig da. Es schließt in sich einen fortwährenden geistigen Kampf mit der Uebung und Berechnung des Gegners, wobei jede Zufälligkeit ausgeschlossen ist.

Die bei weitem verbreitetsten unter den ruhigen Spielen sind die verschiedenen Kartenspiele. Wenn wir dieselben auch nicht geradezu als eine Erfindung des

Teufels bezeichnen wollen: eine segensreiche Erfindung sind sie sicherlich nicht. Man muß freilich noch einen Unterschied machen zwischen jenen Kartenspielen, wobei die Gedankenthätigkeit und jenen, wobei lediglich der Zufall entscheidet. Die ersteren können entschuldigt werden für Leute, die tagsüber mit anstrengender Geistesarbeit beschäftigt waren und dann irgend etwas brauchen, das ihre Gedanken nach einer ganz andern Richtung hinlenkt. Aber auch für solche ist das Kartenspiel nur zur Not verzeihlich, wenn Witterung und Jahreszeit keinerlei Bewegung im Freien, keinen Sport zulassen, wenn zu mäßigen Preisen und unter Beachtung feiner Formen gespielt wird. Junge Leute sollten überhaupt keine Karte in die Hand nehmen; für sie ist Kartenspiel nur verlorene Lebenszeit.

Geradezu verdammenswert sind die reinen Zufallsspiele (Hazardspiele), mögen sie nun Kartenspiele oder andres (Roulette, Würfeln u. dergl.) sein. Sie sind jene Spiele, welche die verzweifeltste Spielwut entfesseln und jahraus, jahrein eine erschreckende Anzahl von Menschen dahin bringen, Vermögen und Glück, Ehre und Gewissen und sogar die Existenz ihrer teuersten Angehörigen dem Dämon des Spiels zu opfern. Wenn man diesen Hazardspielen nachrühmt, daß man dabei lernt, mit Geduld und Anstand Verluste zu ertragen, so ist das ein sehr zweifelhafter Vorzug; denn Geduld und Anstand im Ertragen von Widerwärtigkeiten kann der Mensch anderwärts genugsam lernen; dazu braucht er kein Hazardspiel.

Von mancherlei „Gesellschaftsspielen“ braucht hier weiter nicht die Rede zu sein. Sie sind für ganz junge

Leute, die noch nicht genügende Welt- und Lebenskenntnis zu einer unterhaltenden Konversation haben. Für reifere Leute ist und bleibt das anmutigste Spiel, das in geschlossenen Räumen gespielt werden kann, ein gedankenreiches Gespräch über die mannigfaltigen Erscheinungen und Ereignisse des Lebens.

Naturgenuß.

Der Mensch ist ein Kind der Natur. Und eine Reihe der edelsten und reinsten Freuden verdankt er der Natur. Die Freude an den Naturschönheiten hat ihren Grund teils in der Bewunderung, welche die geheimnisvollen Gesetze der Natur verdienen; teils in der Mannigfaltigkeit, welche die Formen, Farben und Bewegungen der Naturgestalten aufweisen; teils in den neuen Entdeckungen, welche ein aufmerksamer Beobachter der Natur immerfort macht; teils in dem Bewußtsein der Herrschaft des Menschen über die Natur.

Diese Freude an der Natur zeichnet sich vor den Vergnügungen, welche wir durch die Geselligkeit genießen, durch ihre Wohlfeilheit aus; auch dadurch, daß sie an sich keinerlei üble Nachwirkung, keinen Katzenjammer, keine verletzte Eitelkeit, keinen Neid, keine durch eigene oder fremde Verstöße verursachte Mißstimmung im Gefolge hat. Wer die Natur zu genießen weiß, schöpft aus ihr Kraft, Behagen und Bereicherung seiner Weltanschauung.

Zu einem wirklichen Naturgenusse gehört vor allem eine gewisse Abhärtung gegen die kleinen Unbilden der Natur. Wen jeder kleine Regenschauer, jeder kühle Luft-

zug, jeder Sonnenbrand und jede Nässe an den Füßen in die Befürchtung versetzt, daß er davon einen Schaden an seinem Körper oder an seinem Gewand haben werde: der wird kaum rechte Freude an der Natur haben können.

Die Gesetze der Natur braucht man nicht notwendig zu kennen, um Freude an ihr zu haben. Naturwissenschaftliche Kenntnisse erhöhen diese Freude, sind aber nicht unerläßlich.

Für den Städter ist eine Bedingung des Naturgenusses auch ein gewisser Zeitaufwand. Der Landbewohner hat immer genug unverfälschte Natur um sich her, an der er sich erfreuen kann; der Städter muß sie außerhalb seiner Mauern aufsuchen. Aber die Sonn- und Feiertage bieten dafür Zeit genug, wenn sie ausgenützt werden.

Am reichsten zeigt sich uns die Natur, wo die Hauptarten ihrer Gebilde miteinander zum Vorschein kommen, wo also sowohl die steinerne Erdrinde, als auch das Wasser, die Pflanzenwelt mit ihrer Tierbevölkerung und die Luft mit ihren mannigfaltigen Farben- und Lichterscheinungen zusammenwirken, um bald große Landschaften, bald kleine interessante Einzelheiten zu unserem Gemüt sprechen zu lassen.

Die steinerne Erdrinde, ob sie nun als Fels und Berg sich aufbäumt, ob sie als Sandfläche sich dehnt oder als Fluß- und Seeufer erscheint, veranlaßt uns immer zum Nachdenken über ihre Entstehung, über längstvergangene Zeiten, wo diese Stein- und Erdmassen noch durch gewaltige Elementarmächte, durch Stoß und Druck der Erdrinde, durch Meereswogen, Stromflut und Eis-

flächen bewegt, zermalmt, gebogen und abgeschliffen wurden. Jeder Stein am Wege ist Zeuge solcher längstvergangener Naturarbeit.

Das Wasser, das uns in der Natur fast überall sich zeigt, erfreut uns durch das Erfrischende, Bewegliche, das es der Erdrinde mitteilt. Das Meer und die Ströme, Seeflächen, Weiher und Bäche bis herunter zum kleinsten Tümpel oder Wasserfaden: alles hat Farbe und Bewegung. Denn auch der spiegelglatte, stille Weiher giebt durch Verdunstung Wasser an die Luft ab, das dann in weiter Ferne als Regen oder Schnee niederfällt. So bewundern wir am Wasser seine rastlose Beweglichkeit; wir verfolgen in Gedanken die verschlungenen Wege der Bäche und Flüsse bis hinab zum Meere. Das erweitert den Gedanken.

Und was die Natur an Pflanzen und Tieren geschaffen hat, führt uns zur Bewunderung von tausendfältiger Schönheit am einzelnen. Wie an jeder Pflanze die Wurzel und der Stamm, das Geäst, die Blätter, die Blüten und Früchte ihre Eigenart haben: auch darein müssen wir uns vertiefen, wenn wir an der Natur Freude haben wollen. Alle diese Einzelheiten sagen uns etwas; sie geben uns die Aufgabe, sie zu unterscheiden und zu beobachten.

Aber selbst wenn wir uns in die Einzelheiten der Natur nicht vertiefen können, weil wir es noch nicht gelernt haben, spricht sie immer noch als Ganzes, als Landschaft, zu uns. Die Luft breitet ihren Schleier über die Ferne, wo Licht und Schatten verfließen. Und der Gegensatz zwischen dem Nahen und Fernen, zwischen dem

Deutlichen und Rätselhaften füllt die Seele mit Empfindungen, welche wir gar nicht zu bestimmen oder zu beschreiben brauchen, und welche uns doch erheben und veredeln können. Was wir bei einer warmen Naturbetrachtung denken und fühlen, wird das gesündeste, ehrlichste und natürlichste sein, das wir überhaupt denken können.

Das größte und erhabenste Stück der Natur ist immer über uns: der Himmel mit seinem blauen Aethermeer, mit seinen leuchtenden Gestirnen, mit seinen Wolken und Blitzen, mit dem ganzen reichen, wechselnden Farbenzauber seiner Erscheinungen. Allein der Anblick eines sternbesäten Nachthimmels ergießt in die Seele eines der lautersten und mächtigsten Gefühle, die der Mensch haben kann. Es ist ein Gefühl unendlicher Wißbegier, ein Gefühl verwandtschaftlicher Sehnsucht nach jenen unbeschreiblich fernen, glänzenden Weltgebilden, die einen überwältigenden Reichtum an Riesenhaftem, Unbekanntem enthalten müssen. Und so klein wir uns vorkommen gegenüber den ungeheuren Massen dieser Weltkörper, fühlen wir doch etwas Großes in uns, weil unser Gedanke uns mit ihnen verbindet. Wir können uns vorstellen, wie einzelne von ihnen noch völlig unfertig sind, in der Entstehung begriffene glühend heiße Kugeln, auf deren Oberfläche noch alles ungeklärt durcheinander wirbelt, Meer und Fels, die Keime von Pflanzen- und Tiergebilden. Und ferner können wir uns denken, wie andere dieser Weltkörper vollendet sind und von einer rätselhaften Schöpfung belebt, die bald ähnliche Züge aufweist, wie unsre Landschaften, unsre Tier-, Pflanzen- und Menschen-

welt, bald wieder Verschiedenheiten, die so groß sind, daß wir gar keine Ausdrücke dafür haben. Wir können uns denken, daß dort Bewohner hausen, die Aehnlichkeit haben mit farbigen Nebelgebilden oder mit beweglichen geometrischen Figuren, mit Meerungeheuern oder wandelnden Blumen, mit den Fäden tausendfältig verschlungener Ornamente oder mit rollenden Felsen. Und wir können uns weiter denken, daß die Bewohner einzelner dieser Weltkörper unendlich vollkommener sind als wir, so vollkommen, daß sie mit unbeschreiblich feinen und scharfen Organen wahrnehmen können, wie es bei uns auf Erden und wie es auf andern fernen Gestirnen zugeht. Und weiterhin können wir uns denken, wie jene Gestirne ihre ungeheuren Schicksale durchleben; wie einzelne von ihnen altern, zusammenschrumpfen und in Eis erstarren; wie andere durch die Gewalt innerlicher Sprengmittel zerissen werden und in unzähligen Trümmern durch den Weltraum stäuben; wie wieder andre in Flammen aufgehen und zu Asche werden oder andern Weltkörpern begegnen, von denen sie eingeschluckt werden; und wie und was die belebten, fühlenden und denkenden Bewohner jener Welten mit ihrer Heimat dabei erleben. So können sich unsre Gedanken beim Anblick des gestirnten Himmels in endlosen Weltgeheimnissen ergehen; wir können uns bei jedem jener Tausende und aber Tausende von glitzernden Sternen neue Wunder, neue erstaunliche Ereignisse und Schicksale vorstellen.

Reisen.

Das Reisen gehört zu jenen Lebensgenüssen, die am wenigsten körperlichen und geistigen Schaden bringen, bei denen auch menschliche Eitelkeit nur wenig im Spiele ist. Dafür dient das Reisen in hohem Grade als Hebel der Bildung und Weltkenntnis.

Heutzutage, wo die Eisenbahnen ein wohlfeiles Fahren über weite Strecken möglich machen, ist das Reisen gegen ehedem sehr erleichtert. Selbst für den einfachen Arbeiter — so lang er sich nicht durch Gründung einer Familie an einen Ort festgelegt hat. Ein junger beweglicher Mensch kommt ohne Schwierigkeiten durch alle civilisierten Länder Europas, findet auch in allen Städten einen oder den andern Gasthof, wo seine Heimatsprache gesprochen wird. Der Deutsche kann in London und Paris, in Petersburg und Konstantinopel, aber auch in New York und St. Francisco ganze Kolonien von Deutschen finden.

Es ist, um die Vorteile des Reisens kennen zu lernen, gar nicht nötig, so sehr ins Weite zu schweifen. Auch in der Nähe findet man Anregung und Belehrung genug. Für jeden Deutschen ist gegen ein kleines Opfer die Grenze des Vaterlandes, die nächsten größeren Städte,

eine durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnete Gegend zu erreichen. Und verschwindend gering ist vollends der Aufwand für den, der sich entschließt, nur einige Stationen weit mit der Bahn zu fahren und dann seine Wanderungen zu Fuße fortzusetzen.

Um den rechten Genuß vom Reisen zu haben, ist es notwendig, daß man nicht ohne Vorkenntnisse der Gegend reist. Man muß sich über die Landschaft, über Volk, über die Städte, die Geschichte, die Kunstschätze und Merkwürdigkeiten der Gegend schon einigermaßen unterrichtet haben, um seine Reisezeit gut anzuwenden, das Richtige zu finden. Sonst läuft man Gefahr, Uninteressantes zu sehen, während das Interessante in nächster Nähe unbeachtet liegen bleibt.

Und das Reisen hat nur Wert und Freude für den, der nicht bloß reist, weil das Reisen üblich ist, sondern der in der Absicht reist, dauernde Erinnerungen und Erfahrungen mit heimzubringen. Sich bloß von einem Gasthause ins andre setzen: das heißt nicht reisen. Man kann in jedem Eisenbahnwagen, auf jedem Bahnhofe Leute genug sehen, von denen man es wahrhaftig nicht begreift, warum sie reisen: interesselose, gelangweilte Menschen, die sich über alles ärgern, denen nichts gefällt, die sich nur für das Essen und Trinken, das ihnen gereicht wird, interessieren. Die sind's, die sich selbst und andern das Reisen vergällen.

Will man wirklich auf Reisen lernen und hohe Genüsse dabei haben, so muß man auch trachten, aus dem großen Troß der Reisenden möglichst oft und weit herauszukommen. Solange man auf den Eisenbahnen und unter

den Menschenmassen ist, bleibt man viel unselbständiger; man genießt auch viel weniger die Reize des Reisens, muß sich auch allzu oft über den Egoismus und die Unliebenswürdigkeit von Mitreisenden ärgern. Leider tritt dieser Egoismus bei Reisenden am liebsten hervor. Da muß man beständig auf der Hut sein, um nicht vom Platze verdrängt, in seinen Rechten geschmälert zu werden. Die gebildeten Klassen sind in diesem Reise-Egoismus viel schlimmer, als die breiteren Volksschichten.

Wer aus dem Reisen wertvolle Lehren für seine Menschenkenntnis schöpfen will, muß die verschiedenen Menschenklassen, mit denen er zu thun hat, behandeln lernen. Es ist ja ein großer Unterschied zwischen den Mitreisenden, zwischen dem Heer der Wirte, Kellner und Fuhrleute, mit denen man zu thun bekommt, und zwischen der ansässigen Bevölkerung fremder Gegenden. Die einen sind für den einzelnen Reisenden Konkurrenten, die andern Geschäftsleute, und nur in den Ansässigen fremder Gegend findet man uninteressierte eigenartige Menschen, die ja manchmal abstoßend, manchmal aber auch so liebenswürdig sind, daß es dauernd freundliche Erinnerungen schafft.

Kunstgenuß.

Die Kunst ist nicht bloß für die Wohlhabendsten, sondern für das ganze Volk. Ihre Häuser mit Werken berühmter Bildhauer und Maler zu schmücken: das freilich vermögen nur die reichsten Familien. Aber deswegen sind die minder Wohlhabenden nicht vom Genusse der Kunst ausgeschlossen. Der Künste sind ja viele: Dichtkunst, Musik und dramatische Kunst, Malerei und Bildhauerei. Und jede dieser Künste tritt mit vielen ihrer Schöpfungen auch vor die breitesten Schichten des Volks. Die Werke der hervorragendsten Dichter der Weltlitteratur sind in den wohlfeilsten Ausgaben zu haben; die Theater enthalten Plätze, die auch der Arbeiter von seinem bescheidenen Lohne sich manchmal bezahlen kann. In den Städten stehen Bildergalerien für unentgeltlichen Besuch offen; Kunstwerke von Bildhauern und Architekten zeigen sich in den Straßen jedem Auge. Es wird immer mehr für künstlerische Anregung der Nationen gesorgt. Wer mit den Künsten in Fühlung kommen will, findet reichliche Gelegenheit dazu.

Um freilich an den Leistungen der Künste *Freude* zu finden, muß das *Verständnis* dafür vorhanden sein. Das entsteht nicht an einem Tage; es ist ein langsam

wachsendes Pflänzchen. In einer Familie, wo keinerlei Kunst verstanden und gepflegt wird, empfängt das heranwachsende Kind auch keinerlei künstlerische Anregung. Die erste solche Anregung empfängt es durch Zufall, von außen her, wenn ihm irgend eine Kunstleistung entgegentritt. Nicht immer wird es gleich diese erste Anregung verstehen, sondern nur dann, wenn die Anregung eine verwandte Anlage in ihm berührt. Dann kommt es, ohne klares Nachdenken, zu dem Gefühl, daß die Kunst das Leben und die Dinge zu verschönern vermag. Und dann fängt es an, sich an Kunstleistungen zu erfreuen, sie aufzusuchen, sie selbst nachzumachen. Und der heranwachsende Mensch lernt nach und nach die besseren von den gemeineren Kunstleistungen zu unterscheiden. Ob sein Verständnis ausgebildet wird oder ein bloßer roher Instinkt bleibt, hängt davon ab, ob er rechtzeitig mit einem wirklich kunstverständigen Menschen zusammenkommt. Und wieder von mancherlei Zufälligkeiten, von mehr oder weniger günstiger Gelegenheit hängt es dann ab, ob sein künstlerischer Sinn bloß bei der Freude an Kunstwerken stehen bleibt oder ob er einen Schritt weiter geht und zum Dilettanten in irgend einer Kunst wird, oder ob er sich künstlerisches Schaffen zum Lebensberufe macht, als Kunsthandwerker oder als Künstler.

Diese Ausbildung des künstlerischen Verständnisses und Triebes im Menschen geht in den Städten, in wohlhabenderen Familien natürlich leichter und schneller von statten. Wer auf Bildung Anspruch macht, darf sich heutzutage den Künsten gegenüber nicht ablehnend verhalten. Man kann sogar verlangen, daß jeder, der

ein gebildeter Mensch sein will, in irgend einem Gebiete der Kunst wenigstens volles Verständnis und gewisse kunstgeschichtliche Kenntnisse sich erwerbe, namentlich die hervorragendsten Meisterwerke aller Künste kenne.

Der normale Mensch ist dazu veranlagt, an der Kunst Freude zu haben, und auch dazu, diese Freude mit andern in Gesellschaft zu genießen. Die Freude an der Kunst gehört nicht nur zu den wohlfeilsten Freuden des Lebens, sondern auch zu den Freuden, welche beständig veredelnd auf den Menschen wirken und welche keinerlei häßlichen Nachgeschmack im Leben hinterlassen. Es liegt auch im Wesen des Kunstgenusses, daß jene wohlhabenden Menschen, denen die Mittel gegeben sind, die Künste zu fördern, den Kunstgenuß nicht allein haben wollen, daß es ihnen vielmehr Freude bereitet, ihn mit andern zu teilen und künstlerische Anregungen gerne nach allen Seiten hin abzugeben.

So sehen wir in der wachsenden Freude und im zunehmenden Verständnis der Künste einen schönen und edlen Zug der heutigen Gesellschaft, einen Zug, an dem jeder teilnehmen sollte. Künstlerische Genüsse führen die Menschen verschiedenster Lebensstellungen auf einem friedlichen und heiteren Gebiete zusammen; sie lassen Gegensätze verschwinden und vergessen, machen die Herzen versöhnlich, befreien von der Last des Tages und erheben uns zu Gefühlen, die über dem Gemeinen stehen.

Neunter Abschnitt.

Der gesellschaftliche Verkehr.

Wort und Handlung.

Was im Verkehr der Menschen wirkt, sind immer entweder Worte oder Handlungen. Aber keineswegs bloß Worte, die gesprochen oder geschrieben, und Handlungen, die gethan werden. Sondern auch Worte und Handlungen, welche unterlassen werden. Das ungesprochen gebliebene Wort mag manchmal schwerer wiegen, als das gesprochene, und eine Handlung, die man unterläßt, während sie von andrer Seite erwartet wurde, kann viel weiter tragende Folgen haben, als eine Handlung, die man thut.

Worte und Handlungen also sind's, die das Netz des gesellschaftlichen Verkehrs knüpfen. Und man darf die Worte gegenüber den Handlungen nicht zu gering achten. Denn Worte können Gift sein oder Arznei, Bitterkeit oder Honigsüße, Dolchstich oder Umarmung. Es darf auch nicht übersehen werden, daß mit der zunehmenden Sittenverfeinerung immer mehr Handlungen in Worte aufgelöst werden. Wie wir für die Hinrichtung der Königin Maria Stuart nicht den Henker verantwortlich machen, welcher das schöne Haupt vom Halse schlug, sondern die stolze Elisabeth, die bloß ein Wort unter das Todesurteil setzte: so ist es in tausend und aber tausend Fällen heutzutage. Die Leitung der Ereignisse wird

durch das geschriebene oder gesprochene Wort bewirkt; den physischen Vollzug der Thatsachen haben untergeordnete Organe. Worte sind's, die Freundschaften schließen und auflösen, Worte sind der Anfang zu Bündnissen fürs Leben und zu Feindschaften, welche mit dem Tode kaum enden; Worte schließen alle Ehrung und alle Verachtung in sich, welche die Gesellschaft braucht. Die diplomatischen Verhandlungen, durch welche Verträge, Friedensschlüsse, Bündnisse zwischen ganzen Völkern zustande kommen, sind Worte; Worte sind auch die Befehle eines Feldherrn, durch welche eine Schlacht gewonnen und ein Volk befreit werden kann.

So ist das Wort im Lauf der Geschichte zu immer größerer Wichtigkeit gekommen gegenüber der Handlung. Jeder, der umfangreichere Geschäfte oder Angelegenheiten zu leiten hat, handelt nicht mehr mit wirklichen fühlbaren Thaten, sondern mit Worten, durch welche Handlungen geleitet werden. Der Schiffskapitän greift nicht selbst in die Speichen des Steuerrads, sondern giebt seinen Steuerleuten das nötige Kommando; der Eisenbahndirektor oder Fabrikleiter erläßt seine Instruktionen, der Minister seine Anweisungen; der Richter schafft seine Urteile. Das sind lauter Handlungen, die aber in Worten ausgedrückt sind.

Man muß eben bei den Worten unterscheiden zwischen solchen, in welchen Thaten stecken, und solchen, bei denen das nicht der Fall ist. Das meiste kommt dabei auf die Frage an, ob es sich um wichtige oder um unwichtige Dinge handelt. Bei unwichtigen Dingen sollen überhaupt keine Worte verloren, sondern gleich Thaten gethan werden.

Anstand und Höflichkeit.

Anstand und Höflichkeit sind äußerliche Formen, welche mit dem innern Wesen des Menschen nicht notwendig zusammenhängen. Es sind Formen, welche die menschliche Gesellschaft gefunden und in Uebung gebracht hat, um ihr Zusammenleben zu erleichtern.

Unter Anstand versteht man die Gesamtheit derjenigen äußeren Umgangsformen, welche man von jedem Menschen verlangt, der sich überhaupt unter gebildeten Menschen bewegen will. Anständig ist es, daß man reinlich und vollständig angekleidet unter den Leuten erscheint, daß man seine Nachbarn nicht in grober Unachtsamkeit mit den Ellenbogen stößt und auf die Füße tritt. Anständig ist es, daß man beim Essen und Trinken nicht wie ein Tier oder ein Wilder hantiert; daß man beim Reden keine unflätigen Ausdrücke gebraucht. Der anständige Mensch zeigt überhaupt in jeder Einzelheit seines Redens und Thuns, daß er erzogen ist, daß er einen Begriff hat von dem, was seine Umgebung für menschenwürdig und angemessen hält und beansprucht.

Die Regeln des Anstands werden dem Menschen, wenn nicht schon im Elternhause, so doch in der Schule beigebracht. Sie können auch in der Schule gelehrt

werden, weil sie leicht verständlich sind und an die gewöhnlichsten Vorgänge des Lebens anknüpfen.

Die Regeln des Anstandes sind nach Gesellschaftskreisen abgestuft. In den am höchsten gebildeten Gesellschaftskreisen giebt es auch die meisten und sorgfältigst ausgebildeten Anstandsregeln. Zur Befolgung dieser sorgfältigsten Anstandsregeln gehört mehr Zeit und Wohlhabenheit, als den breiteren Volksschichten zugänglich sind; daher sind die Anstandsregeln der letzteren etwas einfacher. Wer den ganzen Tag schwere körperliche Arbeit zu thun hat, kann nicht zum Mittagessen in feiner Kleidung und in höchster Sauberkeit erscheinen. Verzichtet doch auch der feinste Teil der Gesellschaft in einzelnen Situationen, z. B. bei einer Jagd, bei Reisen u. s. f. auf gewisse Anstandsregeln, die er für gewöhnlich fordert.

Die Regeln des Anstandes sind in allgemein verständlichen Büchern oft genug dargestellt worden. Wir können hier auf eine eingehende Darstellung derselben verzichten, weil wir die geläufigsten Anstandsregeln als allgemein bekannt voraussetzen dürfen, und weil wir erwarten dürfen, daß derjenige, der sich mit dem Inhalte unseres Buches vertraut macht, ohne Schwierigkeit die Veranlassung und den Antrieb finden wird, sich auch mit den weniger bekannten Anstandsregeln der gebildeteren Kreise bekannt zu machen.

Höflichkeit ist etwas andres, als Anstand; sie geht weiter. Der Anstand umfaßt bloß notwendige Formen des Umgangs. Die Höflichkeit geht über das Notwendige hinaus und bietet dem Mitmenschen eine Form des Benehmens, welche ihn zu gewinnen, ihm

Freude zu bereiten sucht. Daß man Bekannte auf der Straße grüßt, ist anständig; man kann sie aber ohne oder mit besonderer Höflichkeit grüßen. Die Höflichkeit ist jener Anstand, welcher einem andern mit Ueberlegung Achtung und Gefälligkeit erweisen will. Sehr häufig werden Anstand und Höflichkeit verwechselt; es ist auch schwer, eine bestimmte Grenze zwischen ihnen zu ziehen. Man kann diese Grenze darin suchen, daß man sagt: ein anständiges Benehmen dürfen wir verlangen; ein höfliches nehmen wir dankbar und erfreut entgegen. Die Höflichkeit schließt in sich nicht bloß ein Vermeiden des Unanständigen, sondern geradezu eine Absicht, dem Mitmenschen einen Vorrang zu lassen, einen Gefallen zu erweisen, ein Vergnügen zu bereiten.

Wenn man in irgend einer Lebenslage das gleiche Recht hat, wie andre, so gebietet es der Anstand, ihm dieses Recht voll zu gewähren; die Höflichkeit dagegen wird ihm sogar ein Vorrecht gewähren. Sich irgendwo nicht vorzudrängen, ist Anstand; einem andern freiwillig einen Vorrang zu gewähren, ist Höflichkeit. Niemandem ohne Grund Beleidigendes zu sagen, gebietet der Anstand; jemandem freiwillig Angenehmes sagen, ist Höflichkeit. Den Anstand nehmen wir als etwas Selbstverständliches hin und sind zum Tadel berechtigt, wenn wir ihn vermissen; für die Höflichkeit sind wir zum Danke, mindestens zu gleicher Höflichkeit verpflichtet. Unanständigkeit andrer berechtigt uns nicht zu gleicher Unanständigkeit; Unhöflichkeit andrer würde uns zu gleicher Unhöflichkeit berechtigen, wenn wir es nicht vorziehen, trotzdem höflich zu sein. Den Anstand müssen wir wahren unter Bekannten und

Unbekannten, daheim und auswärts, in der Arbeitspflicht und im Lebensgenuß; die Höflichkeit können wir unter Geschwistern, unter ganz guten Freunden, im ernsten Drange der Pflicht mitunter außer acht lassen. Der Anstand setzt die Grundlagen des gesellschaftlichen Verkehrs; die Höflichkeit schafft letzterem die anmutige Verzierung.

Der gesellschaftliche Takt.

Der gesellschaftliche Takt ist nichts andres, als ein Feingefühl in der Beurteilung der möglichen Wirkungen dessen, was man sagt und thut. Diese Wirkungen können bloß einen einzelnen treffen, möglicherweise auch ganze Gruppen der Gesellschaft, in welcher man lebt, oder die ganze Gesellschaft.

Betrachten wir zunächst das Taktgefühl gegenüber dem einzelnen.

Die Empfindungen und Stimmungen, welche wir durch unsere Reden und Handlungen im gesellschaftlichen Verkehr hervorrufen können, sind überaus mannigfache. Wir können Vergnügen und Freude bereiten oder Aerger und Mißstimmung. Wir können die, mit welchen wir verkehren, erheben und anregen oder sie niederdrücken, beschämen, herabwürdigen. Wir können sie in eine wehmütige, schmerzliche, trauervolle, bittere Stimmung versetzen oder in eine heitere, spaßhafte, übermütige. Die ganze Stufenleiter menschlicher Stimmungen und Empfindungen liegt in jeder Seele und kann im gesellschaftlichen Verkehr angeschlagen werden. Wir haben immer die Wahl, welchen dieser Töne wir berühren wollen, im

Zusammenhang mit welchen andern Tönen, und mit welchen Mitteln wir ihn wecken wollen.

Um zu wissen, wie das, was wir thun und reden, auf den andern einwirkt, giebt es nur ein Mittel: Man muß im eignen Innern alle Stimmungen und Empfindungen verstehen, welchen der gesittete Mensch überhaupt zugänglich ist.

Nun wird man freilich entgegnen: Wessen Leben ist denn so schicksalsreich, daß er alles erlebt hat, was der Mensch erleben kann; daß er aus eigner Erfahrung weiß, wie und wodurch die ganze Skala der Stimmungen und Empfindungen geweckt wird?

Wäre es wirklich bloß das eigne Erlebnis, das den Menschen über den Takt belehrt: dann wäre die Jugend bis zu ziemlich reifen Jahren hinauf zur Taktlosigkeit verurteilt. Und ebenso jene Menschen, denen das Glück Jahrzehnte hindurch bloß heiteres und freundliches Erleben beschert: sie wären dann, weil ihnen die Erfahrung fehlt, nicht imstande, zu beurteilen, was Schmerz und Kränkung verursacht; sie wären demnach verurteilt, ihren minder glücklichen Mitmenschen immer neue Schmerzen und Kränkungen zuzufügen.

Dem ist glücklicherweise nicht so. Man ist imstande, auch ohne eignes Erlebnis Takt genug sich anzueignen, um seinen Zeitgenossen nicht zum Aergernis, sondern zur Freude zu gereichen. Dazu sind freilich eine Reihe von Bedingungen erforderlich.

Die erste Bedingung alles gesellschaftlichen Taktes ist das Bewußtsein, daß man mit allem, was man spricht oder thut, wenn man unter Menschen ist, dem Räderwerk

des gesellschaftlichen Verkehrs nach irgend einer Richtung hin einen Antrieb verleiht. Dieses Bewußtsein fehlt vielen Leuten vollständig. Sie denken überhaupt gar nicht daran, daß das, was sie sagen oder thun, einen Eindruck nicht bloß nach einer, sondern nach mehreren Seiten hin machen kann. Das sind die durch ihre Taktlosigkeit berüchtigten Menschen, die Schrecken der Gesellschaft. Diese Leute reden daher, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, ob sie jemandem wohl oder wehe thun. Sie geben immerfort den Beweis, daß die absolute Gedankenlosigkeit auch die reichste Quelle aller Taktlosigkeit ist. Und da hilft keine Mahnung, keine Belehrung, weder Güte noch Grobheit. Die Taktlosigkeiten solcher Leute machen freilich auch den geringsten Eindruck. Denn man nimmt diese Menschen gar nicht als Träger irgend einer bewußten Meinung, sondern lediglich als Durchgangspunkte von Worten. Worte und Handlungen, Mienenspiel und Gebärden, als Bestandteile des gesellschaftlichen Lebens, bilden in den Aeußerungen solcher Menschen ein Durcheinander, über dessen Zusammensetzung sie sich selber nicht im klaren sind und auch sonst niemand ins klare setzen können. Sie reden, weil sie glauben, es müsse geredet sein; und sie reden das, was ihnen gerade in den Weg kommt. Hoffnungslose Albernheit ist ihre Art, Achselzucken und Gelächter ihr gesellschaftlicher Erfolg.

Wie mächtig der Eindruck, den unsere Worte und Handlungen an sich schon verursachen, durch das Mienenspiel, durch die Gebärden, welche sie begleiten, und durch den Ton, in welchem die Worte gesprochen werden,

verändert, gesteigert oder abgeschwächt wird: darüber müssen wir die Schauspielkunst befragen. Sie zeigt uns, daß man mit denselben Worten Grundverschiedenes sagen kann, je nach der Form, in welcher die Worte gegeben werden. Man kann zu jemand sagen: „Sie sind ein Ehrenmann!“ und kann in diese Worte den Ausdruck der höchsten Achtung, aber auch den Ausdruck unzweideutiger Mißachtung legen. Diese Form des Ausdruckes völlig zu beherrschen — das kann uns nur die Uebung geben. Die meisten Menschen unterschätzen die Bedeutung ihres eignen Mienenspiels, die Bedeutung des Tones, der sich von selbst in ihre Worte legt. Unser eignes Gesicht ist ein eigensinniges Ding, das uns manchen Schabernack im Leben spielt, das Nein sagt, wenn unser Mund Ja spricht, das lacht, während wir gerührt sein sollen, das unverhohlen seinen Ingrimm äußert, wenn unsere Lippe von Höflichkeit überfließt. Und dieses Gesicht ganz in der Macht zu haben, jeder seiner Falten völlig Herr zu sein: das gelingt nur jahrzehntelanger und bewußter Arbeit. So lange der Mensch nicht mindestens ein Vierteljahrhundert zählt, werden seine Mienen immer zu Verrätern an seinen Worten, sobald er nicht die volle Wahrheit spricht. Viele aber sind auch mit vierzig Jahren noch nicht völlig Herr ihres Gesichts; manche werden es ihre Lebtage nicht.

Rücksicht auf Interessen und Verhältnisse.

Wenn man den Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs in ihre Wurzeln folgen will, muß man sich zunächst fragen, wie sich denn der gesellschaftliche Verkehr überhaupt entwickeln kann. Nun — die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach. Entweder suchen wir den andern auf, oder der andre sucht uns auf oder wir werden durch dritte Personen mit Absicht, oder durch den Zufall ohne Absicht zusammengeführt.

Suche ich den andern auf, so ist es mein Interesse, das mich dazu veranlaßt — oder irgend ein anderes Interesse, welches ich für diesen Fall zu dem meinigen gemacht habe.

Sucht der andere mich auf, so ist es sein oder ein von ihm wenigstens angenommenes Interesse, das ihn dazu veranlaßt. Es können sogar meine Interessen sein, die er zu seinen eigenen gemacht hat, der Wunsch, mir dienstbar zu sein.

Ist dagegen der gesellschaftliche Verkehr zwischen mir und einem andern durch einen dritten veranlaßt, dann kann dieser dritte entweder sein Interesse oder dasjenige eines von uns im Auge gehabt haben.

So ist fast aller gesellschaftliche Verkehr zunächst ein Ergebnis gewisser Interessen.

Und selbst da, wo er bloß durch den Zufall herbeigeführt wird, wie etwa bei einer Begegnung auf der Straße oder bei einer zufällig gemeinsamen Fahrt im Eisenbahncoupé: selbst da erwachen sofort nach der Begegnung die Interessen. Entweder gefällt uns die Begegnung und wir suchen uns dem Menschen, den uns ein freundlicher Zufall in den Weg geführt hat, zu nähern, Interessantes von ihm zu erfahren; oder die Begegnung mißfällt uns und unser ganzes Interesse richtet sich dann darauf, den uns vom Zufall aufgedrungenen Verkehr auf möglichst gute Manier loszulösen oder wenigstens nicht lebhafter werden zu lassen.

Interessen also sind es, die den Verkehr verursachen; aber die mannigfachsten Interessen. Selbst bei jenem gesellschaftlichen Verkehr, der scheinbar nur die Unterhaltung der Beteiligten zum Zwecke hat, spielen die verschiedensten andern Interessen mit herein. Da ist nur ein Teil wirklich bloß von dem Wunsche, sich zu unterhalten, geleitet. Andere kamen, um mit dieser oder jener Eigenschaft zu glänzen, um diese oder jene Neugier zu befriedigen, um diesen oder jenen andern Gast zu treffen, mit welchem sie ein besonderes Privatinteresse haben; viele auch bloß, um irgend einer Verpflichtung zu genügen, irgend einem fremden Wunsche zu entsprechen.

Und nur wer diese Vielheit der Interessen begreift; nur wer sich bemüht, die fremden Interessen zu erfassen, ihre Berechtigung rasch abzuwägen und allezeit die eigenen Interessen den fremden gegenüber zu unterdrücken — nur

der hat Aussicht, es zur Meisterschaft zu bringen in der Kunst des gesellschaftlichen Verkehrs.

Aber selbst in dieser edlen Unterdrückung des Egoismus kann und muß eine Grenze gefunden werden: jene Grenze, welche uns gezogen wird durch die Achtung vor dem eigenen Wert.

Die Interessen aber, welche den gesellschaftlichen Verkehr veranlassen, können entweder offene oder verdeckte sein. Nur eine sehr ideale Weltanschauung kann verlangen und erwarten, daß alle Interessen offen auftreten; jeder Durchschnittsmensch mit halbwegs ausgebildeter Menschenkenntnis dagegen wird es begreiflich und verzeihlich finden, daß jedes Interesse so lang ein verdecktes bleibt, bis es für nötig findet, sich zu entschleiern.

Aber was hat dies mit dem Takte zu thun? Sehr viel.

Denn wenn es das Spiel der offenen und der verdeckten Interessen ist, das überhaupt die Menschen im gesellschaftlichen Verkehr zusammenführt, dann müssen wir uns doch sagen: die ersten und wichtigsten Regeln unseres Benehmens müssen wir aus den Interessen begründen, welche den andern zu uns oder uns zu dem andern führen.

Der alte Satz, daß die Verhältnisse mächtiger sind, als der Mensch, ist tausendmal richtig und tausendmal falsch. Man darf diesen Satz überhaupt nicht so hinstellen. Sondern man wird sagen müssen: die Verhältnisse sind vor dem Menschen dagewesen; er tritt in sie ein und kann sie meistern oder nicht je nach seiner und nach ihrer Kraft.

Jene Verhältnisse, unter welchen wir mit den Menschen zusammentreffen, sind es in erster Linie, aus welchen die Regeln des Taktes erwachsen und modifiziert werden.

Wenn wir nun daran gehen, die Verhältnisse zu unterscheiden, durch welche die Regeln des Taktes beherrscht werden, so müssen wir zunächst auf den großen Gegensatz zwischen dem Arbeitsleben und dem Genußleben des Menschen aufmerksam werden. Im Arbeitsleben gelten andere Taktregeln als im Genußleben.

Der Mensch, welcher im Arbeitsleben steht, darf und muß sich sagen, daß seine Zeit in erster Linie seiner Pflicht gehört. Einen Menschen in der Pflichterfüllung, in der Arbeit mit irgend einem andern Interesse zu kreuzen: das ist ein Unterfangen, welches immer von vornherein einer Entschuldigung bedarf. Es giebt Leute genug, welche das absolut nicht begreifen, welche keinen Maßstab haben, um den Wert ihrer eigenen Zeit und fremder Zeit zu messen. Daß der feinste Bummler die Pflicht hat, auf der Straße dem schwerbeladenen Lastträger auszuweichen, statt zu verlangen, daß ihm ausgewichen werde — möchte man nicht glauben, dies sei eine so einfache Regel des natürlichsten menschlichen Taktgefühls, daß sie gar nicht mehr ausgesprochen zu werden braucht? Aber leider — diese Regel kann gar nicht oft genug gepredigt werden, weil uns ein Spaziergang von wenigen Stunden in den Straßen jeder großen Stadt immer wieder belehrt, daß der Arbeit von seiten des Müßiggangs auch in unserem hochgebildeten Jahrhundert noch immer nicht jene Rücksicht zu teil wird, welche sie verdient. Und was von der Straße gilt, gilt auch für

die Gesellschaft. Auch wenn man die Sphäre des Lebensgenusses betritt, im Salon, an der Tafel, im Theater: überall verdient der arbeitende Mensch eine schonendere Rüchsicht als der Beschäftigungslose; überall werden mit Recht die Anforderungen feiner Lebensart an letzteren höher geschraubt.

Ein anderer sehr wichtiger Umstand, welcher die Regeln des Taktes modifizieren muß, ist die gesellschaftliche Umgebung, in welcher man sich befindet. Jeder Kreis von Menschen und jeder Ort schafft sich eine bestimmte gesellschaftliche Atmosphäre, und nur wer das besondere Wehen dieser Atmosphäre spürt, wird auch dasjenige sagen und thun, was für sie paßt. Diese Besonderheit jedes gesellschaftlichen Kreises zu erfassen und ihr zu entsprechen, ist nun in manchen Fällen leicht genug; manchmal aber auch recht schwierig. Daß man sich im Salon anders benimmt als im Wirtshause, im Konzert anders als im Eisenbahnwagen, auf der Jagd anders als beim Tanze und auf der Rennbahn anders als auf dem Friedhofe: das braucht man wohl keinem halbwegs gebildeten Menschen erst zu sagen. Aber die Verhältnisse müssen nach Ort und Zeit noch viel weiter unterschieden werden. Denn es ist nicht ein Salon wie der andere; es ist auch nicht ein Wirthaus wie das andere. Und es ist am allerwenigsten ein Zuhörer wie der andere. Was wir zu einem Bekannten in Gegenwart völlig fremder gleichgültiger Menschen sagen, kann eine ganz andere Bedeutung gewinnen, wenn wir es in Gegenwart seiner Vorgesetzten oder Untergebenen, seiner Frau oder seiner Kinder sagen.

Und so unterscheiden sich die Regeln des Taktes weiter nach der Umgebung und nach den Verhältnissen, die ihren Zauberkreis um uns spinnen. Sie müssen andere werden, je nachdem man sich im eigenen Hause als Wirt, im fremden Hause als Gast oder auf völlig neutralem Boden befindet; je nachdem wir aus dem Frack herausreden oder aus der Jagdjoppe. Das braucht ja eigentlich nicht gesagt zu werden; es ist selbstverständlich. Aber es hat doch nicht jeder die Fähigkeiten und die Erfahrungen, die dazu gehören, auf jeden Wechsel der äußeren Umgebung sogleich mit seinem Taktgefühl in der richtigen Weise Bescheid zu geben. Auch für den lebenserfahrenen Mann, auch für die weltkundigste Dame können völlig neue Situationen kommen, und Situationen, in welchen raschestes Vorgehen in Wort und That notwendig wird. Sonst enteilt der Moment und die Gelegenheit, das Richtige zu sagen und zu thun — und statt dessen bleibt dann nur ein melancholischer Treppenwitz zurück.

Am schwersten freilich wird die Lage dann, wenn sie zu Konflikten führt; zu Konflikten zwischen den Anforderungen der Gesellschaft und jenen des warmfühlenden Menschenherzens, zu Konflikten zwischen verderbenbringender Wahrheit und rettender Lüge, zwischen starrer Pflichterfüllung und Menschenliebe, zwischen Ehrgefühl und Freundestreue, zwischen Dankbarkeit und berechtigtem Stolz, zwischen menschlicher Satzung und der heißen Sehnsucht nach Glück.

Rücksicht auf die Menschen.

Nicht nur darum handelt sich's, was wir und unter welchen Verhältnissen es thun und reden, sondern auch darum, an wen unsere Aeußerungen direkt sich richten. Es ist die erste und wichtigste Regel alles Taktes, daß man die Menschen, mit welchen man zu thun hat, unterscheidet. Nur bei den alleroberflächlichsten Handlungen und Worten geht es an, jeden Menschen bloß als Durchschnittsmenschen zu behandeln.

Ob jemand, mit dem wir zu thun haben, zu den mehr feinfühligen Naturen gehört oder eher in die Klasse der Dickhäutigen: das ist auf den ersten Blick ja nicht zu unterscheiden. Um das unterscheiden zu können, müssen doch zum mindesten erst einige Fühler ausgeschickt werden. Ein Mensch von Takt und Lebenserfahrung hat immer solche Fühler zur Verfügung. Das sind oberflächliche Redensarten, die bei aller Oberflächlichkeit doch in so liebenswürdiger Form gegeben werden, daß sie den unbekannten Gegner nötigen, sich langsam zu demaskieren.

So lang wir keine solchen Fühler ausstrecken können, bleibt uns nichts übrig, als den Menschen lediglich nach seinen äußeren Unterschieden zu behandeln. Daß das Alter anders behandelt werden muß als die Jugend, die

Frau anders als der Mann: das braucht hier nicht mehr erörtert zu werden; ebensowenig das Gebot der Menschenliebe, welches uns dem Kranken gegenüber andere Pflichten des Taktes auferlegt, als gegenüber dem Gesunden. Und daß die gesellschaftliche Stellung der Menschen, mit welchen wir gerade umgehen, unser Taktgefühl abstufen muß: das weiß und fühlt ja auch jedes Taglöhnerweib.

Es sind deshalb nur ein paar Fragen aus diesem Kapitel, welche der Erwähnung bedürfen.

Das eine ist die Frage, inwieweit der Takt eine Berücksichtigung des Bildungsgrades derjenigen, mit welchen wir umgehen, verlangt. Und in dieser Hinsicht kann man nicht genug vor einer Ueberschätzung der Schulbildung warnen. Die Schulbildung hat äußerst wenig Einfluß auf den Takt und wir sind deshalb nicht im geringsten berechtigt, anzunehmen, daß der schulmäßig weniger Gebildete in wirklichen Fragen des Taktes minder feinfühlig sei, weil er um ein paar Sprachen weniger gelernt hat, weil seine geographischen und mathematischen, seine historischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse mangelhaft sind. Daß insbesondere Frauen mit einem äußerst geringen Maß von Schulbildung es bis zu einer vollendeten Meisterschaft des Taktes bringen, ist gar keine Seltenheit, sondern kommt sehr häufig vor und zeigt aufs deutlichste, wie wenig der Takt mit der Schulbildung zu thun hat. Und auch in den Kreisen der Männer ist es in einem weit höheren Grade der Beruf, als die Schulbildung, der auf die Ausbildung des Taktes Einfluß hat. Jeder Beruf, jede Lebensstellung, die notwendigerweise persönliches Hervortreten (Repräsentation) fordert,

muß das erfahrungsmäßige Taktgefühl steigern. Es ist ja nicht anders möglich, als daß ein Mann, welcher täglich von Berufs wegen mit zehn, zwanzig oder mehr Menschen aus den verschiedensten Lebensstellungen verkehren muß, mehr Veranlassung und Gelegenheit hat, sein Taktgefühl zu verfeinern, als derjenige, der bloß mit Büchern, Akten oder ein paar Untergebenen zu verkehren hat. Die Gelegenheit, mit vielen Menschen zu verkehren, macht's allein freilich noch nicht, sonst müßten ja Kellner und Barbiergehilfen die taktfestesten Leute sein. Es kommt auch darauf an, was man mit den Leuten zu verhandeln hat; und wenn jemand als Weinreisender oder Cigarrenreisender dreißigmal in einem Vormittag in höflicher, manchmal auch in unhöflicher Weise zur Thüre hinaus komplimentiert wird, so ist das gerade keine Berufsstellung, die das Taktgefühl steigert — so sehr sie auch immer wieder mit neuen Menschen in Berührung bringt.

Es ist eine allgemein verbreitete Anschauung, daß Armut das Feingefühl abstumpfe oder es gar nicht zur Ausbildung kommen lasse. In neunzig Fällen unter hundert mag dies richtig sein; vielleicht noch etwas öfter. Aber es ist doch nicht immer richtig. Und dem Armen taktlos zu begegnen, weil man ihm kein Verständnis für Takt zutraut, während er dasselbe etwa doch besitzt: das ist doppelt grausam deshalb, weil gerade diese Armut unter ihrem Geschick am härtesten zu dulden hat. Es ist indessen nicht so sehr schwer, sich vor dieser Grausamkeit in acht zu nehmen. Denn die Art von Armut, welche den Mangel an taktvoller Behandlung am feinsten em=

pfindet: das ist immer jene Armut, welche ihre Lage am meisten zu verheimlichen strebt. Wenn wir mit jemand zu thun haben, der nicht arm sein will, obschon wir wissen oder vermuten können, daß er es ist: dann dürfen wir unser Taktgefühl aufs höchste anspannen. Hiebei muß aber die Armut als ein relativer Begriff aufgefaßt werden, der sich auch durchaus nicht leicht feststellen läßt. Wer im Kreise seiner Berufs- und Standesgenossen das geringste Einkommen bezieht, wird leicht Gelegenheit haben, sich arm zu nennen, wenn er auch gegenüber anderen ferneren Kreisen noch ganz wohl situiert ist. Dann ist es die Sache seiner reicheren Berufs- und Standesgenossen, ihn diese Ueberlegenheit möglichst wenig fühlen zu lassen. Und wo es unumgänglich ist, daß man die Ueberlegenheit des Wohlstandes merken läßt: da kann dies wenigstens in einer so zarten Weise geschehen, daß es nicht verletzend wirkt. Wenn wir etwa durch die Umstände genötigt sind, jemandem zu zeigen, daß wir wohlhabender sind als er, daß wir uns mehr Luxus erlauben dürfen, dann können wir dies sofort gutmachen dadurch, daß wir irgend einen andern Punkt berühren und anregen, hinsichtlich dessen der andere uns überlegen ist. Und wenn wir diese seine Ueberlegenheit in liebenswürdiger Weise betonen, wird er uns gern verzeihen, daß wir genötigt waren, unsere ökonomische Ueberlegenheit einmal nicht verheimlichen zu können.

Aber wir dürfen uns hier nicht darauf einlassen, all diese Unterschiede weiter zu verfolgen.

Taktlosigkeiten.

Haben wir vorher die Grundlage des Taktes aufgesucht, so mag es wohl am Platze sein, auch die Kehrseite der Medaille zu betrachten: die Ursachen, in welchen Taktfehler liegen.

Bei jedem Taktfehler handelt es sich um eine Verletzung berechtigter Empfindungen und Gefühle anderer. Es sind hauptsächlich drei Arten von Fehlern, welche hier unterschieden werden müssen.

Eine sehr häufige Art von Taktfehlern liegt darin, daß man den Verletzten eine Ueberlegenheit fühlen läßt, welche entweder an sich unberechtigt oder wenigstens nicht notwendig geäußert werden muß.

Eine der obersten Grundregeln alles Taktes ist: Verleugne deine eigene Ueberlegenheit überall, wo es nicht im Interesse der Sache ist, sie geltend zu machen. Ist die Ueberlegenheit, die sich unnötigerweise geltend machen will, wirklich vorhanden, so macht sich ihr Träger verhaßt, ist sie nicht vorhanden, so macht er sich lächerlich. Noch viel bedenklicher allerdings ist es, wenn eine wirklich vorhandene und berechtigte Ueberlegenheit nicht geltend gemacht wird bei Gelegenheiten, wo sie geltend gemacht werden müßte.

Eine andere ebenfalls sehr häufige Art von Taktfehlern liegt darin, daß man im Umgange mit andern eine wunde Stelle ihrer Existenz, ein Defizit in ihrem Leben berührt. Es sind wohl nur wenige Menschen so glücklich, daß sie nicht eine solche wunde Stelle in ihrer Existenz besäßen. Die Berührung eines solchen Punktes darf freilich ein Taktfehler nur dann genannt werden, wenn der Punkt selbst als bekannt vorausgesetzt werden darf, wenn jemand die berechtigte Forderung stellen darf, an diesem Punkte nicht berührt zu werden. Aber wie weit bei jedem einzelnen die Ansprüche auf Schonung gehen dürfen und wo die Grenze unberechtigter Empfindelei anfängt: das ist in diesen Fällen oft ganz besonders schwer zu unterscheiden. Denn die wunden Stellen unseres Lebens schmerzen nicht immer gleich stark; und es mag selbst einem guten und langjährigen Freunde begegnen, daß er zur Unzeit an etwas rührt, was besser unberührt geblieben wäre.

Eine dritte Art von Gefühlsverletzungen liegt darin, daß eine thatsächlich vorhandene Ueberlegenheit nicht in gebührender Weise anerkannt und berücksichtigt wird. Ist diese Ueberlegenheit eine geistige, eine Ueberlegenheit des Talents, dann macht sie sich in der Regel nicht viel daraus, wenn sie von unbedeutenden Durchschnittsmenschen nicht gebührend gewürdigt wird. Sie hat besseres zu thun. Wenn aber die Ueberlegenheit, welche verletzt ward, in gesellschaftlicher Stellung, in amtlicher Macht ihren Grund hat: dann kann es dem Aermsten, der sie verkannte, manchmal teuer genug zu stehen kommen. Manchmal, sage ich. Große Herzen und große

Geister pflegen einen Taktfehler nicht zu rächen, der gegen sie begangen ward. Sie wissen, daß derjenige, der ihn beging, jahrelang sich innerlich dessen schämen wird — wenn er ein redlicher und feinfühlender Mensch ist. Und wenn er dies nicht ist — nun, dann ist ja die ganze Sache nicht der Rede wert.

Es kann auch vorkommen, daß Taktlosigkeiten begangen werden von solchen Leuten, deren gesellschaftliches Feingefühl bekannt ist, und denen man Verstöße gegen den Takt nicht zugetraut hätte. Die Ursache ist dann entweder Zerstreutheit oder eine gewisse Geringschätzung derjenigen, gegen welche die Taktlosigkeit begangen wird.

Die Taktlosigkeiten, welche mitunter aus Zerstreutheit von feinfühlenden und geistvollen Menschen begangen werden, kränken wenig oder gar nicht. Sie werden nicht ernsthaft genommen; man kennt ihren Ursprung auf der Stelle. Damit soll die Zerstreutheit nicht entschuldigt werden. Sie ist und bleibt ein geistiges Gebrechen, an welchem die edelsten Menschen leiden können. Wer in Gesellschaft von Menschen zerstreut ist, der soll einfach nicht in die Gesellschaft gehen. Aber dieser Satz ist doch in vielen Fällen leichter ausgesprochen, als befolgt. Unser heutiges Kulturleben zwingt häufiger, als es nötig wäre, den Menschen in die Gesellschaft. Da giebt es Verpflichtungen der Familie, der Freundschaft, der Kollegialität, der politischen und finanziellen Verbindungen, welche den Menschen in die Gesellschaft nötigen. Hat er aber Sorgen und Gemütsbewegungen, Pläne und Ziele, welche ihn stärker beschäftigen, als es seine Umgebung vermag, dann wird er zerstreut und in dieser

Zerstreutheit leicht in der Lage sein, Taktlosigkeiten zu begehen. Für diese muß man aber weniger ihn, als die übertriebene Repräsentationslust der Gegenwart verantwortlich machen.

Ganz andrer Art sind jene Taktlosigkeiten, die in der Geringschätzung der Person ihren Grund haben. Sie verletzen und beleidigen. Wenn einer aus dem Kreise der oberen Zehntausend einem armen aber ehrenhaften Menschen ein Trinkgeld anbietet, welches in aller Ehrerbietung zurückgewiesen wird, so mag sich der Anbietende wohl im Augenblicke klar darüber geworden sein, daß er eine Taktlosigkeit beging, die in einer Geringschätzung des Nebenmenschen ihren Grund hatte. Dieses Trinkgeld ist kein bloßes Beispiel, sondern gehört einer großen Gruppe von Taktlosigkeiten an. Der oberste Grundsatz alles Feingefühls ist, daß man niemandem weniger Feingefühl zumuten darf, als man selbst zu besitzen glaubt. Niemandem — und stünden wir in Bezug auf Bildung, Reichtum, Rang und Macht und Ruhm turmhoch über ihm.

Das gesellschaftliche Feingefühl ist eine Eigenschaft, welche mit Bildung und Reichtum nur sehr lose zusammenhängt. Der Mensch hat es als angeborene Gabe in sich; es wird erzogen, gesteigert oder abgestumpft in der Familie, in der Schule, in der Gesellschaft, im Beruf.

Es giebt Leute, welche im Rufe stehen, sehr viel gesellschaftlichen Takt zu besitzen, ohne daß sie dieses Lob eigentlich verdienten. Das sind diejenigen, welche sorgfältig jede Gelegenheit vermeiden, bei welcher ihr Taktgefühl einer gefährlichen Prüfung unterzogen werden könnte. Bedenklichen Lagen weichen sie mit glatten

Worten aus, weil ihnen die tiefste Empfindung dafür fehlt, wie sie sich in denselben zu benehmen hätten. Nun ist es eine sehr einfache Regel der Weltklugheit, bedenklichen Lagen auszuweichen. Aber diese Regel so weit auszudehnen, daß man Mitmenschen im Stiche läßt, denen man in kritischen Situationen behilflich sein könnte — das wäre nicht taktlos; aber es wäre feig und herzlos. Leider ist die Zahl derer, welche lieber eine Herzlosigkeit als eine Taktlosigkeit entschuldigen, ziemlich groß.

Der Geschmack im Umgang mit Menschen.

Der Takt ist die eine Hälfte der Umgangskunst, der Geschmack die andre. Beide Hälften ergänzen sich; aber der Takt ist die notwendigere Hälfte.

Wodurch unterscheiden sich nun Takt und Geschmack im gesellschaftlichen Verkehr?

Der Takt beruht auf psychologischer Unterscheidung, der Geschmack auf dem Schönheitssinn. Der charakteristische Gegensatz liegt darin, daß eine Verletzung des Taktes immer einen Angriff gegen das berechtigte Empfinden eines einzelnen, oder einer Gruppe von Menschen in sich schließt, während eine Geschmacksverletzung bloß gegen den landesüblichen Geschmack sich richtet, und immer nur auf ihren Urheber zurückfällt, den sie dem Gelächter oder dem Gespötte der Gesellschaft verfallen läßt. Nicht nur die Quelle sondern auch die Wirkungen sind ganz andre beim Geschmack, als beim Takte.

Wenn ein Münchener oder Stuttgarter ein Jahr in Berlin war, und nach seiner Rückkehr in einer Gesellschaft erscheint, um daselbst zu thun, als könne er nur mehr berlinerisch reden, so wird man das mit Recht als eine Geschmacklosigkeit bezeichnen. Geschmacklos kann die ganze Außenseite eines Menschen sein, seine Erscheinung, seine

Toilette, seine Redeweise, seine Bewegungen, die Gegenstände seiner Unterhaltung — all' das kann höchst geschmacklos sein, ohne daß man ihm deshalb eine Taktlosigkeit vorwerfen kann.

Sehr oft können freilich Verletzungen des Taktes und Verletzungen des Geschmackes Hand in Hand gehen.

Es giebt aber noch andre tiefgreifende Unterschiede zwischen dem gesellschaftlichen Takt und dem gesellschaftlichen Geschmack. Die Regeln des gesellschaftlichen Taktes sind uralt, sie sind gebildet worden, seit es überhaupt feinfühlige Menschen giebt; sie müssen, in der Hauptsache wenigstens, auch so lange dauern, als feinfühlige Menschen den Erdboden bewohnen. Die Regeln des gesellschaftlichen Geschmacks dagegen dürfen dem Wandel unterworfen sein und sind ihm unterworfen. Der Takt verhält sich zum gesellschaftlichen Geschmack, wie Sitte zur Mode, wenn auch manche von den Regeln des gesellschaftlichen Geschmacks das Recht und die Bestimmung haben, längeres Dasein zu behaupten, als eine Mode. Daß man im gesellschaftlichen Verkehr höflich sein soll, ist eine uralte Regel; aber die Formen der Höflichkeit sind dem Zeitgeschmack unterworfen. Manches, was noch im vergangenen Jahrhundert als höflich und fein erschien, würde heutzutage unbedingt als abgeschmackt erscheinen. Und wir wissen durchaus nicht, wie viel von dem, was wir heute im gesellschaftlichen Verkehr noch für recht passend halten, in einem halben Jahrhundert als eine Geschmacklosigkeit erscheinen wird. Heutzutage fällt es niemandem ein, die Auflösung einer Verlobung oder eine stattgefundene Ehescheidung Freunden und Ver-

wandten auf goldberänderten Karten mitzuteilen; vielleicht wird man es in hundert Jahren für geschmacklos halten, die Geburt eines kleinen uninteressanten Kindes durch Zeitungsinserat den weitesten Kreisen bekannt zu geben. Das sind Zeitfragen des Geschmacks, welche sich im Laufe weniger Jahrzehnte völlig ändern können.

Und wie der Geschmack im gesellschaftlichen Verkehr, dem Laufe der Zeit folgend, sich ändert, so ist er auch den größten örtlichen Verschiedenheiten unterworfen. Die Begrüßungsformen, die Tafelsitte, die Gebräuche bei Vorstellung und dem Bekanntwerden, das Besuchsceremoniell —: das sind lauter Dinge, die örtlich und zeitlich anders geartet sind, und die eben deshalb deutlich zeigen, daß sie, als rein formaler Natur, mit dem Takte nichts zu thun haben, sondern bloß durch den wechselnden Geschmack der Zeiten und Völker geregelt werden. Wenn man in London mit dem Hut auf dem Kopfe im Sitzungssaal des Parlaments sich bewegt, während man bei uns in diesem Fall wahrscheinlich als geisteskrank behandelt würde, so ist das einfach nationale Geschmacksverschiedenheit, über deren Berechtigung sich nicht streiten läßt. Ob es notwendig sei, wie es bei uns geschieht, zu Neujahr die Welt mit Gratulationskarten zu überschwemmen, oder ob dies ebensogut unterlassen werden könnte; ob es notwendig sei, bei der Begrüßung auf der Straße den Hut vom Kopfe zu nehmen, oder ob der Civilist nicht auch so grüßen könnte, wie das Militär grüßt; ob es bei der oder jener Gelegenheit passender sei, ein Frühstück oder ein Diner, einen Ball oder ein sonstiges Fest, oder auch gar nichts zu veranstalten: das

sind im Grunde lauter solche Geschmacksfragen, die an einem Orte so und an einem andern Orte anders erledigt werden können. Wo freilich die Sitte sich ganz entschieden für eine bestimmte Art der Erledigung dieser nnd hundert ähnlicher Fragen ausgesprochen hat, da wäre es ein gewagtes Unternehmen, sich gegen solche Regeln des gesellschaftlichen Geschmacks aufzulehnen. So lange die Gesellschaft etwas als Regel anerkennt, will sie es auch respektiert wissen, wenn sie auch dieselbe Regel nach wenigen Jahren als absurd und geschmacklos verwerfen wird.

Während es in allen Fragen des gesellschaftlichen Taktes gewöhnlich bloß eine richtige Lösung giebt, lassen die Fragen des gesellschaftlichen Geschmacks häufig verschiedene Lösungen zu. Denn der Geschmack ist, wie erwähnt, etwas Bewegliches. Es giebt werdenden und vergehenden Geschmack, und es kommt oft vor, daß, wenn eine Geschmacksrichtung im Verschwinden ist, die öffentliche Meinung zwischen mehreren neuen Geschmacksrichtungen unsicher schwankt. In solchen Zeiten ist es Sache der einsichtsvollsten und gebildetsten Kreise, ihren Einfluß auf den Wechsel des Geschmacks geltend zu machen.

Die Geschmacksregeln unsrer Umgangsformen hängen mit jenen Geschmacksregeln, die sich auf andere Gegenstände beziehen, innig zusammen. Wo die Kleidermode Thorheiten begeht, werden sicher auch die Umgangsformen etwas von diesen Thorheiten abbekommen, und es ist nicht möglich, daß eine Nation, die keinen künstlerischen Geschmack hat, etwa geschmackvolle Umgangsformen besäße. Die Umgangsformen sind nur eine unbewußte Anwendung

instinktiven Schönheitsgefühls, eine Anwendung allerdings zu einem sehr praktischen Zwecke. Denn daß der Mensch überhaupt seinen gesellschaftlichen Verkehr in gewisse äußerliche Formen zwängt, hat ja seinen Grund darin, daß durch diese äußerlichen Formen die Leidenschaft in Schranken gehalten und ein glattes Zusammenleben möglich gemacht wird. Daß es überhaupt äußerliche Umgangsformen gebe: das ist eine Notwendigkeit, ebenso wie die Sprache eine Notwendigkeit ist. Wie aber diese äußerlichen Formen sich gestalten: das ist eine Sache des Geschmacks der Gesellschaft. Dieser Geschmack bildet sich allmählich aus, als ein Produkt der ganzen Kulturgeschichte.

Innerhalb der Regeln, welche der Geschmack der Gesellschaft aufstellt, bleibt noch Spielraum genug für den Geschmack des einzelnen. Es geht da mit den Umgangsformen gerade so wie mit der Mode. Gewisse Dinge sind absolut vorgeschrieben; sie bilden die feststehende Unterlage, die dann der einzelne verzieren kann nach seinem Privatgeschmack. Daß man auf der Straße Bekannte grüßt: das ist eine von der Gesellschaft aufgestellte Regel; ob man dazu aber „guten Tag" oder „ergebenster Diener" oder „Grüß Gott" sagt, oder ob man gar nichts sagt — das hat der Geschmack des einzelnen zu entscheiden.

Und so ist's in hundert anderen Fällen auch. Es giebt ohne Zweifel Menschen, für die es bequemer wäre, wenn ihrem persönlichen Geschmacke gar nichts überlassen wäre, weil sie keinen haben.

Die Regeln des Geschmacks im Umgang.

So schwer es auch sein mag, Regeln des gesellschaftlichen Geschmacks aufzustellen: eine Richtschnur giebt es doch, die dabei behilflich sein kann und soll. Das ist die Natur. Jede Entfernung vom einfach Natürlichen wirkt, wenn sie nicht etwa durch anerkannte gesellschaftliche Regeln geboten ist, als eine Geschmacksverirrung.

Es ist ja richtig, daß jeder Mensch ein Kunstwerk sein soll, an welchem er selbst als Künstler unaufhörlich thätig ist. Aber man muß sich doch hüten, dieses Kunstwerk allzusehr zu verkünsteln und zu verschnörkeln, und über der fortwährenden künstlerischen Ausgestaltung der eignen Person schließlich in eine Manier zu verfallen, welche das Ganze ungenießbar macht. Der Mensch soll ein Kunstwerk sein; aber ein Kunstwerk, welches auf dem Boden der Natur steht und diesen Boden nie ganz verläßt. Wo unsre Umgangsformen sich über den Boden der Natur gar nicht erheben, da sind sie einfach Roheit. Aber wo sie diesen Boden völlig verlassen: da werden sie absurd.

Neben der Natur giebt es aber auch ein gewisses Mittelmaß der Umgangsformen, welches sich in der

Gesellschaft geschichtlich ausgebildet hat und in steter Weiterentwickelung begriffen ist.

Geschmacklos ist jede Aeußerung, welche zeigt, daß dem Menschen ein gewisses Maß für das Passende fehlt. Maßlosigkeit ist immer Geschmacklosigkeit.

Wir lächeln, wir dürfen sogar unter Umständen herzlich lachen, wenn jemand eine witzige Bemerkung macht. Wenn aber das Gelächter zu stark wird: dann wird es geschmacklos. Wir können jemandem unsere Anerkennung aussprechen über irgend etwas, das er gethan hat; wenn aber diese Anerkennung das rechte Maß überschreitet, wird sie geschmacklos. Wir können uns in Gegenwart andrer für irgendwas begeistern: aber auch Begeisterung wird geschmacklos, wenn sie das rechte Maß überschreitet.

So ist alles Uebertriebene in unserem Wesen geschmacklos. Um hier das richtige Maß zu finden: dazu gehört zweierlei. Einmal eine ganz bescheidene angeborene Fähigkeit; eine Fähigkeit im Abmessen unserer Aeußerungen und Gebärden.

Und andrerseits ein gewisses Minimum an Beobachtungsgabe für unsere Mitmenschen. Denn aus dem Benehmen jener Kreise, in welchen wir leben, gewinnen wir den Maßstab für jenen Spielraum, in welchem wir selbst uns bewegen dürfen, ohne geschmacklos zu werden.

Dieser Spielraum ist immer noch groß genug für den einzelnen, daß er seine Eigenart in ihm zur Geltung bringen kann, daß er nicht Gefahr laufen muß, als ein völlig uninteressanter schablonenhafter Durchschnittsmensch zu erscheinen. Es ist der Spielraum zwischen Ernst und

Heiterkeit, zwischen biedermännischer Aufrichtigkeit und kluger Zurückhaltung, zwischen glühender Begeisterung und kühlem Spotte, zwischen inniger Freundschaft und oberflächlichster Bekanntschaft, zwischen wärmstem Herzenston und glättester Gesellschaftsphrase.

Durch diese und noch durch eine Reihe andrer Marksteine oder Grenzbegriffe wird uns der Spielraum, in welchem wir uns bewegen dürfen, ohne geschmacklos zu werden, bezeichnet. Gehen wir über einen dieser Grenzbegriffe hinaus mit unserem Wesen, so begehen wir Maßlosigkeiten, Uebertreibungen — also Geschmacklosigkeiten.

Das Beste, was wir in uns haben und was wir äußern können, ist uns immer angeboren oder durch langjährige Entwickelung unser eigen geworden; das brauchen wir weder zu verschleiern noch zu verkünsteln.

Es hat jeder Normalmensch genug angeborenen Schönheitssinn, um sich selber allmählich zu geschmackvollen Umgangsformen zu erziehen, so sehr auch das harte Arbeitsleben der Gegenwart, das uns fast alle zu Sklaven unsrer Pflicht macht, bestrebt ist, dieses angeborne Schönheitsgefühl ersticken zu lassen.

Wir dürfen es aber nicht ersticken lassen, weder das Schönheitsgefühl, noch das Taktgefühl.

Denn wahrhaft als Menschen werden wir uns nur fühlen, wenn wir, gehalten durch den maßvollen Bann gesellschaftlicher Formen, wahre Herzenstöne vernehmen.

Diese Herzenstöne müssen dann und wann lauter erklingen, als das Geschwirr der eitlen Repräsentation,

lauter als der Geschäftston der tausendfach verwebten Interessen.

Herzenstöne nur entzücken und erheben; sie nur sind's, die Freundschaft und Liebe erwecken: das Beste, was den Menschen auf lichten und dunklen Wegen zu geleiten vermag.

Zehnter Abschnitt.

Schicksal und Erlebnis.

Aerger und Aufregung.

Die Lebenswege sind teils solche, die sich der Mensch selber wählt; teils werden sie ihm durch Erziehung, Anregung und Zufälligkeiten gewiesen. Dabei hat mancher einen rauhen und steinigen, ein andrer einen glatten und angenehmen Weg. Man darf nicht glauben, daß die, welche von vornherein auf einen glatten Weg gestellt sind, damit uneinbringliche Vorteile voraus hätten.

Nur wo unser Lebensweg durch ein wirklich feindseliges Schicksal gekreuzt wird, vermag uns dieses weit hinter unsere Zeitgenossen zurückzuschleudern. Die kleinen Hindernisse auf dem Lebenswege dagegen dürfen uns nicht aufhalten; sie sind dazu da, um überwunden zu werden.

Wir haben mancherlei Bezeichnungen für diese kleinen Hindernisse auf dem Lebenswege. Wir nennen sie Aerger, Aufregungen, Widerwärtigkeiten und so weiter. Und wir verstehen darunter Ereignisse, welche kommen, aber auch ebensogut wegbleiben könnten; Ereignisse, auf welche wir tagtäglich gefaßt sein müssen, obschon sie uns an guten Tagen auch ganz verschonen können. Bekümmern und beängstigen können sie uns nicht; dafür sind sie zu geringfügig; aber sie können uns ärgern.

Es ist etwas eigenes um den Aerger. Manche Menschen ärgern sich ununterbrochen. Sie ärgern sich über das Wetter, über Essen und Trinken, über ihre Mitmenschen, über öffentliche Angelegenheiten, über alle leblosen Dinge, mit denen sie zu thun bekommen. Aerger zehrt am Leben. Vielleicht ist er aber denen, die sich immerfort ärgern, als ein Geschenk von der Natur gegeben, damit sie nicht zu fett, zu bequem, zu selbstgenügsam werden.

Jedenfalls ist der Aerger so unangenehm, daß man sich alle Mühe geben muß, sich nicht zu ärgern. Man wird sich am wenigsten ärgern, wenn man von keinem Ding und von keinem Menschen mehr verlangt und erwartet, als er absolut, seiner Natur nach, leisten muß. Wer sich von vornherein auf einen holprigen Lebensweg gefaßt macht, ärgert sich nicht über die Steine, die er darauf findet; während der, welcher immer glatte Wege haben möchte, sich über jedes Steinchen ärgert.

Etwas andres, als der Aerger, sind Aufregungen. Aerger ist immer unangenehm. Aufregungen können angenehme oder unangenehme sein; meist sind sie das letztere. Was uns Aufregungen verschafft, sind die unerwarteten, ungewöhnlichen Ereignisse, jene Ereignisse, die eine Zeitlang Unentschiedenes enthalten. Man kann vor, während oder nach derartigen Ereignissen aufgeregt sein. Das letztere ist am besten. Ein junger Mensch, der eine Prüfung zu machen hat, wird dieselbe immer am besten machen, wenn ihm sein Temperament und seine Selbstzucht gestatten, sich nicht vor oder während der Prüfung, sondern erst nachher aufzuregen.

Daß uns ein Ereignis oder ein Zustand, von dem wir nicht ganz bestimmt wissen, welchen Ausgang er haben wird, einigermaßen aufregt, ist natürlich. Wenn wir selber oder jemand, der uns teuer ist, in irgend einer Gefahr sind, regt uns das auf; und die Aufregung ist um so stärker, je bedeutender die Gefahr ist und je lebhafter unsere Phantasie die möglichen Ausgänge uns darstellt. Ein Leben ohne alle Aufregungen ist uninteressant; darum suchen manche Menschen Aufregungen künstlich in ihr Leben zu bringen, durch gefährlichen Sport, hohes Spiel, waghalsige Unternehmungen, ehrgeizige Ziele, Abenteuer auf dem Gebiete der Liebe und Eifersucht. Das werden meist solche Menschen sein, die einen gewissen Ueberschuß an Lebenskraft in sich spüren, den sie auf den gewöhnlichen Lebenswegen und in den Alltagsereignissen nicht verwerten können. Man will ja nicht nur leben, sondern auch etwas erleben. Ob man sich das Erlebnis künstlich steigert oder mit dem zufrieden ist, was der geregelte Verlauf des Daseins bietet: das ist Temperamentssache. Aber natürlich und gerecht ist es, daß diejenigen, die sich künstlich ein gesteigertes Erlebnis herbeizuführen trachten, auch selber den Tadel und den Spott zu tragen haben, wenn das Erlebnis zu einem schiefen Ausgang führt.

Langeweile.

Langeweile zu haben ist kein Laster und kein Verbrechen, und doch ein arger Fehler. Denn wenn jemand sagt, er habe Langeweile, so sagt er damit, daß ihm die Zeit zu langsam vergeht, daß er also nichts anzufangen weiß, damit die Zeit rasch genug vergeht. Er bekennt also eine innerliche Oede und Leere.

Und ist die Langeweile niemals entschuldbar? O doch!

Wenn ein gescheiter Mensch erleben muß, daß sich in irgend einer Gesellschaft ein Dummkopf an ihn hängt, den er nicht abschütteln kann und der ihn eine halbe Stunde lang mit fadem Geschwätz anödet: dann ist er allenfalls berechtigt, zu denken: Wie langweilig!

Oder wenn man stümperhafte Musik anhören und aus Rücksichten nicht davonlaufen kann, wenn etwas Unbedeutendes vorgetragen wird, während man verpflichtet ist zuzuhören: dann mag man Langeweile empfinden.

Kurz: man ist zum Gefühl der Langeweile berechtigt, wenn man nicht die Freiheit hat, sich mit etwas Besserem zu beschäftigen, als das ist, was einem gesellschaftliche Rücksichten gerade auferlegen.

Sobald man allein ist oder die Gelegenheit hat, allein zu sein, darf man keine Langeweile empfinden.

Es giebt — ausnahmsweise — auch noch einzelne andere Lagen im Leben, wo auch ein denkender Mensch mitunter ein Gefühl von Langeweile empfinden darf.

Solche Lagen ergeben sich dann, wenn man auf irgend ein Ereignis wartet, und während der Zeit des Wartens doch nicht die Ruhe, die Sammlung hat, um sich mit Lesen, mit unterhaltender Beobachtung kleiner Vorgänge, mit dem Spiel der eigenen Gedanken zu beschäftigen.

Solches Warten soll man möglichst vermeiden. Es ist in Wirklichkeit verlorne Lebenszeit.

Nehmen wir an, ich sitze im Wartesaal eines Bahnhofes und habe eine Stunde lang zu warten, bis mein Zug abgeht. Habe ich ein Buch oder eine Zeitung bei mir, so lese ich; das ist das nächstliegende. Aber wenn alle fünf Minuten ein Bahnbediensteter kommt und mit lauter Stimme in meiner nächsten Nähe zu den Zügen abruft, stört mich das im Lesen. Damit ist's also nichts. Ich beschäftige mich also, indem ich mich durch Vorgänge im Wartesaale unterhalte. Das geht an, wenn diese Vorgänge wirklich der Mühe wert sind, daß man sie beobachtet. Aber wenn ich bloß schläfrige, uninteressante Menschen um mich her sehe, an denen ich höchstens bemerke, daß ihnen das Warten ebenso unangenehm ist wie mir, hat auch das keinen Reiz. Es bleibt mir also nichts übrig, als mich ganz in mich selbst zurückzuziehen und meinen Gedanken nachzuhängen, Ereignisse der Vergangenheit an mir vorüberziehen zu lassen und solche der

Zukunft mir auszumalen. Auch das hat aber einen wirklichen Reiz für den Menschen nur dann, wenn er sich die Umgebung zu solchem Nachdenken nach Belieben wählen darf. So lang man aber diese Freiheit hat, darf man nicht von Langeweile reden.

Es giebt langweilige Menschen, langweilige Gegenden, langweilige Dinge und langweiliges Thun. Langweilige Menschen und Gegenden vermeidet man; langweilige Dinge läßt man liegen. Langweiliges Thun muß, wenn es Pflicht ist, gethan werden; man kann sich dasselbe kurzweiliger machen durch die Bemühung, es abzukürzen oder interessanter zu machen; oder, wo das nicht angeht, dadurch, daß man seine Gedanken gleichzeitig mit andrem beschäftigt. Immer aber ist die Kunst, seine Gedanken zu beschäftigen, das gründlichste und notwendigste Mittel, um die Langeweile zu bekämpfen, um jeden Augenblick des Lebens auszufüllen und dadurch das Leben viel, viel reicher zu machen, als es ohne dieses wäre.

Haus und Heimat.

Mancher ist so glücklich, von kleinauf Haus und Heimat zu haben. Es ist etwas köstliches um solch eine Heimat, auch wenn sie recht bescheidener Art ist. Die Heimat umfaßt nicht bloß das Elternhaus, sondern auch dessen ganze Umgebung, soweit sie überschaut werden kann; die Landschaft, die Nachbarhäuser, die ganze Ortschaft, all die bekannten Menschen darin; die Ereignisse, welche sich an all das anknüpfen.

Wird der Mensch durch seinen Lebensgang späterhin aus dieser Heimat geführt, so kann sie doch ihren Zauber für ihn beibehalten, wenn er manchmal als Gast wieder in ihr einkehrt, wenn etwa Geschwister, mit denen er sich gut versteht, dort seßhaft geblieben sind, oder alte liebe Jugendfreunde. Dann wird er der Heimat nicht entfremdet, sie bleibt ihm nach wie vor das Nest seiner Kindheit.

Kommt er freilich schon in jungen Jahren fort von dieser Heimat und läßt er nichts Liebes dort zurück, so wird er ihr mit der Zeit fremder und fremder. Sie mutet ihn immer noch freundlich an, so lange er dort Leute kennt. Aber wenn die letzten dahin sind, die er in der Jugend gekannt hat: dann kann auch so eine alte Heimat ihre Anmut verlieren.

Sich eine neue Heimat zu erwerben, gelingt ja vielen, die im Leben Erfolg haben. Aber wenn solch eine neue Heimat wirklich den ganzen Reiz des Heimatlichen haben soll, setzt sie voraus, daß man Grundeigentum hat, daß man eine Stätte sein nennt, wo man lieber ist als sonstwo in der Welt, wo man jahrelang gelebt und gearbeitet und Bekannte und Freunde erworben hat.

Manche bleiben auch zeitlebens heimatlos. Das sind jene, für welche die Heimat ihrer Kindheit fremd geworden ist und die keine Gelegenheit fanden, sich an einem andern Platze so völlig einzuleben, daß er ihnen der liebste Platz in der Welt werden konnte.

Das Heimatgefühl der Menschen ist sehr verschieden entwickelt. Je schöner und ansprechender eine Heimat ist, je reizvoller das Familienleben, das man in derselben genießt, je länger man frohe Jugendjahre in ihr verlebt hat: umsomehr wird sie dauernd Platz im Herzen des Menschen gewinnen. Aber auch die einzelnen Gemüter sind nicht gleich empfänglich für den Zauber der Heimat. Unruhige strebsame Menschen mit bewegten Lebenszielen und wenig entwickeltem Gemütsleben klammern sich weniger an die Heimat an als jene, die mehr ihren Gedanken und Gefühlen leben. Mancher denkt sich: meine Heimat ist da, wo ich den meisten Erfolg im Leben habe; und er kommt dann vor lauter Streben nach Erfolg doch nicht dazu, sich irgendwo recht heimisch zu fühlen. Andre, die gar nie von ihrer Heimat fortgekommen sind, wurzeln ungewöhnlich tief in ihr und vertragen die Trennung von der Heimat schließlich überhaupt nicht mehr.

So ist die Heimat von tiefer Bedeutung für das ganze Leben des Menschen. Sie füllt ihn von klein auf mit Eindrücken und Anschauungen an, die er später nie mehr ganz aufgiebt. Sie ist mit ein Hebel der Erziehung, indem sie auch für lange Zeit auf die Lebensansprüche bestimmend einwirkt. Dieser starke Einfluß der Heimat zeigt sich schon darin, daß sie den Menschen oft für sein Lebenlang mit einem gewissen Dialekt versieht. Die Liebe zur Heimat klingt zusammen mit einigen der schönsten Charakterzüge des Menschen: mit der Treue und mit der Vaterlandsliebe. Denn die Vaterlandsliebe ist ja nichts anderes, als eine erweiterte Heimatliebe.

Es ist schön und traulich, irgend einen Platz in der Welt nicht bloß mit dem Munde, sondern mit dem Herzen seine Heimat nennen zu können. Wohl kann manchmal die Heimatliebe, wenn sie übertrieben stark ist, zu einem Fehler werden, der den Menschen in allzu engem Kreise festhält und ihn, wenn er seine Heimat nie verläßt, in seiner ganzen Weltanschauung beschränkt. Aber diese Beschränkung macht den einzelnen glücklicher, als heimatlose Flucht von einem Platze zum andern; und sie weckt Kräfte in ihm, die für die Heimat und die Familie oft wertvoller sind als der weitere Blick und die größere Weltkenntnis des heimatlosen Menschen.

Irrungen und Täuschungen.

Mit dem ersten Schritte, welchen der Mensch aus dem Vaterhause heraus in die Welt unternimmt, erschließt sich für ihn ein weites Feld der Irrungen und Täuschungen.

Von Irrungen sprechen wir, wenn falsche Vorstellungen über Menschen und Dinge in uns selbst entstehen, weil wir nur die Oberfläche und nicht das Innere, und selbst die Oberfläche nicht immer richtig sehen; weil wir leicht geneigt sind, Wichtiges für unwichtig, Unwichtiges für wichtig zu halten; weil wir sehr häufig die Gründe verkennen, die das oder jenes herbeigeführt haben und weil wir sehr häufig auch die Folgen nicht voraussehen, die ein Thun oder ein Ereignis haben kann und muß.

Und von Täuschungen reden wir, wenn solche irrige Vorstellungen durch andre in uns hervorgerufen werden.

Wir können uns irren und täuschen in Bezug auf uns selber; in Bezug auf unser Talent, unsere Kraft, unsere Erfahrung und Ausdauer. Wir sind leicht geneigt, diese unsere für den Lebenskampf notwendigen Eigenschaften zu überschätzen, viel seltener werden wir sie unter-

schätzen. Man kann ja vom Menschen nicht verlangen, daß er seine eigenen Eigenschaften ganz genau, auf ein Haarbreit, richtig abschätze. Schätzt er sie zu niedrig, so wird er sich an manche Aufgabe nicht wagen, die er recht wohl bewältigen könnte. Schätzt er sie zu hoch, so wird er gegenüber mancher Aufgabe, an die er sich gewagt hat, unfähig sein. Man kann den einen wie den andern Fehler meistens vermeiden, wenn man sich die Aufgaben, vor die einen das Leben stellt, zu teilen sucht.

Wir können uns ferner täuschen in Bezug auf die Menschen, mit denen wir zu thun haben. Auch diese können wir zu gering oder zu hoch schätzen. Je tiefer jemand auf der Stufenleiter der Lebensstellungen noch steht, um so weniger Bedeutung haben derartige Irrtümer noch für ihn. Denn solange man sich in unselbstständigen Stellungen befindet, hat man ja einfach zu gehorchen, Pflichten zu erfüllen nach vorgeschriebenen Anweisungen; man hat nicht andere zu prüfen, sondern man wird geprüft auf den eigenen Wert. Je höher dagegen jemand in der Lebensstellung emporsteigt, je mehr er nicht bloß mit andren über Leistung und Gegenleistung selbständig unterhandelt, sondern auch Untergebene erhält: um so wichtiger wird es für ihn, seine Hilfskräfte, seine Untergebenen möglichst genau zu beurteilen, damit er jeden an den Platz stelle, wo er das beste leistet, damit er keinem zu wenig, keinem zu viel zumute, damit er wisse, wer sein ehrlicher, verläßiger Freund, wer sein Gegner und wer als Zweifelhafter zu betrachten sei.

Wir können uns auch irren in Bezug auf die Dinge. Da freilich sind die Irrtümer nicht so bedenk-

lich, weil die Dinge keine undurchsichtige Seele haben, wie die Menschen, weil sie leblose Sachen sind, deren Wert und Unwert, deren sonstige Eigenschaften ziemlich allgemein bekannt sind.

Ebenso können wir uns sehr häufig irren in Bezug auf die mannigfachsten Verhältnisse. Also hinsichtlich der Beziehungen, in welchen die Menschen untereinander und zu den verschiedenen menschlichen Gemeinschaften stehen. Wir können diese Beziehungen für enger oder lockerer, für dauernder oder vergänglicher, für ernsthafter oder flüchtiger, für freundlicher oder friedlicher halten, als sie in Wirklichkeit sind. Für gewöhnlich geht es uns ja nichts an, ob der Hinz und der Kunz sich mögen oder nicht. Aber wer ins öffentliche Leben eintritt, wer oft mit vielen Menschen zugleich zu thun hat: für den sind die Beziehungen zwischen diesen Menschen keineswegs gleichgültig. Er muß beurteilen können, wo gleiche und wo ungleiche Interessen bestehen, wo Eintracht und Verständnis, wo Zwiespalt und Mißverständnis herrschen, wo der Eigensinn und wo der Gemeinsinn die Handlungen lenken. Auch die Einsicht in diese Verhältnisse gehört mit zu den großen und schweren Aufgaben aller, die in leitenden Stellungen stehen.

So ist denn das Gebiet der freiwilligen Irrtümer und mit ihnen zugleich jenes der beabsichtigten Täuschungen ein sehr großes —: so groß, wie das ganze Leben. Man kann in wirtschaftlichen und religiösen, in politischen und gesellschaftlichen, in künstlerischen und wissenschaftlichen Fragen irren.

Irrungen in wirtschaftlichen Fragen können zu

falscher Wertschätzung von Vermögensbeständen, zu falscher Beurteilung von wirtschaftlicher Gefahr, zu mangelhaftem Haushalt, zu Verlust und Bankerott führen. Irrungen in religiösen Fragen haben zur Folge inneren Zwiespalt, schmerzliche Zweifel, verderblichen Fanatismus und religiösen Haß. Irrungen in politischen Fragen führen zu verkehrten politischen Bestrebungen, zum Parteifanatismus, zu untauglichen Gesetzen und Staatseinrichtungen, zu politischen Verbrechen. Irrungen in künstlerischen Fragen sind noch die harmlosesten; sie führen höchstens zu falschen Geschmacksrichtungen und wechselnden Modethorheiten. Irrungen in gesellschaftlichen Fragen können Unbilligkeiten erzeugen, welche im gesellschaftlichen Verkehr begangen werden; das kann sich steigern bis zum gesellschaftlichen Untergang einzelner Personen und zum gefahrvollen Klassenhaß. In wissenschaftlichen Fragen sollen Irrungen ausgeschlossen sein; sind es aber nicht völlig, obwohl die Wissenschaft ununterbrochen darauf ausgeht, jede neue Meinung mit unbarmherzigem Ernst auf ihre Haltbarkeit und Wahrhaftigkeit zu prüfen.

Jeder Irrtum verlangt seine Berichtigung; und das, was durch den Irrtum entstand, seine Vergütung. In einen Irrtum zu verfallen, ist allgemeines Menschenlos. Im Irrtum zu beharren, obwohl man auf ihn aufmerksam gemacht wird, ist Dummheit und Verstocktheit; einen Irrtum nicht ehrlich zu bekennen, ist Eitelkeit, falscher Stolz oder Heuchelei; zum Irrtum zu verführen ist Schlechtigkeit und Schurkerei.

Unglück, Trauer und Sorge.

So lang das Alltagsleben seinen gleichmäßigen Gang dahingeht, ist es leicht, Regeln für dasselbe aufzustellen, und leicht, sie zu befolgen. Wird sein Gleichgang durch besondere Glücksfälle unterbrochen: dann möge jeder zeigen, daß er in seiner Art sich ihrer würdig erweise. Wenn aber das Alltagsleben durch Trauer und besonderes Unglück unterbrochen wird; wenn graue Sorge sich darauf mit bleiernem Drucke legt: dann lassen die für das Alltagsleben aufgestellten Regeln im Stiche. Dann tritt an den Menschen die Aufgabe heran, seine ganze Kraft, seinen ganzen Schatz an innerem Rüstzeug zusammenzunehmen, um den Wetterschlägen, die ihn treffen, standzuhalten.

Der eine hat seinen festen Glauben und sucht Trost und Hilfe bei diesem Glauben, in seiner Religion. Ein anderer aber, dem kein solch fester Glaube eingeflößt ward oder dem er in Zweifeln dahingeschwunden ist, muß auch sehen, wie er mit Schicksalsschlägen und mit den herbsten Unbilden des Daseins fertig wird. Und dem einen wie dem andern kann zu seinem Glauben oder Unglauben ein Mehr oder Weniger an Hoffnung, Geduld, Ausdauer, schweigender Ergebung verliehen sein.

Was nennt der Mensch Unglück? Was versetzt ihn

in Trauer? Die Ereignisse, die das vermögen, lassen sich in wenigen Worten aufzählen. Es sind: Verlust von teuren Angehörigen; schwere Schädigung an der Ehre; Vermögensverlust; Krankheit und Siechtum; unglückliche Liebe; Scheitern der schönsten Lebenshoffnungen; erlittenes schweres Unrecht. Das sind Schicksalschläge, die uns treffen können ohne jegliches, oder wenigstens ohne ein nennenswertes Verschulden. Kaum ein Menschenleben ist, das von allen diesen Schicksalsschlägen für immer verschont wird. Und manches Dasein ward von einem dieser Schläge in die Nacht des Wahnsinns geworfen oder zum Selbstmord gedrängt. Aber sie müssen ertragen werden; und zwar mit Würde und Fassung.

Manche dieser Schicksalsschläge sind nicht völlig unabwendbar. Gegen schwere Schädigung unserer Ehre sichert uns eine ehrenhafte Lebensführung fast völlig. Wenn auch boshafte Verleumdung versucht, eine solche Schädigung herbeizuführen, kann das nur vorübergehend sein. Gegen die stärksten Vermögensverluste sichert uns ein sorgsamer Haushalt; gegen Krankheit und Siechtum wenigstens annähernd eine naturgemäße Lebensweise; gegen das Scheitern großer und schöner Lebensziele ein planmäßiger Aufbau derselben und unerschütterliche Ausdauer in ihrer Verfolgung. Daß uns teure Angehörige hinwegsterben oder durch ihre Lebensführung uns in tiefe Trauer versetzen: dagegen schützt uns freilich nichts; auch dagegen nicht, daß uns die Liebe ihr Glück versagt. Und wenn wir dafür keinen andern Trost wissen, so müssen wir uns damit trösten, daß das die Menschen seit Jahrtausenden getragen haben und weiter tragen müssen; daß

auch jeder von uns seinen Anteil daran haben muß; und daß wir Leid vergessen können und immer besser vergessen lernen, je mehr Zeit darüber hingerauscht ist. Der wildeste Jammer wandelt sich in stille Trauer; und diese endlich in wehmütiges Erinnern, das kein Schmerz mehr ist, sondern ein Schatz der Seele, der unser Leben mit milder Schönheit füllt und unser Denken adelt.

Wenn solches Unglück noch nicht hereingebrochen ist, aber über unserm Leben drohend hängt, versetzt es uns in den Zustand der S o r g e. Die Sorge ist ein Druck, der auf uns lastet und unser Leben umschleiert. Wir sorgen uns um unser tägliches Brot, wie um höhere Lebensziele; wir sorgen uns um unsere Gesundheit und um unsere Lieben. Es giebt Menschen, die sich um winzige Kleinigkeiten sorgen und andere, deren Sorge nur auf Großes gerichtet ist; und während mancher seine Sorgen nie vergessen kann, weiß ein anderer sie leicht und lachend zurückzudrängen. Auch Menschen, die mit Glücksgütern gesegnet sind, machen sich mancherlei Sorgen; sie sorgen sich gerne um ihre Gesundheit und haben damit mehr Sorgen als irgend ein armer Teufel, der von der Hand in den Mund lebt. Die Sorge ist wohl etwas, das von außen her auf uns drückt; aber sie ist zugleich der Grad, in welchem wir diesen Druck empfinden wollen und empfinden.

Die Sorge darf uns spornen, zur Vorsicht und Umsicht mahnen; aber nicht erdrücken. Und wir müssen sie, um zu leben, mitunter auch vergessen können. Es giebt Alltagssorgen, die immer wiederkehren und das Los der meisten Sterblichen sind. Ihnen gegenüber bleibt nichts

übrig, als sie durch Gewohnheit erträglich zu machen, durch Humor zu verschönen, durch Arbeit zu bekämpfen und nicht durch Thorheiten zu steigern. Daß man die Sorge fühlt, ist menschlich; der Weise zergliedert sie, der Starke bekämpft sie, der Leichtsinnige wirft sie in den Wind, der Schwache erliegt ihr. Aber das in den Wind werfen ist bedenklich; denn sie kehrt leicht mit verdoppelter Schwere zurück.

Unser Leben ist an die Sorge gebunden, wie der Tag an die Nacht. Die Sorge ist die Mutter der Vorsicht und der Mäßigung, der Sparsamkeit und der Erfindungen. Ohne die Sorge wäre der Mensch wie ein Schmetterling, gaukelnd und thatlos; ohne die Sorge würden seine Freuden zur inhaltleeren Langeweile. Erst die Sorge läßt uns überhaupt empfinden, was die Freude ist, wenn wir jene für Stunden oder Tage vergessen und diese mit leuchtendem Antlitz uns grüßt.

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.